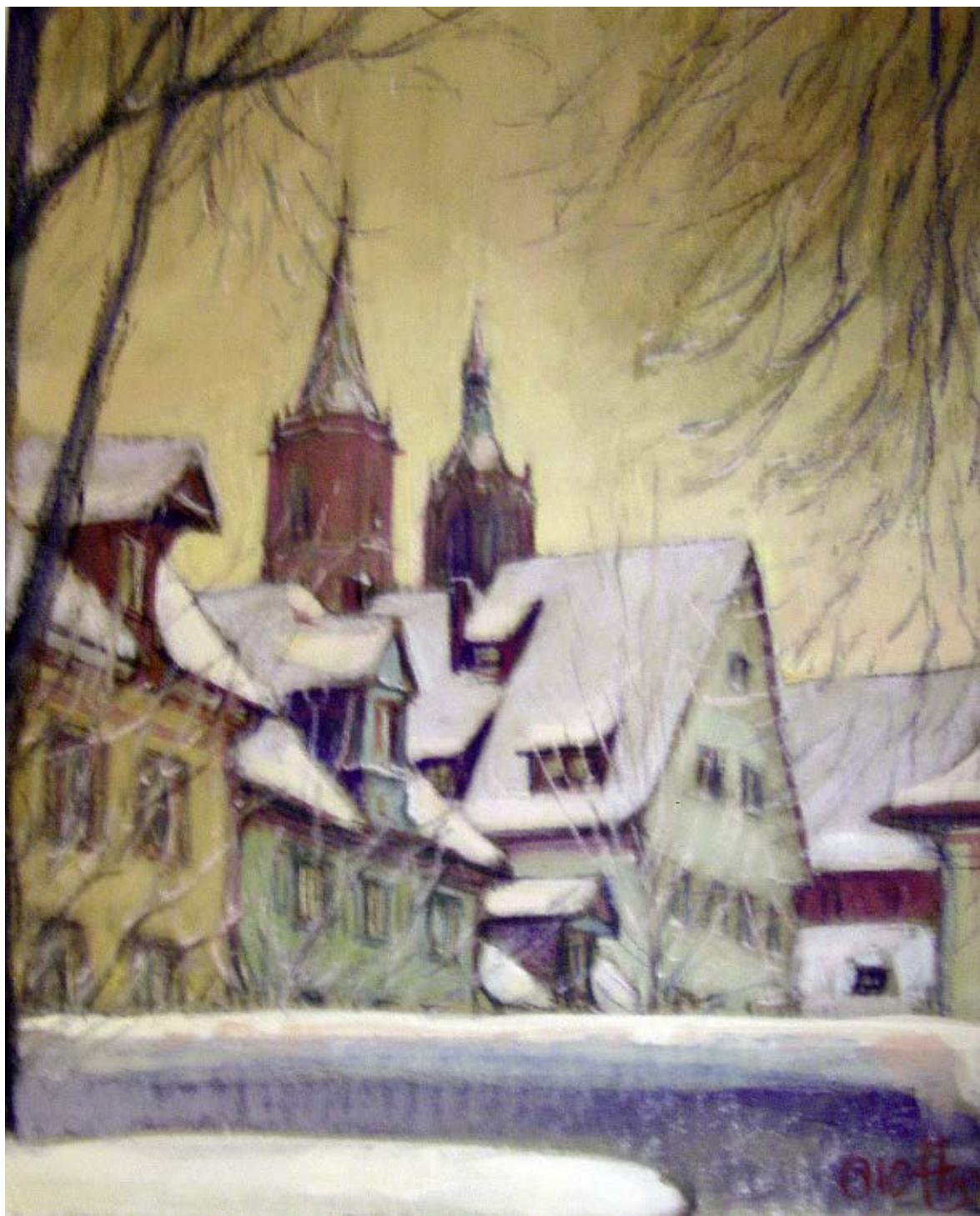


# VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

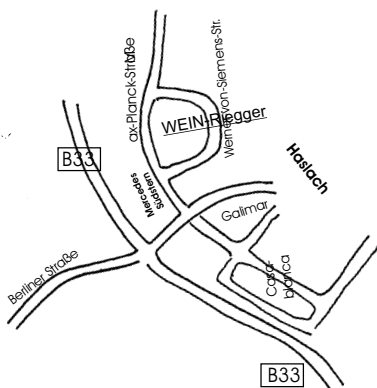
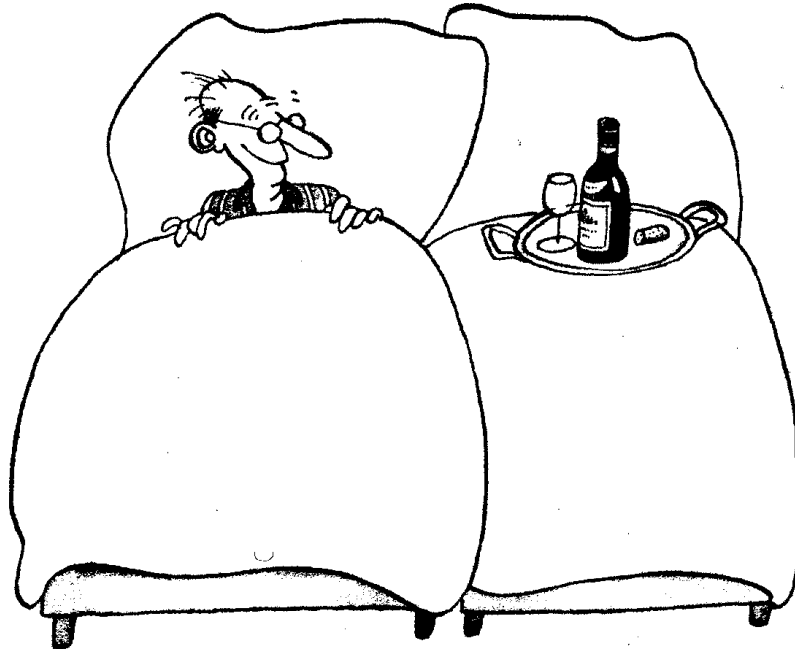
Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXXII / 2009



Billingen.



# Schade, dass man einen Wein nicht streicheln kann.



WEIN-Riegger

VINO

VIN

WEIN

Werner-von-Siemens-Straße 8  
(Industriegebiet Vockenhausen)  
78052VS- Villingen

FON:07721/70984  
FAX:07721/963146

[www.wein-riegger.de](http://www.wein-riegger.de)  
[wein@wein-riegger.de](mailto:wein@wein-riegger.de)

# Jahresheft XXXII

## Beiträge des Jahres 2008

### zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

#### **Herausgeber:**

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

#### **Vorstand:**

Günter Rath, 1. Vorsitzender  
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender  
Hasko Froese, Schatzmeister  
Claudia Wildi, Schriftführerin

#### **Beirat:**

Klemens Auberle  
Werner Echle  
Barbara Eichholtz  
Dr. Hans-Georg Enzenroß  
Karl-Heinz Fischer  
Elvira Hellebrand  
Gunnar Mecke  
Kurt Müller  
Adolf Schleicher  
Hermann Schuhbauer  
Michael Tocha  
Karl-Heinz Weißer

#### **Geschäftsstelle:**

Geschichts- und Heimatverein e.V.  
Schillerstraße 7  
78048 VS-Villingen  
Telefon (0 77 21) 5 27 12  
mail@ghv-villingen.de  
www.ghv-villingen.de

#### **Bankverbindungen:**

Sparkasse Schwarzwald-Baar  
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464  
Volksbank eG Villingen  
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: 13,- Euro; zu beziehen über den örtlichen Buchhandel. (1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2008

#### **Redaktion:**

Gerhard Hirt, Helmut Kury, Günter Rath,  
Helmut Bublies

#### **Verantwortlich für Text und Abbildungen:**

die Verfasser. Die Bilder wurden von den Autoren der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Sie wurden in der von den Autoren überlassenen Fassung unverändert übernommen. Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim Vorstand einzuholen.

#### **Layout / Grafische Gestaltung:**

Helmut Bublies, Hermann Colli, Helmut Kury,  
Gerhard Hirt, Günter Rath

#### **Repros, Satz und Druck:**

W. Leute, Printmedien, VS-Villingen  
info@druckerei-leute.de

#### **Zum Titelbild:**

Das Herzstück der Villingen Innenstadt ist das Münster, dessen Türme über die Dächer der historischen Bürgerhäuser hinweg ragen. Münster, Religion, Historie, Bürgertum und Tradition gehören zusammen. Sie bilden die Mitte der Stadt und sollten auch Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens sein. Das zu vermitteln war ein Anliegen der Malerin Waltraud Oloff, die im Juni 2008 plötzlich verstorben ist. So wie sie den Wandel der Stadt in ihren Bildern festhielt, so bemüht sich der Geschichts- und Heimatverein mit seinen Beiträgen im Jahresheft Historie und Entwicklung Villingens aufzuzeigen. Unser Titelbild, im Winter 1993 gemalt, zeigt den Blick von der Josefsgasse hinüber zum Münster.



# Inhalt

Impressum . . . . .	3	<i>Michael Hütt</i> Grünewald in Villingen . . . . .	85
Vorwort . . . . .	5	<i>Alfons Weißer</i> Die Fresken von Waldemar Flaig in der Kapelle des ehemaligen Villingener Krankenhauses . . .	89
<i>Edith Boewe-Koob, Heinrich Maulhardt</i> Nichts geschieht in der Welt furch Zufall . . .	6	<i>Alfons Weißer</i> Erstmals Lioba-Darstellungen in Villingen . .	95
<i>Ursula Köhler</i> Theaterkulissen . . . . .	13	<i>Barbara Eichholtz</i> Die sogenannten Peterzeller Fresken . . . . .	96
<i>Michael Buhlmann</i> Villingen und die Fürstenberger . . . . .	16	<i>Marianne Kriesche-Karuth</i> Die Zittauer Fastentücher . . . . .	103
<i>Lambert Hermle</i> Wehrhaftes Villingen . . . . .	26	<i>Dieter Ehnes</i> Glockenspiel für Villingen . . . . .	109
<i>Lambert Hermle</i> Die Universitäts-Zehntscheuer in Villingen .	30	<i>Hermann Colli</i> 150 Jahre Treue zum Werk Kolpings . . . . .	122
<i>Evi Blaser</i> Die Alte Jungfer – Vom strengen Regiment zum Teamgeist . . . .	32	<i>Lambert Hermle</i> Wohlfahrtspflege in Villingen – Das Gutleuthaus . . . . .	126
<i>Lambert Hermle</i> D' Alt-Villingere . . . . .	37	<i>Ute Schulze, Christel Pache †</i> Der Arbeitskreis Frauengeschichte(n) in Villingen-Schwenningen . . . . .	128
<i>Werner Huger</i> Das Narrenschiff . . . . .	38	<i>Andreas Haasis-Berner</i> Der Kreuzfahrer Conrad von Schwarzenberg	130
<i>Bernd Schenkel</i> Villingen baut ein Gymnasium . . . . .	42	<i>Werner Huger</i> Kreuzweg und Höllenhund . . . . .	140
<i>Bernd Riedel</i> Der Maler Eugen Zimmermann . . . . .	66	<i>Bertram Jenisch</i> 800 Jahre Herzogenweiler . . . . .	144
<i>Hermann Colli</i> Ein Stück Villingener Kunst sichtbar gemacht .	72	<i>Claudia Wildi</i> Jahresrückblick 2008 . . . . .	147
<i>Hermann Colli</i> Waltraud Oloff – Die Malerin des alten Villingen ist tot . . . . .	81	Jahresprogramm 2009 . . . . .	151
<i>Hermann Colli</i> Abschied von Hans Stern . . . . .	83	Autorenverzeichnis . . . . .	152

Mit großer Freude überreichen Ihnen Vorstand und Beirat des Geschichts- und Heimatvereins das Jahreshaft 2009 „Villingen im Wandel der Zeit“. Wir verbinden damit auch unseren Dank für Ihre Treue zum Geschichts- und Heimatverein im zu Ende gehenden Jahr sowie unsere guten Wünsche an alle Mitglieder, Freunde, Gönner, Leserinnen und Leser für ein gesundes, friedliches und erfolgreiches Jahr 2009.

Wir hoffen, dass wir auch in diesem Jahr wieder interessante und unterhaltsame Beiträge auf hohem, allgemein verständlichem Niveau anbieten und zeigen, wie wertvoll Traditionsbewusstsein und wie lebendig Geschichte sein können. Wir wollen auch mit dieser Ausgabe Villingens Weg durch die Jahrhunderte anschaulich und greifbar machen.

Die Arbeit und das Angebot des Geschichts- und Heimatvereins Villingen stößt auf eine gute Resonanz, und deshalb gilt unser Dank all denen, die durch ihren persönlichen Einsatz und ihre Beiträge in Wort und Schrift das Ansehen des Vereins auch im zu Ende gehenden Jahr gemehrt haben.

Wenn auch der Schwerpunkt unseres Tuns bei Vorträgen und schriftlichen Beiträgen auf die ehemals selbständige und bedeutende Stadt Villingen gelegt ist, so zeigt gerade die Nachfrage an unseren Halbtages-, Tages- und größeren Exkursionen, dass Geschichte und Heimat ein übergreifendes Ganzes sind.

Solange es Menschen gibt, wird es Geschichte geben. Und solange Menschen nach dem Woher und Wohin fragen, wird es geschichtliche Fragen geben. Das Wort von Golo Mann ist überzeitlich: „Wer nicht um seine Herkunft weiß, hat auch keine Zukunft.“ Wir glauben nicht, dass wir ein geschichtsloses Land werden, wie es der frühere Bundespräsident Walter Scheel einmal befürchtet hat. Vieles deutet darauf hin, dass das Interesse an

der Vergangenheit wächst. Die Traditionspflege hat in den letzten Jahren eine neue Blüte erlebt. Die Menschen besinnen sich zurück auf ihre Geschichte. Sie wollen ihre Wurzeln wieder entdecken. Schon Goethe sagte: „Das Beste, was wir an der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“

Wenn die Geschichtspflege und das Geschichtsbewusstsein gerade im Zeitalter der Globalisierung, im Zeitalter des Internet aufblühen, dann ist dies erklärlich: Je globaler und internationaler die Welt wird, desto wichtiger wird auch die Verankerung in einer Heimat, die Identität stiftet und letztlich von der unverwechselbaren lokalen und regionalen Geschichte lebt. Gerade die Heimatgeschichte hat mit dem rechten Handeln zu tun. Vaclav Havel hat in einer Rede vor dem Deutschen Bundestag dazu aufgerufen, Heimat noch deutlicher „als unseren Teil der Welt im Ganzen zu empfinden, das heißt, als etwas, das uns einen Platz in der Welt verschafft, statt uns von der Welt zu trennen.“ Zu diesem Verständnis kann nicht zuletzt die Beschäftigung mit Heimatgeschichte beitragen – mehr als die großen historischen Kompendien.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich interessante neue Einblicke in die Heimat- und Stadtgeschichte. Lassen Sie sich von unserer gemeinsamen Geschichte begeistern und anstecken.



# Bedeutende mittelalterliche Handschriftenfragmente im Stadtarchiv

„Nichts geschieht in der Welt durch Zufall“

Edith Boewe-Koob  
Heinrich Maulhardt

Diese Worte des hl. Augustinus<sup>1</sup> hatten auch bei der Findung der Pergamentfragmente im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen Gültigkeit. Denn auf der Suche nach Archivalien wurde das erste „Reststück“ entdeckt<sup>2</sup>. Da es sich um ein sehr frühes Fragment handelte, wurden die Villingener Archive systematisch nach Pergamentfragmenten untersucht. Inzwischen hat sich die Zahl auf circa 50 erhöht. Sie stammen alle aus liturgischen Handschriften, die zwischen dem 10. und 16. Jh. verfaßt wurden. Einige davon sind neumierte<sup>3</sup> und weisen gerade durch die Notation, die Reihenfolge der Texte und deren Varianten in den Stundengebeten auf die bedeutenden Skriptorien des Mittelalters hin, nämlich auf Reichenau, St. Gallen und Rheinau.

Diese „Abfallprodukte“ in den Archiven sind für Villingen die einzigen Zeugen liturgischer Feiern im südwestdeutschen Raum, die von den vielen in den Kirchen und Klöstern vorhandenen Codices übriggeblieben sind. Abgesehen von einem Kalendarium des Jahres 1345 aus der Vetersammlung, das in ein Jahrzeitenbuch eingebunden ist (Archiv Kloster St. Ursula), gibt es in Villingen keine liturgischen Handschriften aus dem Mittelalter.

Durch die ‚Usitte‘ früherer Registratoren und Buchbinder wurden nicht mehr gebrauchte Codices zerschnitten und das wertvolle Pergament einer Zweitverwendung zugeführt. Doch ohne diese Tatsache gäbe es unter Umständen keinen Hinweis auf die einstmals wichtigen liturgischen Bücher, die alle in Klöstern und Weltkirchen in Gebrauch waren.

Im Mittelalter wurden für die Feier der Liturgie viele liturgische Bücher benötigt. Für die Messe waren Sakramentar<sup>4</sup>, Lektionar<sup>5</sup>, Graduale<sup>6</sup>, und Sequentiar<sup>7</sup> erforderlich. Dem Offizium<sup>8</sup> dienten Antiphonar<sup>9</sup>, Psalterium<sup>10</sup> und Hymnar<sup>11</sup>, wobei die Lesungen der Hl. Schrift, einem Lektionar,

Passionale, Legendar und Homiliar<sup>12</sup> entnommen wurden. Kapitel und Orationen befanden sich im Kollektar. Anweisungen für die Zeremonie des Gottesdienstes fehlten meistens<sup>13</sup>. Im Laufe der Zeit wurde das Fehlen der Rubriken als Mangel empfunden und es wurde versucht, diese Situation zu ändern. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts entstand ein Codex, in dem die Liturgie des ganzen Kirchenjahres geregelt war und der trotzdem noch Bewegungsfreiheit für die örtlichen Verhältnisse offen ließ.

Durch die Veränderung der liturgischen Feiern, z. B. durch den Beschluss des Trienter Konzils<sup>14</sup>, die Wirren des 30jährigen Kriegs und die im Josephinismus stattfindende Auflösung aller kontemplativen Orden, sowie die Säkularisation, wurden sehr viele unersetzliche Handschriften vernichtet. Allerdings kam ein Teil der wertvollsten Codices in die Bibliotheken oder die Privatsammlungen der Herrschenden.

Getreu den Worten aus dem Johannes-Evangelium „*Colligite quae superaverunt fragmenta, ne pereant*“ (Sammelt die Stücke, die übrig geblieben sind, damit sie nicht verloren gehen), werden alle Fragmente genauestens untersucht, ihre Texte und Melodien übertragen und eingeordnet. Nicht nur ihre liturgische Funktion innerhalb des Kirchenjahres, sondern auch auf ihre Beziehung zu den bekannten Klöstern wird untersucht. So konnte vor allem bei den neumierten Fragmenten der Beweis erbracht werden, dass diese aus Handschriften stammen, die Beziehungen zu den Bodenseeklöstern aufweisen. Dies konnte anhand der Reihenfolge und Einsetzung der Gesänge, deren Textvarianten sowie der Neumierung festgestellt werden.

Alle Villingener Fragmente befinden sich noch am ursprünglichen Ort ihrer Zweitverwendung, nämlich als Einbände, Vor- und Nachsatzblätter oder







auch nur als Verstärkungstreifen städtischer Archivalien. Wie bei einem Puzzle mussten oft die einzelnen Pergamentstücke zusammengesetzt werden, um Text und Melodien erforschen zu können.

Um ein Beispiel von der Wichtigkeit dieser gefundenen Fragmente zu geben, werden aus der Vielzahl der bereits erforschten Fragmente zwei vorgestellt.

Im Jahr 1538 wurde ein Rodel<sup>15</sup> in ein Pergamentfragment eingebunden ... „in disem rodel stond geschriben die marken, so gmainer statt Villingen bezirck irer zwing und benn begryffen“; Beschreibung von 172 Marken, Verzeichnis der am Umgang beteiligten Personen<sup>16</sup>.

Das sicher älteste handschriftliche Zeugnis des Stadtarchivs ist ein aus einem Doppelblatt bestehendes Fragment mit der Signatur UU 2a (*Abb. 1*), das zu einem ehemaligen Lektionar gehörte. In diesem sind die Evangelien und die Lesungen, nach dem Kirchenjahr geordnet, aufgezeichnet.

Der Inhalt des Fragments umfasst Evangelientexte und Lektionen von Septuagesima (Vorfastenzeit) und Quadragesima (Fastenzeit). Die Interpunktion besteht aus vier Zeichen, aus verschiedenen hohen Punkten und einem Fragezeichen, das der Hofschule Karls des Kahlen entnommen wurde. Interessant sind die an einigen Stellen eingetragenen Lektions- oder Interpunktionszeichen oberhalb des Textes (*Abb. 2*).

Nach diesen Zeichen werden im lateinischen Ritus die Lesungen und Evangelien vorgetragen. Steigende und fallende Tonverbindungen werden durch diese Hinweise angegeben und stehen für melodische Wendungen bei grammatikalischen Einschnitten. Einige Male werden in diesem Lektionar die Lektionszeichen durch überschriebene Neumen besonders hervorgehoben. Dadurch werden die Bedeutung des Textes und dessen musikalische Aussage unterstrichen.

Durch die Auflösung des ehemaligen Lektionars fehlen mehrere Doppelblätter, was an der Reihenfolge der Evangelientexte zu erkennen ist.

Der Codex wurde in einer spätkarolingischen Minuskel in einer relativ kleinen Schrift geschrieben. Die einzelnen Wörter sind deutlich voneinander abgegrenzt. Die Buchstaben besitzen kaum

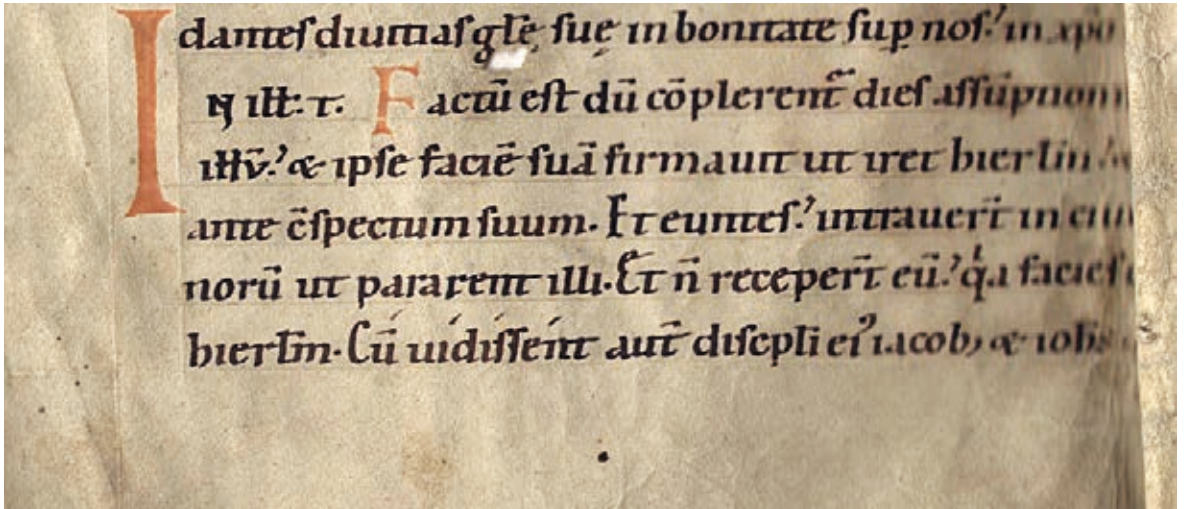
Unterlängen und die Oberlängen von „b, d, h und l“ sind gerade und annähernd gleich hoch. Die Linien der Rectoseite wurden so stark geritzt, dass auf der Versoseite eine Blindlinierung entstand. Im ehemaligen Lektionar wurde noch keine Silbentrennung und kein Strich über dem kleinen „i“ angegeben (beides erst ab 11./12.Jh.). Das A hat keinen Querbalken und beim N wurde der rechte Längsstrich mit Unterlänge ausgeführt. Sehr selten wurde das „s-rotonda“ am Ende eines Wortes anstelle eines „langen s“ eingesetzt. Diese Schreibweise ist bereits in Handschriften des 10. Jahrhunderts zu beobachten.

Das Fragment mit der Signatur UU 2a kann der Zeit um 1000 zugeordnet werden.

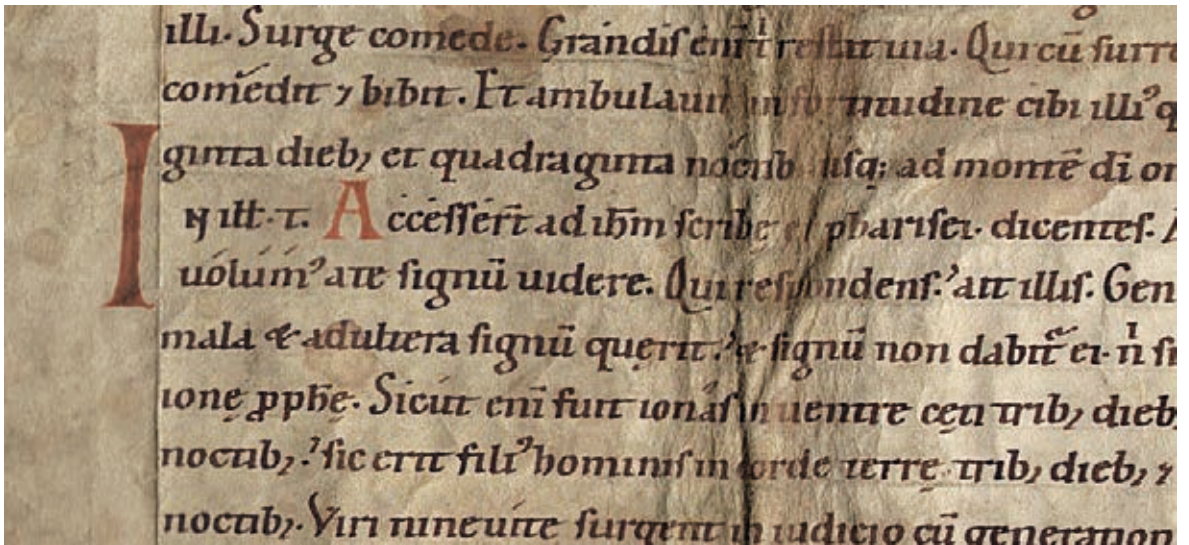
Ein weiteres Fragment mit der Signatur S 49<sup>17</sup> wurde als Einband eines Rodels benutzt. Darin wird „Über die Güter des Elendjahrzeithauses 1465-1674“ berichtet. Das neumierte Pergamentfragment wurde in der Mitte gefaltet. Die linke Hälfte wurde als Rücken und die rechte Hälfte als vorderes Deckblatt verwendet. Das als Innenseite benutzte Fragment wurde zerschnitten um die Größe des Rodels zu erhalten. Durch Zusammenkleben beider Teile konnte der Text identifiziert werden. Im Gegensatz zu dem im Inneren des Rodels sich befindenden Fragmentblatt, ist der Einband sehr stark abgenützt und konnte nur mit großer Mühe lesbar gemacht werden. Das ehemalige Vollbrevier wurde einspaltig beschrieben und später als Makulatur auf die Größe des Rodels zugeschnitten. Dadurch fehlen an der äußeren Kante einige Buchstaben. Die als Einband benutzten Pergamentblätter (außen und innen) gehören zusammen, so dass der fortlaufende Text und die entsprechenden Gesänge erforscht werden konnten.

Es handelt sich dabei um Responsorien<sup>18</sup> und Capitula zu den Nokturnen, sowie um Antiphonen<sup>19</sup> zur Laudes des IV. Adventsontags. Vier Capitula und ein Sermo des hl. Augustinus zu den Wochentagen des Advents schließen sich an.

Das ehemalige Vollbrevier<sup>20</sup> wurde in einer gut lesbaren spätkarolingischen Minuskel geschrieben. Die Worttrennung ist mit geringen Ausnahmen



Lektionszeichen, letzte Zeile, über „Cum vidissent ...“ Handschrift um 1000 n. Chr., SAVS 2.1 UU 2a.



Lektionszeichen, zweite Zeile, über „comedit“, Handschrift um 1000 n. Chr., SAVS 2.1 UU 2a.

meistens deutlich ausgeprägt. Die Initialen, die über zwei Zeilen gestaltet wurden, sind dekorativ in rot aufgezeichnet. Das e-caudata wird ohne Ausnahme verwendet (ab 12. Jh. wurde das e-caudata durch ein einfaches e ersetzt). Da keinerlei Linienzeichnung zu erkennen ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Linien geritzt wurden.

Die Neumierung wurde adiaستمatisch<sup>21</sup> und in deutscher Neumenschrift geschrieben. Sie ist der Schrift aus Rheinau (Codex 55, Zürich) sehr ähnlich, obwohl die Rheinauer Handschrift circa hun-

dert Jahre später geschrieben wurde. Bei Melismen auf einer Silbe wurden die dazugehörenden Neumen mit einem roten Querstrich kenntlich gemacht. Besondere Beziehung zu Rheinau besteht auch durch die Antiphon „Dixerunt pharisei ad iohannem...“, die von den zahlreichen verglichenen Quellen nur in Rheinau vorhanden ist.

Das ehemalige Vollbrevier wurde um 1100 geschrieben.

Ob die ehemaligen Handschriften in den zahlreichen Villingen Klöstern benutzt wurden, oder als





Fragmente dorthin kamen, lässt sich nicht mehr feststellen. Trotzdem ist es bemerkenswert, dass in den verglichenen neuumierten Fragmenten eine deutliche Übereinstimmung angetroffen werden kann, was wiederum eine Verbindung zu den südwestdeutschen Klöstern im Bodenseeraum des Mittelalters aufzeigt. Sollten jedoch die Fragmente durch Handel nach Villingen gekommen sein, was bei einigen nicht auszuschließen ist, so verwundert es, dass bei der Vielzahl der damals angebotenen Fragmente ausgerechnet einige aus verschiedenen Codices stammenden Fragmente fast identisch in Schrift und Neumierung sind. Gerade bei den neuumierten Fragmenten wäre eine Verwendung der damaligen Codices in Villingen nicht abwegig.

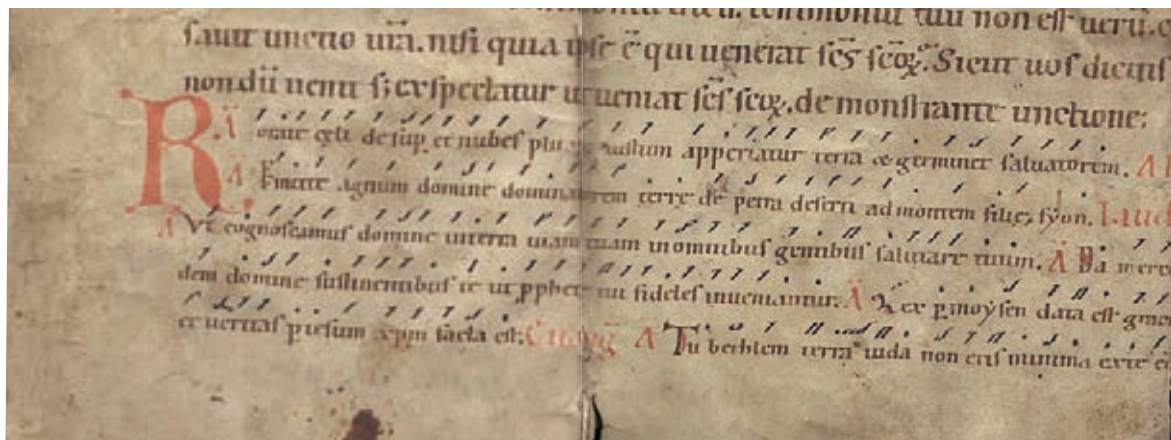
Die seit 1996 betriebenen Forschungen im Stadtarchiv werden zurzeit vervollständigt. Geplant ist eine Publikation, welche diesen bisher unerforschten Fundus des Stadtarchivs abbildet und für die Stadtgeschichte und Quellenforschung auswertet. Damit wird nicht nur Pionierarbeit im Villingener Archiv geleistet, sondern auch im nationalen Rahmen, denn bisher steckt die Forschung zu dieser Quellengruppe erst in ihren Anfängen<sup>22</sup>. Die Publikation wird vom Stadtarchiv herausgegeben. Ihr Erscheinen ist für die 2. Jahreshälfte 2009 geplant.

Um nicht nur dem städtischen Publikum einen Eindruck von den Handschriftenresten zu geben, wird am 30. November 2008 sowie am 1. März 2009 jeweils um 15 Uhr im Chorraum der ehema-

ligen Franziskanerkirche im Kulturzentrum Franziskaner eine Auswahl von Handschriften der Öffentlichkeit vorgestellt. Dr. Boewe-Koob und Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt werden die Quellenreste präsentieren und erläutern. Anschließend werden sie auf das Publikationsvorhaben eingehen zu dessen Finanzierung Spenden willkommen sind.

#### ANMERKUNGEN:

- <sup>1</sup> Augustinus: De Questionibus 24.
- <sup>2</sup> Herr Dr. Maulhardt fand das erste Fragment mit der Signatur S 12a.
- <sup>3</sup> Die älteste Form der musikalischen Aufzeichnung im Mittelalter wird Neumen genannt. Es sind Tonzeichen der liturgischen Notenschrift, die vom 9. bis in das späte 13. Jh. zur Aufzeichnung von Melodien dienten. In St. Gallen neuumierte man bis ins späte 14. Jh.
- <sup>4</sup> Liturgisches Buch des Vorstehers der Eucharistiefeier. Diese und die folgenden Begriffserläuterungen sind der dritten, neu bearbeiteten Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche entnommen.
- <sup>5</sup> Lesungen aus der Hl. Schrift für den Gottesdienst (seit dem 7. Jh.).
- <sup>6</sup> Das Graduale enthält die Messgesänge westlicher Liturgien ab etwa 920 notiert.
- <sup>7</sup> Buchtyp zur Sammlung von Sequenzen. Die Melodien oder Texte der Sequenzen wurden seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in Vorsängerbüchern zusammen mit Tropen, Ordinarien und Vorsängertexten des Propriums aufgezeichnet oder in einem eigenen Faszikel dem Graduale beigegeben.
- <sup>8</sup> Stundengebete (Horen) in Klöstern und Weltkirchen. Bezeichnung für den liturgischen Gottesdienst, aber auch für jeden Dienst an Gott (Chorgebet, Brevier-Beten usw.).
- <sup>9</sup> Gesangbücher zur Stundenliturgie der Tag- und Nachtzeiten im Römischen Ritus.
- <sup>10</sup> Buch der Psalmen.
- <sup>11</sup> Lobgesang im Stundengebet. Im Hymnar mit Notation gesammelt.



Vollbrevier mit Neumen, um 1100 n. Chr., SAVS 2.1 S 49.



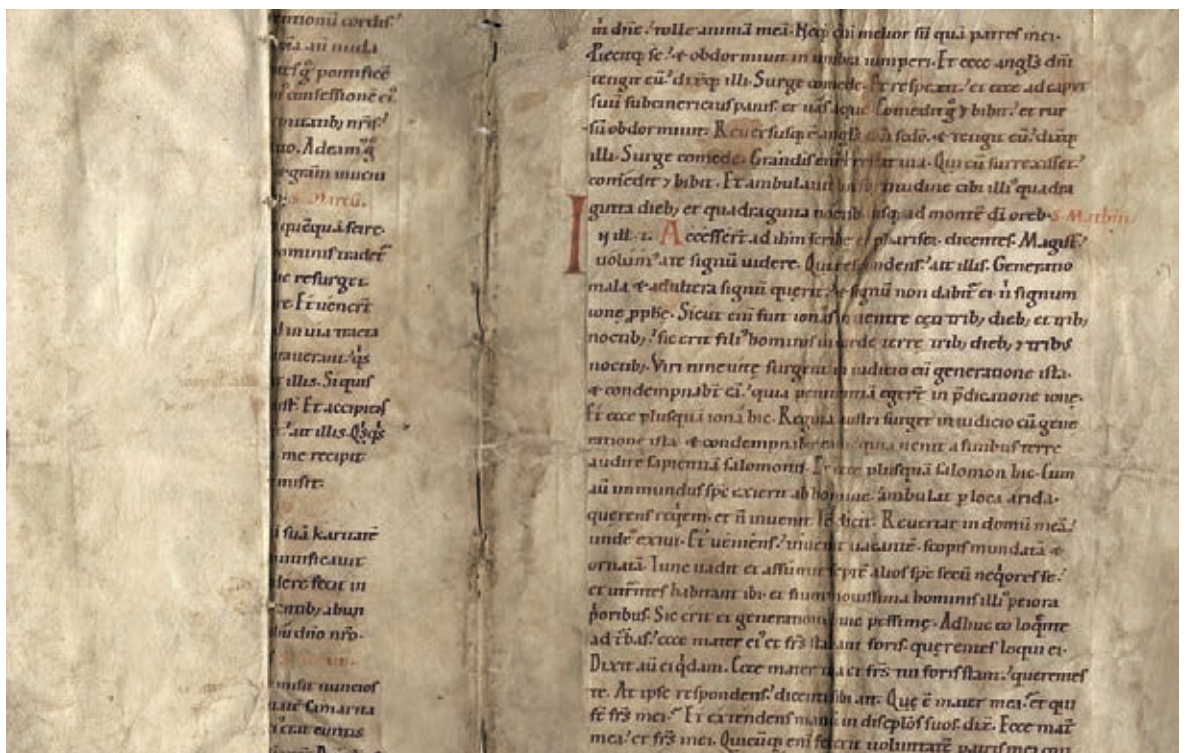
- <sup>12</sup> Betrachtung einer Bibelstelle in Form einer Predigt.
- <sup>13</sup> Kurzeja, Adalbert: Der älteste Liber ordinarius der Trierer Domkirche. Münster: Aschendorff-Verlag 1970, S. 1.
- <sup>14</sup> Wegfall der meisten Sequenzen. Es blieben nur vier übrig und ab 1727 wurde das „Stabat Mater“ als fünfte Sequenz aufgenommen. „Dies irae“ bildete seit 1570 einen festen Bestandteil der römischen Messliturgie. Seit 1972 wird diese Sequenz nicht mehr in der Liturgie verwendet.
- <sup>15</sup> Rodel von rotula (lat.) Rolle. Der Inhalt eines Rodels besteht vorwiegend aus Verzeichnissen und Listen.
- <sup>16</sup> Wollasch, Hans-Josef: Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Bd. II. Villingen/Schwarzwald: Ring-Verlag 1971, S. 139.
- <sup>17</sup> Stadtarchiv Villingen-Schwenningen Bestand 2.3, S 49, neue Signatur: Bestand 2.3, Nr. 1917.
- <sup>18</sup> In der römischen Liturgie ein an Lesungen in Messe und Offizium anschließender oder liturgische Handlungen begleitender Antwortgesang.
- <sup>19</sup> In der römischen Liturgie hießen Antiphonen zunächst wohl nichtbiblische oder biblische Verse, die – gegenhörig – in den Psalmen- und Hymnenvortrag eines Vorsängers oder von Vorsängerchören eingeschoben oder nach deren Vortrag vorgesungen und wiederholt wurden.
- <sup>20</sup> Buch der Stundenliturgie.
- <sup>21</sup> Adiaestematie = ohne Abstand. Bei der Neumierung wurden keine Intervalle angegeben.
- <sup>22</sup> Ein Beispiel: Konrad Wiedemann, Bettina Wischhöfer: Einbandfragmente in kirchlichen Archiven in Kurhessen-Waldeck. Kassel 2007.

#### QUELLEN:

- B Bamberg, Staatl. Bibliothek lit. 23. Bamberg, Ende 12. Jh., ed. CAO I, III, IV.
- C Paris, Bibl. Nat. lat. 17436. S. Medard/Soissons-Compiègne, um 800/880, ed. CAO II, III, IV.
- D Saint Denis, Paris, Bibl. Nat. lat. 17298. Saint Denis, 12. Jh., ed. CAO II, III, IV.
- D 3 Düsseldorf, Universitätsbibliothek. Antiphonar, Essen, 1. Hälfte 10. Jh., ed. Edith Boewe-Koob.
- E Ivrea, Chapitre 106. 11. Jh., ed. CAO I, III, IV.
- F Paris, Bibl. Nat. lat. 12584. Saint-Maur-les Fosses, um 1100, ed. CAO II, III, IV.
- G Durham, Chapitre B III, 11. Nordfrankreich, 11. Jh., ed. CAO I, III, IV.
- H St. Gallen, Stiftsbibliothek 390-391, Hartker, St. Gallen, um 1000, ed. CAO II, III, IV.
- L Benevent, Chapitre V 21, St. Loup/Benevent, Ende 12. Jh., ed. CAO II, III, IV.
- M Monza, Chapitre c. 12. 75. Monza, 11. Jh., ed. CAO I, III, IV.
- R Zürich, Zentralbibliothek Rh. 28, Rheinau 13. Jh., ed. CAO II, III, IV.
- V Verona, Chapitre XCVIII, Verona, 11. Jh., ed. I, III, IV.
- SAVS 2.1 Stadtarchiv Villingen bis ca. 1800.
- SAVS 2.2 Pfründarchiv Villingen.

#### ABKÜRZUNGEN:

- CAO = Corpus Antiphonalium Officii, Vol. I, II, III, IV. Editum a Renato-Joanne Hesbert,



Handschrift um 1000 n. Chr., SAVS 2.1 UU 2a, Innenseite rechts.

# Theaterkulissen – mehr als Illusion und Unterhaltung

Ursula Köhler



Fotos:  
Daniela Heidinger,  
Stuttgart

In einem Bürgerhaus in der Villingener Altstadt wurde vor einigen Jahren bei Renovierungsarbeiten ein außergewöhnlicher Fund gemacht: 167 beidseitig bemalte Holzpaneele entpuppten sich als Theaterkulissenfragmente aus dem 18. Jahrhundert. Es ist ein Glücksfall, dass die bemalten Weichholzbretter überhaupt als Kulturgut erkannt wurden. Nach ihrer gut 200jährigen Umnutzung zu Deckenbohlen befinden sie sich zwar in einem konservatorisch heiklen Zustand, aber selbst bei den unrestaurierten Versatzstücken ließen sich Motivgruppen für Typendekorationen, wie sie seit der Renaissance Bühnenüblich waren, unterscheiden. Sowohl die Dicke der Holzbretter als auch die darauf befindlichen, verschiedenen Malschichten sprechen für einen intensiven Gebrauch.

Umso ungewöhnlicher ist es, dass sie nicht nur die lange Umnutzung, sondern auch die vorherige Nutzung überstanden haben, denn Kulissen besitzen als Garanten der Illusion nur eine begrenzte Haltbarkeit. Selbst aus dem höfischen Bereich sind nur wenige Beispiele einer Bühnenausstattung bekannt. Im schwedischen Drottningholm etwa hat das Schlosstheater im ursprünglichen Zustand – von der Architektur über die Bühnenmaschinerie bis hin zur Dekoration – überdauert. Eine Ahnung spätbarocker Aufführungsatmosphäre vermitteln die süddeutschen Hoftheater von Ludwigsburg, Schwetzingen und Bayreuth. Aber für das sakrale oder schulische Theaterspiel fehlt die Überlieferung von Kulissen fast vollständig. Die Gründe dafür liegen auf der Hand, bei Ausstattungen aus diesen Zusammenhängen stand der erbauliche oder erzieherische, nicht aber der künstlerische Aspekt im Vordergrund.

So ließ sich über das Aussehen von Schlosstheaterkulissen bisher meist nur spekulieren, da die Szenenangaben in den gedruckten Programmen mit dem Text des gespielten Stücks, den so genann-



ten Periochen, zu allgemein gefasst sind. Erhaltene Bühnenausstattungen sind für den Ordensbereich allein im oberösterreichischen Stift Lambach bekannt, das wie Kremsmünster als theatralisches Zentrum des Benediktinerordens gilt. In Lambach existieren neben dem Theaterraum mit Ausstattungsresten auch einige Bühnenbildentwürfe.

Da der Auffindungsort der Villingener Kulissenfragmente nur wenige Schritte von den Benediktiner- und Franziskanerklosterschulen entfernt liegt, dürften hier die Nutzungsorte zu vermuten sein, zumal etliche Textbücher und Periochen das dortige Klosterschultheaterspiel belegen. Die vier Handlungsorte, die für das Spiel zur Verfügung standen, entsprechen den didaktischen Vorstellungen der Ordensschulen. Eine mehrachsige Stadtszenerie, deren Straßenzüge auf Triumphportale zulaufen, bietet sich für die Tragödie an. Ein reich dekoriertes Saal mit fein profilierten Säulen und Loggien ist für Innenszenen geeignet; auch für Szenen, die in der kultivierten oder wilden Natur spielen sollten, können ein Garten mit Hecken und Bäumchen im Formschnitt und ein Wald rekonstruiert werden. Es sind die späten Nachfahren der an der Antike orientierten festen Bühnenbilder für die drei Schauspielgattungen: Tragödie, Komödie und Satyre, die seit den theoretischen Abhandlungen des Architekten Sebastiano Serlio als verbindlich galten. Von Italien aus eroberten sie die nordeuropäischen Spielstätten. Andrea Palladio und Vincenzo Scamozzi gelang mit dem ersten eigenständigen Theaterbau, dem Teatro Olimpico in Vicenza, die Formulierung für die perspektivisch gestaltete Dekoration im Dienste der Bildung. In England sorgte Inigo Jones für die Popularität der Serlioschen Bühnenausstattung und in Deutschland übernahm der Ulmer Architekt Joseph Furtembach diese Aufgabe. Fortan wurden diese Bühnenbilder variiert und in zahllosen Publikationen konserviert. So ist es nicht verwunderlich, dass schließlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine allgemeine Kenntnis der Typendekoration bestand und sie im Schultheater angekommen war.

Die Aufführungspraxis in Ordensschulen diente, wie schon in gegenreformatorischer Zeit, auch im



18. Jahrhundert nicht in erster Linie der Unterhaltung, sondern als Erziehungsmittel. Im Theaterspiel sollten die rhetorischen Fähigkeiten der Schüler gesteigert und die moralische Bildung unterstützt werden. Didaktisch wurde auf die Vorbildfunktion der tugendhaften Helden aus römischer Antike und christlicher Überlieferung gesetzt, indem die Heiligenlegenden oder historische Themen gespielt wurden. Aufführungsanlässe waren die „ludi autumnales“, die großen Abschlussveranstaltungen zum Ende des Schuljahrs, zu deren Publikum neben den Eltern, die Honoratioren der Stadt und Prälaten befreundeter Nachbarklöster gehörten. Aufführungen fanden zu Ehren adliger Mäzene und Würdenträger statt, zu den Geburts- und Namenstagen der Äbte, bei der Durchreise hoher Gäste, aber auch an Fastnacht.

Mit dem Kulissenfund schließt sich nicht nur eine Lücke innerhalb der Bühnengeschichte, sondern er ist zudem ein visueller Beleg für die reiche Schultheatertradition auf dem Schwarzwald. Vom benachbarten Kloster St. Peter; für dessen Schultheater der Villingener Maler Schilling als Bühnenbildner im Jahr 1770 belegt ist, kennt man neben zahlreichen Musikstücken auch die Aufführungsorte im Gästesaal und Refektorium nur aus schriftlicher Überlieferung. Besondere Beachtung verdienen die Kulissen, da sie in der robusten Machart Verwandtschaft zu noch recht zahlreich erhaltenen Heilig Grab-Installationen aufweisen, die im Zuge von Passionsspielen in der Karwoche in die Altarräume integriert wurden und Figurengruppen aufnahmen. Eine solche Heilig Grab-Ummantelung ist aus dem Villingener Münster überliefert und nun im Chor der ehe-

maligen Franziskanerkirche, heute Teil des Museums, ausgestellt. So sind mit dem Heilig Grab-Ensemble und den Szenenbildfunden zwei typische allgemeine Einsatzbereiche für Kulissen aus dem ehemals vorderösterreichischen Villingen erhalten. Mit diesen landesgeschichtlich relevanten Schultheaterkulissen aus dem 18. Jahrhundert verfügt das Land Baden-Württemberg sowohl über ein singuläres theatergeschichtliches Repertoire als auch über eine landespolitische Besonderheit – wie aktive Bezüge im Theaterbereich zwischen den Häusern Fürstenberg und Habsburg. Zusammen mit den dazu gehörenden reichen Textquellen und den archivalischen Belegen schließen sie eine Überlieferungslücke zwischen bürgerlichem Theaterleben und den höfischen Pendants.

Sie sind der ideale Ausgangspunkt für eine umfangreiche theater- und kulturhistorische Ausstellung und ein übergreifendes Kulturangebot – vorausgesetzt die notwendige Restaurierung lässt sich realisieren.





# Villingen und die Fürstenberger (13./14. Jahrhundert)

Michael Buhlmann

Zwischen der Verleihung Villingens als Reichslehen an die Grafen von Fürstenberg (1283) und dem Übergang der Stadt an die habsburgisch-österreichischen Herzöge (1326) liegt die fürstenbergische Zeit des Baarortes. Zwar hatten die Fürstenberger schon seit den 1250er-Jahren (bedeutenden) Einfluss auf Villingen gehabt, doch erst 1283 war – zusammen mit der Übernahme der Baargrafschaft – ihre Herrschaft allgemein anerkannt. Das Nachfolgende will einführen in die Geschichte der Fürstenberger Grafenfamilie und in die fürstenbergische Zeit Villingens.

## I. Villingen vor den Fürstenbergern

Die Zähringer, das mächtige Geschlecht von hochmittelalterlichen Grafen und Herzögen, haben zweifelsohne das vor- und frühstädtische Villingen bestimmt. Zur Erinnerung: Villingen wird erstmals im Jahr 817 in einer St. Galler Urkunde Kaiser Ludwigs des Frommen (814–840) erwähnt. Im Jahr 999 verließ Kaiser Otto III. (984–1002) dem Zähringergrafen Berthold (991/96–1024), dem *Bezelinus de Vilingen*, das Marktrecht am Ort. Die Herzöge von Zähringen verfügten in der Folge über die Baargrafschaft und eine auf Großgrundbesitz basierende Ortsherrschaft in Villingen mit dem Markt- und Münzrecht dort. Da die neue Siedlung wichtige Vorortfunktionen herrschaftlicher und wirtschaftlicher Art wahrnahm, entwickelte sie sich im Verlauf des 12. Jahrhunderts, gerade unter Herzog Berthold V. (1186–1218), dem *fundator ville Vilingen* und Stadtherrn, zur („Zähringer“-) Stadt. Am Anfang des 13. Jahrhunderts stehen Ringmauer und Graben, mit denen Villingen befestigt wurde; um dieselbe Zeit gab es einen Neubau der Münsterkirche.

Das Ende der Zähringerherrschaft kam mit dem Tod des letzten Zähringerherzogs Berthold V. am 18. Februar 1218. Berthold hinterließ keine Nach-

kommen, sehr wohl aber setzten sich die Zähringer mit den Herzögen von Teck in männlicher und den Grafen von Urach und Kyburg in weiblicher Linie fort. Offensichtlich konnte sich aber nach dem Aussterben der Zähringer der staufisch-deutsche König Friedrich II. (1212–1250) in den Besitz Villingens setzen, das als ein Endpunkt der Kinzigalstraße über den mittleren Schwarzwald für die staufische Hausmacht in Südwestdeutschland von gewisser Wichtigkeit war. Ein 1218 ausgestelltes Diplom des Herrschers bezeichnet Friedrich als Stadtherrn, in den 1220er-Jahren erscheint der (Reichs-)Schenk Konrad von Winterstetten als Verwalter Villingens im königlichen Auftrag, 1239 oder 1240 war König Konrad IV. (1237–1254) in Villingen anwesend, 1241 wird Villingen als königliche Stadt in der berühmten Reichssteuerliste aufgeführt. Bis etwa zur Mitte des 13. Jahrhunderts blieb Villingen also in staufischer Hand, während die Baargrafschaft nach 1218 als Reichslehen an die Grafen von Sulz ging.

## II. Die Grafen von Urach und Fürstenberg

Die Grafen von Fürstenberg stammen von denen von Urach ab, so dass hier einiges zur Geschichte der Uracher angemerkt werden soll. Letztere waren beheimatet im Tal der Erms, einem Nebenfluss zum Neckar. Die Uracher Grafen treten erstmals im 11. Jahrhundert in Erscheinung, eine Geschichtsquelle aus dem bedeutenden benediktinischen Reform- und Schwarzwaldkloster Hirsau bezeichnet das Ermstal (von Dettingen bis Neckartenzlingen) als „Swiggerstal“ und ordnet diese Landschaft der „Grafschaft des Grafen Eginio“ zu (ca.1100). Hier gab es aber neben den Urachern auch andere Adelsfamilien, die Herrschaft ausübten; als Herrschaftsmittelpunkte stellen sich damals dar: Urach mit dem Runden Berg, einer Burganlage u. a. des 7./8. Jahrhunderts, Seeburg, Det-

tingen als Zentralort des *pagus Swiggertal*, Wittlingen sowie Metzgingen.

Der Ortsname „Urach“ (*Aurich*) selbst könnte durch Namensübertragung an die Erms gelangt sein, womit wahrscheinlich wäre, dass die Grafen von Urach ursprünglich nicht aus dem Ermstal kamen. Man hat ihre Familie bis in die Karolingerzeit auf das Adelsgeschlecht der Unruochinger zurückführen wollen, aber auch eine Herkunft aus dem fränkischen Saalegebiet wäre möglich. Hier schenkte ein Graf Eginno mit seiner Ehefrau im Jahr 832 u. a. den Ort *Urach* (*Aura(ch)*), der 1007 zur Ausstattung des neu gegründeten Bamberger Bistums gehörte und dessen Burg um 1020 in bischöflicher Hand war, 1108 in das Kloster Aura umgewandelt wurde. Ein gewisser Kardinal Kuno von Praeneste († 1122) war an der Gründung dieses Klosters an prominenter Stelle beteiligt, die Benediktinermönche kamen aus Hirsau. Die Mönchsgemeinschaft im Schwarzwald stand aber damals unter der Leitung Abt Gebhards (1091–1105), des Bruders des Uracher Grafen Eginno II. (um 1100), und auch für Kuno hat die historische Forschung dessen Verwandtschaft mit den Uracher Grafen zu belegen versucht. Diese noch zu Beginn des 12. Jahrhunderts bezeugten Beziehungen der Grafen von Urach mit Aura a. d. Saale machen es also wahrscheinlich, dass die Uracher aus Franken und dem Würzburg-Bamberger Raum gekommen waren und von dort verdrängt wurden. Eginno I. (1030/40), der erste im Ermstal ansässige Graf von Urach, begann um 1040 mit dem Achalmer Burgenbau. Um 1060 teilte man die Uracher Herrschaft mit dem Mittelpunkt Dettingen unter die Nachkommen Eginos I. einerseits und Eginos Bruder Rudolf andererseits auf. Rudolf wurde zum Begründer der Achalmer Linie, während Eginno II. um 1060 die Burg Hohenurach errichtete.

Fest steht also die Verwandtschaft der Uracher mit den Grafen von Achalm. Unter den Mitgliedern der Uracher Grafenfamilie gab es im 12. Jahrhundert zwei Bischöfe, nämlich den schon erwähnten Hirsauer Abt Gebhard als Bischof von Speyer (1105–1107) und dessen gleichnamigen Neffen als Straßburger Bischof (1131–1141). Graf

Eginno IV. von Urach (1180–1230) heiratete vor 1181 die Zähringerin Agnes, die Tochter Herzog Bertholds IV. (1152–1186). Zentrale Persönlichkeiten in der Uracher Grafenfamilie waren dann die Söhne Eginos IV., Graf Eginno V. von Urach und Freiburg (1230–1236/37) und dessen Bruder Konrad von Urach († 1227). Letzterer war Abt des bedeutenden Zisterzienserklosters Clairvaux (ab 1213/14), Abt von Citèaux und oberster Repräsentant des Zisterzienserordens (ab 1217), Kardinalbischof von Porto und Santa Rufina (ab 1219) sowie päpstlicher Legat. Eginno V., „der Erbe der Zähringer“ und „Ahnherr des Hauses Fürstenberg“, gelang es zusammen mit seinem Vater, sich in den Auseinandersetzungen um das Zähringererbe vielfach durchzusetzen. Zwar erlosch das zähringische Herzogtum und mit ihm der Herzogstitel, zwar fiel der ehemals zähringische Südschwarzwald weitgehend an die Staufer, die auch im mittleren Schwarzwald entlang der Kinzigtalstraße (Ortenau, St. Georgen, Villingen) vertreten waren, doch erreichte Eginno V. gegen einen übermächtigen staufischen König am 18. September 1219 in Hagenau eine friedliche Übereinkunft, die einige der Uracher Ansprüche beiderseits des Schwarzwaldes bestätigte und weitere Ansprüche des Grafen zumindest nicht ausschloss.

Als weitere Persönlichkeit aus der Uracher Grafenfamilie ist auf Heinrich I. von Fürstenberg (1236/37–1284) zu verweisen, den Sohn Eginos V. Geboren zwischen 1228 und 1234, folgte Heinrich zusammen mit seinem älteren Bruder Konrad (1236/37–1271) dem Vater nach, wobei es nach einer vormundschaftlichen und gemeinsamen Regierung irgendwann zwischen 1244 und 1250 zur Erbteilung zwischen den Freiburger und Fürstenberger Grafen kam. Heinrich, dem mit Baar, östlichem Schwarzwald und Besitz im Kinzig- und Renchtal weitgehend der östliche Teil der väterlichen Herrschaft zugewiesen wurde, nannte sich nach dem „fürdersten“ Berg auf dem Baarhöhenzug der Länge „Graf von Fürstenberg“ (*comes de Vurstenberc*, *Vürstenberch*, *Vurstenberg* u.ä.). Besitzschwerpunkt und Herrschaftsraum Heinrichs war die Baar mit dem anschließenden Schwarzwald, das abseits gelegene Uracher Stammgut und

die Grafschaft Achalm verkaufte der Fürstenberger an die Grafen von Württemberg (1261/65). Heinrich von Fürstenberg war während seiner Regierungszeit nicht unbedingt bekannt für seine Nähe zu den staufischen Herrschern. Dagegen engagierte sich der Graf nach dem Interregnum (1245/56–1273) stark in der Reichspolitik König Rudolfs I. von Habsburg (1273–1291), seines Verwandten.

### III. Villingen und Graf Heinrich I. von Fürstenberg

Mit der Schenkung der Adelheid von Neuffen, der Ehefrau Graf Eginos V. von Urach, im Jahr 1236 an eine Villingener Schwesterngemeinschaft, vielleicht eine Gruppe von Beginen, von „frommen Frauen“, war erstmals ein Mitglied der Urach-fürstenbergischen Grafenfamilie in Villingen präsent. Dem Schwerpunkt seiner Herrschaft entsprechend, sollte Graf Heinrich I., der Sohn Eginos V. und Adelheids, vielfach in Beziehungen zu Villingen treten, dieser für den Fürstenberger so wichtigen Stadt. Erstmals urkundete Heinrich im Baarort im Jahr 1251. Eine zweite Urkunde des Grafen datiert vom Jahr 1254; Heinrich bezeichnet darin Villingen als „unsere Stadt“, deren Einwohner als „unsere Bürger“ (*cives ville nostre Vilingin* u.ä.), woraus wir die (wohl nicht unumstrittene) Stadtherrschaft des Grafen über Villingen ableiten können. Diese erklärt sich aus dem Zerfall der staufischen Machtpositionen und dem daraus entstehenden Machtvakuum. Wahrscheinlich reaktivierte Heinrich seine von den Zähringern und Urachern herkommenden Erbansprüche auf Villingen, die Einwirkungsmöglichkeiten des Grafen Heinrich auf die Stadt stiegen mit der Zeit, zumal der Fürstenberger die Einrichtung geistlicher Institutionen in Villingen für sich nutzte.

So stiftete der Graf nach einer verloren gegangenen Urkunde vom 2. September 1253 die Villingener Johanniterkommende südlich des Bickentors. Die alsbald reichste Niederlassung des Johanniterordens in Deutschland erhielt Vorrechte in Villingen, und auch Mitglieder der fürstenbergischen Familie sollten an hervorragender Stelle in der Hierarchie des Ritterordens in Erscheinung treten. 1267/68 riefen

Graf Heinrich I. von Fürstenberg und seine Ehefrau Agnes die Franziskaner nach Villingen; 1268 wurde das Villingener Minoritenkloster südlich des Riettors gegründet, bis 1292 waren Kirche und Kirchhof fertig gestellt. Das Franziskanerkloster war – so empfanden es wenigstens die Villingener Bürger – auch Ausdruck der fürstenbergischen Stadtherrschaft. So war der Bettelorden zunächst in Villingen wenig willkommen, doch spielte das Kloster seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert eine zunehmend wichtige Rolle auch im Verfassungsgefüge der Stadt; die Verlesung des Stadtrechts und Wahlen zu öffentlichen Ämtern fanden z.B. in der Franziskanerkirche statt.

Unterdessen war nach dem Interregnum der römisch-deutsche König Rudolf I. auf Reichsebene mit seiner Landfriedenspolitik erfolgreich; Revindikationen, die Rückgewinnung von entfremdeten und verpfändeten Reichsgütern und -rechten, betrafen Reichsstädte und -orte vom Ober- bis zum Niederrhein, in Franken und in Thüringen. Wir finden nun Heinrich von Fürstenberg bei einigen regionalen und überregionalen politischen Aufgaben im Auftrag des Königs handeln (1275, 1277, Schlacht auf dem Marchfeld 1278). Vielfach war Heinrich als wichtiger Ratgeber des Herrschers auf den Reichs- und Hoftagen Rudolfs anwesend. Die engen Beziehungen zwischen König und Graf zeigten sich nicht zuletzt an der Teilnahme des Habsburgers beim Ritterschlag der Söhne Heinrichs in Villingen am Otmarstag, dem 16. November, in einem der Jahre 1280, 1281 oder 1282. Schließlich belohnt wurde Heinrich durch die Vergabe königlicher Privilegien.

Letztere betrafen zunächst die Befreiung der Villingener Bürger von auswärtigen Gerichten in einer Königsurkunde vom 19. August 1278 und die Verleihung der Baaremer Landgrafschaft an Graf Heinrich in einem Diplom vom 18. Januar 1283. Denn der Fürstenberger hatte auch seinen politischen Einfluss in der ehemals zähringischen Baargrafschaft verstärkt, stand aber dort mit den Grafen von Sulz in massivem politischen Gegensatz. Diese hatten den mit ihnen verwandten Herren von Wartenberg die Gerichtsbefugnisse in der Landgrafschaft übertragen, das Privileg vom

Januar 1283 machte Heinrich von Fürstenberg und nur ihn persönlich zum alleinigen Inhaber der graflichen Gewalt auf der Baar.

Die dritte königliche Privilegierung vom 24. Mai 1283 handelte von der Stadt Villingen, die (neben Haslach) als „ewiges“ Reichslehen an die Fürstenberger kam, wobei die fiktive Rechtsstellung Villingens (weiterhin) die einer Reichsstadt (*civitas imperii*) war. Damit war ein Kompromiss gefunden, der die Reichsinteressen berücksichtigte, die Stadtherrschaft des Grafen hingegen anerkannte. Mit den königlichen Privilegien hatte also Graf Heinrich von Fürstenberg entscheidende Zugewinne für seine Landesherrschaft auf der Baar und in Villingen erreicht.

#### IV. Die Fürstenberger in Villingen

Nach Heinrichs I. Tod übernahmen seine Söhne Friedrich I. (1284–1296), Egino (1284–1324), Konrad († 1320) und Gebhard († 1337) – die beiden Letzteren Geistliche – die Herrschaft und gaben „ihrer“ Stadt Villingen mit Datum vom 16. Oktober 1284 die älteste Villingener Verfassungsurkunde. Die Urkunde ist ein – übrigens auf Deutsch verfasstes – Dokument einer relativ großen kommunalen Autonomie der Bürgerschaft gegenüber ihren neuen Stadtherren. Wir erkennen in der Urkunde die starke Stellung des Rates und des Schultheißen, der aus der Bürgerschaft zu nehmen war und somit kaum noch als Vertreter des Stadtherrn gelten kann. Das Schriftstück unterstreicht die Bedeutung von Rat und Schultheiß als „Kernelemente“ Villingener Verfassung. Weiter bezieht sich die Urkunde an einer Stelle auf ein nicht überliefertes, ältestes Villingener Stadtrecht, verbietet den Fürstenbergern, in und um Villingen neue Burgen und Befestigungen zu errichten, und beschränkt die von den Villingern an die Fürstenberger zu zahlende Steuer auf 40 Mark jährlich. Außerdem – und dies klingt fast nach einem Diktat der Bürger – sollten die Söhne Graf Heinrichs bis zum 1. Mai 1287 einen unter sich auswählen, der allein die Villingener Stadtherrschaft ausüben würde.

Die fürstenbergischen Brüder entschieden sich für Egino, der noch vor Ablauf der Frist die Stadtherrschaft in Villingen antrat. Mit Datum

vom 24. August 1286 urkundete Egino für Villingen und wiederholte darin die Bestimmungen der Verfassungsurkunde von 1284. Villingen – so schien es – war endgültig in der Landesherrschaft der Grafen von Fürstenberg angekommen. Egino hatte mit der Bestätigung der Verfassungsurkunde seine Stadtherrschaft gegenüber der Villingener Bürgergemeinde einschränken müssen. Der Schultheiß, der eigentlich Vertretung und Richter des Stadtherrn in der Stadt war, wurde aus den Reihen der Bürger vorgeschlagen und war daher eher der Stadt und der Bürgergemeinde als dem Stadtherrn verantwortlich. Auch die städtische Gerichtsbarkeit, die innerhalb der Stadtmauern sich nicht nur auf die Nieder-, sondern auch auf die Hoch- und Blutgerichtsbarkeit bezog, war dem Stadtherrn entzogen; sie resultierte u.a. aus der durch die Privilegierung von 1278 erhaltenen Befreiung von auswärtigen Gerichten (*ius de non evocandi*), gehörte aber nach demselben Privileg wohl zu den ursprünglichen städtischen Freiheiten, die schon unter Herzog Berthold V. an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert galten. Geurteilt wurde nach Stadtrecht, das allerdings aus dieser Zeit nicht erhalten ist. Die städtische Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Rats der Vierundzwanzig, der erstmals und zusammen mit dem Schultheißen in einer Urkunde für das Kloster Salem vom 2. April 1225 auftaucht. Auch die 40 Mark jährliche Steuer, die die Villingener Bürgergemeinde an den Stadtherrn zu zahlen bereit war, bewegten sich in den alten Bahnen des reichsstädtischen Villingen, hatten die Villingener doch gemäß der Reichssteuerliste von 1241 einen Betrag von 42 Mark Silber aufzubringen.

Trotz des Schutzversprechens Graf Eginos für Villingen von 1286 muss es alsbald zu Spannungen zwischen dem Stadtherrn und der Stadt gekommen sein. Ohne dass wir Näheres darüber wissen, waren vor 1290 Übergriffe Eginos in die inneren Angelegenheiten Villingens erfolgt. Mit Datum vom 29. Juli 1290 gab Egino schließlich seinen Bürgern einen Sühnebrief, worin er versprach, diese nicht mehr in ihren Rechten zu behindern und auf die gültigen Abmachungen von 1284 und 1286 verwies. König Rudolf I. hatte sich während der



Streitigkeiten auf die Seite des fürstenbergischen Grafen gestellt. Nach der Sühne von 1290 nahm er daher am 8. November 1290 die Villingen „auf Bitten des Grafen Eginno von Fürstenberg“ wieder in seine Gnade auf. Die Konflikte zwischen den Fürstenbergern und der Stadt Villingen hielten aber weiter an. In einer Veröhnungsurkunde vom 3. Februar 1299 ist von einer Villingen „Heimsuchung“ der Burg Zindelstein Graf Gebhards von Fürstenberg die Rede, die Auszugordnungen von 1284 und 1306 regelten die militärisch-organisatorischen Voraussetzungen solcher Gewalt- und Fehdeakte der Stadt. Dabei betrieben die Villingen unabhängig von den Fürstenbergern ihre militärischen Unternehmungen. Ein Beispiel ist das Eingreifen der Stadt gegen den der Reichsacht verfallenen Grafen Eberhard I. von Württemberg (1279–1325). Mit Unterstützung König Heinrichs VII. (1308–1313) gingen die Villingen erfolgreich gegen württembergischen Besitz vor (1310/11).

Infolge der eingeschränkten Stadtherrschaft mussten die Fürstenberger versuchen, andere Möglichkeiten zur Einflussnahme auf Villingen zu entwickeln. Ein Mittel war zweifelsohne der Schulterchluss mit geistlichen Institutionen in Villingen. Von der engen Anlehnung der Grafenfamilie an die Villingen Johanniterkommende wurde schon gesprochen. Anlässlich des Eintritts ihres Bruders Friedrich († n. 1309) in den Johanniterorden übertrugen am 8. Januar 1309 Heinrich II. (1296–1337) und Konrad von Fürstenberg mit Zustimmung ihrer Onkel, des Villingen Pfarrherrn Konrad und des Konstanzer Domherrn Gebhard, Hof und Zehnt in Pfohren (bei Donaueschingen) an die Johanniter. Friedrich nahm damit die Tradition der fürstenbergischen Familie auf, sein Onkel Heinrich war Johanniter in Villingen, sein Großvater Heinrich I. hatte die Johanniterkommende dort mit gegründet (1253). Ein weiterer Enkel Heinrichs I., Eginno († 1363), sollte zwischen 1317 und 1326 Komtur der Villingen Johanniterkommende sein und war als solcher und als Parteigänger seiner Familie maßgeblich an den Auseinandersetzungen mit der Stadt beteiligt, die zum Ende der fürstenbergischen Herrschaft in Villingen führen sollten.

Einige Mitglieder der fürstenbergischen Grafenfamilie waren auch Villingen Pfarrer. Die Pfarrei der Villingen Altstadtkirche war ursprünglich eine Kleinpfarrei, die sich im Wesentlichen nur auf Villingen bezog. Der Altstadtkirche wuchs aber mit der Stadtwertung Villingens im 12./13. Jahrhundert ein größerer Bezirk zu einschließlich der Dörfer Waldhausen, Vockenhausen und Nordstetten. Mit der Verlagerung Villingens in das Gebiet rechts des Brigachbogens entstand im neuen Ort die auch noch heute beeindruckende Münsterkirche der Patrone Johannes der Täufer und Maria in verschiedenen Bauphasen: die Saalkirche aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die romanische Pfeilerbasilika aus den 1220er-Jahren, der Neubau eines gotischen Chores gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Das Münster war bis zum 16. Jahrhundert eine Filialkirche der Altstadtkirche, der eigentlichen Pfarrkirche. Im Münster übten die Grafen von Fürstenberg das Patronatsrecht aus, wahrscheinlich in der Nachfolge der Zähringer. Somit fanden ab der Mitte des 13. Jahrhunderts Stadtherrschaft und Kirche zusammen, der *Liber decimationis*, das „Zehntbuch“ des Konstanzer Bistums aus dem Jahr 1275 nennt als Pfarrherr über Villingen und sieben weitere Pfarreien Gottfried von Zindelstein († n. 1279), den Bruder Graf Heinrichs I. von Fürstenberg. Gottfried folgten dann Konrad und Gebhard, die Söhne Heinrichs, als Villingen Pfarrer nach. Die Fürstenberger verfügten daher über die bedeutenden Einnahmen der Villingen Pfarrei. Nicht von ungefähr kommt es also, dass Heinrich zusammen mit seiner Frau Agnes den Fürstenbergkelch stiftete, der folgende Umschrift zeigt: „Ich kelch bin geiben durch Grave H[einrich] von Firstenberg und durch Agnesen sin wip und durch ir Kinde sibenviv“.

## V. Innere Entwicklungen

Trotz (oder wegen) eines gewissen fürstenbergischen Gegengewichts infolge der Inanspruchnahme kirchlicher Positionen in Villingen ging der „Verfassungskampf“ zwischen Graf Eginno und „seiner“ Stadt auch nach der Beilegung des ersten Konflikts (1290) weiter. Als Spitze der Villingen Bürgergemeinde wurde gegen Ende des 13. Jahr-

hunderts das Bürgermeisteramt eingeführt, das 1297 erstmalig Erwähnung findet. Drei Jahre zuvor (1294) ist in der militärischen Auszugordnung der Villingener Bürgerschaft von einem „alten und neuen Rat“ die Rede, etwas später von dem „kleinen und großen Rat“; und noch einmal fünf Jahre zurück, um 1288/89, kam es zur Erweiterung des Rathauses um den Westteil des heutigen Rathausgebäudes, das im ersten Obergeschoss einen beheizbaren Versammlungsraum als Ratssaal auswies. Offensichtlich wurde in dieser Zeit die Bürgergemeinde auf eine breitere Basis gestellt; neben dem Patriziat der „Müßiggänger“ waren nun Handwerk und Gewerbetreibende im neuen Rat vertreten. Das (eigentlich vom Stadtherrn abhängige) Amt des Schultheißen geriet dadurch weiter ins Hintertreffen – der Schultheiß führte nicht mehr den Rat, jedoch das städtische Gericht –, war aber für die Bürgergemeinde offensichtlich noch so wichtig, dass die Stadt dieses Amt gemäß einer Übereinkunft mit Eginio von Fürstenberg vom 2. Mai 1303 für fünf Jahre mit einem Mitglied aus dem Rat der Vierundzwanzig besetzen wollte und konnte.

Die am Ende des 13. und am Beginn des 14. Jahrhunderts erkennbaren Entwicklungen in der Verfassung der Villingener Bürgergemeinde treten dann mit der berühmten Zunfturkunde vom 7. Dezember 1324 offen zutage. Die Zunfturkunde listet in ihren Bestimmungen die für die Stadt wichtigen Institutionen auf: Bürgermeister und Schultheiß, die Zunftmeister der Villingener Zünfte, kleiner und großer Rat. Die Zunftverfassung setzte damit Recht, das schon einige Jahrzehnte zuvor mit der Beteiligung der Handwerker und Gewerbetreibenden an der städtischen Regierung wirksam geworden war. Mit der Zunfturkunde entstand ein „Villingener Grundgesetz“. Dieses ergab sich also aus einem politischen Ausgleich zwischen Patriziat und Zunftbürgertum.

Letzterer war notwendig geworden, als es darum ging, in den Auseinandersetzungen mit den fürstenbergischen Stadtherren bestehen zu können. Bis vielleicht um 1280 hat das Patriziat alleine die städtische Politik bestimmt, danach – auch angesichts des Wechsels in der Stadtherrschaft nach dem

Tod Heinrichs I. von Fürstenberg (1284) – schlossen sich die Villingener Bürger weiter zusammen, ohne dass wir darüber etwas Genaueres in Erfahrung bringen können. Sie diktierten den Söhnen Heinrichs in der Verfassungsurkunde von 1284 ihre politischen Positionen und Vorstellungen. Auch die Zunftverfassung wurde anlässlich eines Wechsels in der Stadtherrschaft, diesmal von Eginio zu Johann († 1332) und Götz von Fürstenberg († 1341), ausgestellt. Offensichtlich gelang es den Villingern beide Male, die Schwäche der Fürstenberger bei den Herrschaftswechseln zu ihren Gunsten auszunutzen.

## **VI. Villingen im fürstenbergischen Machtbereich**

Aus der Erbmasse der Zähringer beanspruchten nach deren Aussterben (1218) die Grafen von Urach-Freiburg-Fürstenberg Besitz und Herrschaft beiderseits vom und im Schwarzwald, konnten sich aber z.B. hinsichtlich der „Zähringerstadt“ Villingen auf der Baar gegenüber Kaiser Friedrich II. nicht durchsetzen. Erst ab den 1250er-Jahren gewann Graf Heinrich I. von Fürstenberg Einfluss in Villingen, das ihm schließlich neben Haslach im Schwarzwald 1283 als Reichslehen zugestanden wurde.

Parallel zu dieser Entwicklung auf der Baar machten sich die Freiburg-Fürstenberger an den Aufbau einer „Städtelandschaft“ im südöstlichen Schwarzwald. Das in den 1240er-Jahren auf zähringischem Allod gegründete Vöhrenbach diente dabei wohl als „Ersatz“ für das politisch damals nicht zu erlangende Villingen und geriet somit, obwohl verkehrstechnisch gut angebunden und mit dem Silberbergbau im Bregtal in Verbindung stehend, nach der Übernahme Villingens durch die Fürstenberger ins Abseits.

Das um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründete Neustadt im Zentralschwarzwald entstand auf Gebiet des Klosters Friedenweiler, dessen Vogtei die Fürstenberger besaßen. Am Kreuzungspunkt der Straßen zum Höllental und nach Villingen gelegen, war der Ort Mittelpunkt einer Pfarrei und besaß einen Markt. Die weiter östlich gelegene Stadt Löffingen, gegründet 1250/60, sowie die Kleinstädte Hüfingen und Fürstenberg ergänzten die

fürstenbergischen Städte im Bereich von Schwarzwald und Baar. Doch bei allem blieb Villingen eine unabdingbare Voraussetzung für das Territorium der Fürstenberger zumindest auf der Baar.

Die Landgrafschaft der Baar, entstanden aus der hochmittelalterlichen Baargrafschaft der Herzöge von Zähringen, stand in den 1270/80er-Jahren unter der Leitung des Grafen Hermann III. von Sulz (1268, v. 1284), der am 13. April 1273 als Landgraf bezeugt ist, und des Konrad von Wartenberg, der in einer Urkunde vom 29. Juli 1281 als Landrichter und „Titularlandgraf“ des Grafen von Sulz fungierte, übrigens an der Gerichtsstätte Villingen, dem Vorort der Baar. Das Privileg König Rudolfs von Habsburg vom 18. Januar 1283 brachte dann den Verzicht des Sulzers auf die Grafschaft und dessen Entschädigung durch das Hofrichteramt am Rottweiler Hofgericht. Die Grafschaft fiel an Heinrich I. von Fürstenberg, die Wartemberger behielten ihre Stellung als „Titularlandgrafen“ im ehemals sulzischen Teil der Baargrafschaft bei fürstenbergischer Gerichtsbarkeit im fürstenbergischen Teil. In der Folgezeit und nach dem Tod Heinrichs I. (1284), dem ja nur persönlich die Landgrafschaft verliehen worden war, versuchten die Grafen von Fürstenberg, dort wieder Einfluss zu gewinnen. Die Zusammenlegung des sulzischen und fürstenbergischen Teils der Landgrafschaft durch die Fürstenberger führte allerdings zu einer schweren Fehde zwischen Graf Heinrich II. von Fürstenberg und den Wartembergern. Nur das Aussterben der Wartemberger und die Heirat Heinrichs II. mit der Erbtochter Verena von Wartenberg nach päpstlichem Ehedispens im Jahr 1307 sicherte die Stellung der Fürstenberger als Landgrafen. Zur Landgrafschaft gehörte das Landgericht, dessen Anfänge in das beginnende 14. Jahrhundert zurückreichen und das sich zu einem gräflich-fürstenbergischen Territorialgericht entwickeln sollte, bis es im 15. bis 17. Jahrhundert vom Hofgericht der Fürstenberger verdrängt wurde.

Ordnen wir Villingen und die fürstenbergische Baar noch den zersplitterten Herrschaftsräumen der Fürstenberger bzw. fürstenbergischen Linien zu. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die Teilung des Besitzes der Grafen von Urach in eine

Freiburger und Fürstenberger Linie (1244/50). Heinrich I. von Fürstenberg konnte sich dann, wie wir gesehen haben, östlich des Schwarzwaldes behaupten und dort seine Positionen ausbauen. Vom ihm stammen die Fürstenberger ab. Nach Heinrichs Tod (1284) entwickelten sich durch die Erbteilung von 1286 eine Haslach-Kinzigtaler Linie unter Eginio und Johann sowie die Baarer Linie unter Friedrich, dem ältesten Sohn Heinrichs. Letztere zersplitterte im Verlauf des 14. Jahrhunderts in mehrere Seitenlinien, während Villingen bis 1326 zum Herrschaftsgebiet der Haslacher Fürstenberger gehörte. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts gab es also die Linien Baar und Haslach (bis 1386), neue Erbteilungen führten im 15. Jahrhundert zur Geisinger und Kinzigtaler Linie. Der politische Aufstieg der Fürstenberger begann an der Wende zum 16. Jahrhundert, ein in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bestehendes Fürstentum Fürstenberg wurde 1806 mediatisiert.

Was nun die Grafen von Freiburg betrifft, so beherrschten diese in der letztendlichen Nachfolge der Zähringerherzöge die oberrheinische Tiefebene um Freiburg und den daran anschließenden Schwarzwald. Bis 1368 übten sie die zuletzt nicht unumstrittene Stadtherrschaft über Freiburg aus. Nachfolger der Grafen von Freiburg (-Badenweiler) waren die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg (ab 1444).

## VII. Von den Fürstenbergern zu den Habsburgern

Der Herrschaftswechsel in der fürstenbergischen Grafenfamilie nach dem Tod Eginos (1324) leitete dann das Ende der fürstenbergischen Stadtherrschaft über Villingen ein. Zentral dafür ist die sog. Fürstenbergische Fehde (1317–1326), in der sich Teile der Grafenfamilie untereinander bekämpften. Auch im Rahmen der reichspolitischen Auseinandersetzungen infolge der Doppelwahl im Königtum – hier standen Ludwig der Bayer (1314–1347) und der Habsburger Friedrich (III.) der Schöne (1314–1330) gegeneinander – hatten sich die Brüder Eginio und Gebhard von Fürstenberg miteinander verfeindet, wobei Graf Konrad II. von Freiburg (1316–1350) die Haslacher Linie der Fürstenberger unterstützte, während die Stadt



Villingen auf Seiten ihres Stadtherrn stand. Letzterer musste allerdings mit den Villingern wegen ihrer militärischen Hilfeleistung eigens ein Bündnis abschließen; dieses datiert vom 31. Oktober 1317.

Im Jahr 1318 wurde gekämpft, die Villingen und Graf Konrad von Freiburg söhnten sich aber am 29. August desselben Jahres miteinander aus, um sich kurz darauf wieder zu verfeinden. Auch 1319 kam es zu militärischen Auseinandersetzungen; dazu beschlossen Bürgermeister, Schultheiß und Rat eine neue Auszugordnung und schärfen ihren zurückbleibenden Bürgern die Ablösepflcht für eventuell in Gefangenschaft geratene Mitbürger ein. Die Gefangennahme des Villingers Konrad Zan war dann solch ein Fall; der Freiburger Graf, die Stadt Villingen und die Söhne des inzwischen wahrscheinlich verstorbenen Zan einigten sich erst im Jahr 1322.

Mit der Gefangennahme Villingen Bürger hat auch das letzte fürstenbergische Jahr in der Geschichte der Stadt zu tun. Die damaligen Ereignisse fügen sich nahtlos in die Fürstenbergische Fehde ein. Der Wechsel in der Villingen Stadtherrschaft zu Eginos Söhnen Johann und Götz von Fürstenberg war 1324 erfolgt, und die beiden Fürstenberger hatten zwei Jahre Zeit, einen von ihnen zum Villingen Stadtherrn zu bestimmen. Parallel zur Verfügung der Villingen Zunfturkunde (1324) kam es zum Abschluss eines Bündnisses zwischen der Stadt und den Stadtherren gegen Heinrich II. von Fürstenberg, den Vetter von Johann und Götz. Das Bündnis war aber nur der Anfang einer erneuten Entfremdung zwischen Villingen und den Fürstenbergern. Die Abhängigkeit der Brüder Johann und Götz von „ihren“ Bürgern, die nur einen Fürstenberger auf Dauer als Stadtherrn haben wollten, führte dazu, dass man sich auf Seiten der Grafenfamilie dazu entschied, gegen die Villingen Oberschicht vorzugehen. Dies geschah, indem man 150 der vornehmeren Bürger nach Haslach ins Kinzigtal einlud, angeblich um mit den Fürstenbergern eine Fehde zu unternehmen. Begleitet wurden die Villingen vom Johanniterkomtur Eginon von Fürstenberg. In Haslach am 30. April 1326 angelangt, setzte man

die Stadtbewohner umgehend gefangen und forderte für ihre Freilassung ein immens hohes Lösegeld, das die Stadt Villingen und die österreichischen Herzöge, allen voran Albrecht II. (1326–1358), endlich aufbrachten. Beteiligt an der Unternehmung der Gefangennahme waren übrigens nicht nur die Grafen von Fürstenberg, sondern auch die Herren von Geroldseck und Üsenberg sowie Graf Ulrich III. von Württemberg (1325–1344); die Villingen hatten offenbar nicht allzu viele Freunde. Neben einem wohl unmittelbaren Bericht über den Anschlag, eine in Villingen niedergeschriebene Ratsnotiz, fasste der Geschichtsschreiber Johannes von Winterthur (\* ca. 1300–† n. 1348) das Geschehen zusammen. Danach stand der Anschlag auf die Villingen Bürger unmittelbar in Zusammenhang mit dem Übergang der Stadt an die Habsburger.

Nach dem Haslacher Anschlag und den erzwungenen Lösegeldzahlungen an die Grafen von Fürstenberg und den mit diesen verbündeten Herren und Grafen gab es zwischen den fürstenbergischen Stadtherren und der Stadt Villingen keine Gemeinsamkeiten mehr. Die habsburgisch-österreichischen Herzöge nutzten die Gunst der Stunde, um Villingen und das Umland ihren (später so genannten vorderösterreichischen) Territorien in Südwestdeutschland einzugliedern.

Vorderösterreich war ein Konglomerat von geschlossenen Territorien und Streubesitz, das Besitzungen an Hochrhein und Bodensee, in Oberschwaben, zwischen Neckar, Schwarzwald und Donau sowie am Oberrhein (Sundgau, Breisgau u.a.) umfasste. Schon im 12. Jahrhundert ist Besitz der ursprünglich südlich des Hochrheins beheimateten Habsburger in Lörrach, Bellingen oder Heitersheim nachweisbar, seit 1173 hatten die Habsburger die Vogtei über das Kloster Sädingen, seit 1254 die über die Mönchsgemeinschaft St. Blasien inne. Zusammen mit der im 13. Jahrhundert erlangten Herrschaft Hauenstein wuchsen diese und andere Klostergebiete in die habsburgische Landesherrschaft des Südschwarzwaldes hinein. Auch weitere Territorien im und am Schwarzwald wie die Stadt Bräunlingen (1305), die Herrschaft Triberg (1325) oder eben Villingen

(1326) wurden habsburgisch. Im Neckarraum gelang Österreich 1381 der Erwerb der Grafschaft Hohenberg, 1465 kaufte Erzherzog Sigmund von Tirol (1439–1490/96) die Landgrafschaft Nellenburg im Hegau, 1486 wurde die Pfandschaft der Truchsessen von Waldburg über die Landvogtei Schwaben abgelöst. Die österreichischen „Donaustädte“ Mengen, Munderkingen, Riedlingen und Saulgau in Oberschwaben kamen ab dem Ende des 13. Jahrhunderts an die Habsburger, ebenso die Herrschaft Sigmaringen (1290) und die Grafschaft Veringen (1291).

Dabei ging der Übergang Villingens an die Habsburger durchaus nicht problemlos vonstatten. Die fürstenbergischen Grafen, die österreichischen Herzöge und die Stadt Villingen verhandelten lange, während der habsburgische Herzog Albrecht II. schon am 16. Juni 1326 die Huldigung seiner neuen Untertanen entgegennahm und diesen ihre Rechte bestätigte. Erst nach der Freilassung der in Haslach Inhaftierten nach einem Schiedsspruch vom 23. August 1326 kam es aber Ende November, Anfang Dezember zu einem alle Seiten zufrieden stellenden Vertragswerk. Mit Datum vom 30. November 1326 erwarb Herzog Albrecht für Österreich von den Grafen von Fürstenberg für 7500 Mark Silber die Stadt Villingen mit der Warenburg und den umliegenden Dörfern Klengen, Beckhofen und Grüningen, wobei sich die Villingener Bürger mit einer Geldsumme von 2000 Mark am Kauf beteiligten.

### VIII. Zusammenfassung

Mehrere Jahrzehnte – von den 1250er-Jahren bis 1283 – hatte der Erwerb Villingens durch Graf Heinrich I. von Fürstenberg gedauert, bis die Stadt auf der Baar mit Urkunde vom 24. Mai 1283 als Reichslehen an die Grafenfamilie gelangte. Nur wenige Jahrzehnte sollte Villingen unter fürstenbergischer Herrschaft verbleiben, als 1326 die Stadt an die habsburgisch-österreichischen Herzöge kam. Die Gründe, dass die fürstenbergische Stadtherrschaft mit rund vier bis sieben Jahrzehnten relativ kurz ausfiel, waren dabei vielfältig.

Villingen war eine „Zähringerstadt“ und eine „verhinderte Reichsstadt“. Zähringer und Staufer

hatten mithin im Baarort Spuren hinterlassen, als ab der Mitte des 13. Jahrhunderts die Grafen von Fürstenberg zunehmend Einfluss auf die Stadt gewannen. Kommunale Autonomie der Bürgergemeinde verhinderte aber eine zu starke Einflussnahme der fürstenbergischen Stadtherren als Inhaber des Reichslehens Villingen. Hinzu kam ein starker Wandel in der kommunalen Entwicklung; die Verfassungsurkunde von 1284 und die Villingener Zunftverfassung von 1324 gehören hierher. Neben dem Patriziat nahmen somit weitere Gruppen von Villingener Bürgern teil an den politischen Entscheidungsprozessen in der Stadt, was wiederum Auswirkungen auf das Verhältnis zu den Fürstenbergern hatte. Der Haslacher Anschlag führte dann zum nicht mehr umkehrbaren Bruch zwischen Stadt und Stadtherren. Die die Jahrzehnte an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert bestimmende Zeit der Fürstenberger war vorbei mit dem Übergang der Stadt an die habsburgische Herrschaft (1326). Die Stadt konnte in fürstenbergischer Zeit keine direkte Beziehung mehr zum deutschen Königtum aufbauen, Villingen war zu einer Territorialstadt in einer Landesherrschaft geworden. Der städtischen Autonomie des Ortes auf der Baar entsprechend, blieb es indes weiterhin bei der eingeschränkten Herrschaft auch der neuen habsburgischen Stadtherren.

### Quellen und Literatur

BUHLMANN, M., Die frühe schriftliche Überlieferung zum Ort Villingen (9.-13. Jahrhundert), in: GHV 28 (2005), S.71-81; BUHLMANN, M., Stadt, Königtum und Reich – Villingen im 13. Jahrhundert, in: GHV 30 (2007), S.24-32; Fürstenbergisches Urkundenbuch, hg. v.d. Fürstlichen Archive in Donaueschingen, Bd.I: Quellen zur Geschichte der Grafen von Achalm, Urach und Fürstenberg bis zum Jahre 1299, bearb. v. S. RIEZLER, Tübingen 1877, Bd.II: Quellen zur Geschichte der Grafen von Fürstenberg vom Jahre 1300-1399, bearb. v. S. RIEZLER, Tübingen 1877; Bd.V: Quellen zur Geschichte der Fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 700-1359, Tübingen 1885, Bd.VII: Quellen zur Geschichte der Fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 1470-1509, Tübingen 1891; GHV = Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen; JENISCH, B., Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (= Forschungen und Berichte der Archäologie in Baden-Württemberg, Bd.22), Stuttgart 1999; LEIBER, G., Das Landgericht der Baar. Verfassung und Verfahren zwischen Reichs- und Landesrecht (= Veröffentlichungen aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv, H.18), Donaueschingen 1964;

LUTTENBERGER, A.P., Das Haus Fürstenberg vom frühen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa, hg. v. E.H. ELTZ u. A. STROHMEYER (= Ausstellungskatalog), Korneuburg 1994, S.1-38; MAULHARDT, H., ZOTZ, T. (Hg.), Villingen 999-1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich (= VerVS 27 = VAIF 70), Waldkirch 2003; MÜLLER, W. (Hg.), Villingen und die Westbaar (= VAIF 32), Bühl 1972; REVELLIO, P., Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Gesammelte Arbeiten (= SchrrVillingen), Villingen 1964; RIEZLER, S., Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahr 1509, Tübingen 1883; SchrrVillingen = Schriftenreihe

der Stadt Villingen; TUMBÜLT, G., Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806, Freiburg 1908; VAIF = Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br.; VerVS = Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen Villingen-Schwenningen; Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. v.d. Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahre 1999 (= VerVS 15), Villingen-Schwenningen 1998; WOLLASCH, H.-J. (Bearb.), Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen. Urkunden, Akten und Bücher des 12.-19. Jahrhunderts („Rodersches Repertorium“) (= SchrrVillingen), Bd.I: Urkunden, Bd.II: Akten und Bücher, Villingen 1970.



## Werden Sie Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.



**Sie unterstützen damit unsere Arbeit, die Geschichte und Traditionen unserer Stadt zu bewahren und immer wieder neu zu beleben.**

Unsere Mitglieder erhalten das Jahresheft „Villingen im Wandel der Zeit“ als Treueprämie gratis ins Haus gebracht.

Auskunft und Anmeldung in der Geschäftsstelle in der Schillerstraße 7 in Villingen  
(Telefon 0 7721 / 5 2712, Telefax 0 7721 / 50 2712, mail@ghv-villingen.de)  
oder bei einem der Vorstands- oder Beiratsmitglieder (siehe Impressum Seite 3).

Homepage: [www.ghv-villingen.de](http://www.ghv-villingen.de)





## Das Riettor

Das Riettor wurde auch Franziskustor genannt in Anlehnung an das ehemalige Barfüßerkloster der Franziskaner, das südlich vom Tor gelegen war.

Jedes der Villingener Stadttore bestand aus einem Torpaar, nämlich dem inneren, dem Haupttor und

dem wesentlich niederen, dem Erkertor, auch Vortor genannt. Sie bildeten vom Marktplatz aus gesehen den Abschluss der zum Tor hin verzweigt führenden Hauptstraßen.

Wie alle andern Tortürme besaß auch das Riettor mehrere Stockwerke. Das untere Stockwerk diente als Gefängnis, auch „Keffit“ genannt. 1843 wurde das Riet-Erkertor abgerissen.

Das Riettor hat einen fast quadratischen Grundriss und ist 25 m hoch. Es besitzt eine gut erhaltene Eckblossen-Quaderung. Erbaut wurde es im Jahre 1233, als Villingen „Freie Reichsstadt“ war und unter der Herrschaft der Staufer stand. In dieser Zeit erhielt die Stadt ihre erste und heute noch erhaltene Ringmauer.

Nach Aufkommen der Feuerwaffen wurde das Riettor im Jahre 1541 zu einem Geschützturm umgebaut.

Bei der Belagerung von 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg durch den französischen Marschall Tallard hat das Riettor eine entscheidende Bedeutung erlangt. Hier kam der feindliche infanteristische Sturmangriff durch die Tapferkeit der Stadtbesatzung und der Bürgerschaft zum Erliegen.

Auch postalisch trat das Riettor in Erscheinung. Von hier ging die Nummerierung aller Häuser in der Innenstadt aus. So hatte die Torbrauerei die Nr. 1 und endete mit der Nr. 600. Die Nr. 601 war die Mühle rechts vom Tor gelegen (Cafe Leute) und die Nr. 602 besaß die Storzische Mühle. (Volksbank im Benediktinerring).

Die beiden seitlichen Durchgänge wurden in den Jahren 1921 und 1928 durchbrochen und somit die unteren Stufen des Stiegenaufganges zum Torturm aus Hindernisgründen abgebaut. Die Turmuhr vom Riettor trägt ein blaues Zifferblatt. Die verschiedenfarbenen Zifferblätter sind so genannte „Orientierungshilfen“ für Gäste unserer Stadt.



### Das Obertor

Das Obertor, auch St. Georgstor genannt, ist das größte Villingener Stadttor mit einer Höhe von 33,7 Meter und schließt die Stadt gegen Norden ab.

Die beiden seitlich angebauten Häuser, die auf ihrer Rückseite die Stadtmauer bilden, sind städtebaulich charakteristisch für das mittelalterliche Villingen. Auf der Landseite sind bei den Schießscharten noch Kanonenkugeln eingemauert.

In dem gewölbten Tordurchgang ist ein achtspeichiges Rad eingemeißelt, das an die Radmacherwette von 1562 erinnern soll. Dagegen zeigt auf der Stadtseite eine Uhr mit einem grünen Zifferblatt die Zeit an. Der westliche Fußgängerdurchgang wurde im Jahre 1905 gebrochen, der östliche erst im Jahre 1955.



### Das Bickentor

Das östliche Tor ist das Bickentor. Da einst die Gebäulichkeiten der ehem. Johanniter-Kommende an das Tor angrenzten, wurde es auch Johannitor genannt.

In einem Fenstersturz ist die Jahreszahl 1533 zu erkennen, das Jahr, in dem das Bickentor zu einem Geschützturm umgebaut wurde. Auffallend ist, dass die Durchfahrt aus einem Tonnengewölbe besteht und auf der Landseite mit einem Spitzbogen und auf der Stadtseite mit einem Rundbogen gestaltet ist. Das Vortor wurde als letztes der Vortore im Jahre 1868 abgerissen. Das Zifferblatt der Turmuhr über der Durchfahrt ist rot gekennzeichnet.



### Das Pulverrondell

In der Not des Schweizerkrieges 1499 waren vier Pulverrondelle an der inneren Stadtmauer aufgeführt worden, von denen sich nur noch das am Kaiserring gehalten hat. Mit diesen Verteidigungsanlagen hatte die Stadt die drei Belagerungen des Dreißigjährigen Krieges abzuwehren.



### Das „Glockehiesle“

Statt einer notwendigen Erweiterung der Stadtbefestigung wurde nur ein Fort in Form eines Bügeleisens an die äußere Ringmauer an der Stelle des heutigen Romäusgymnasiums errichtet.

Dieses starke Verteidigungswerk ist nach den Plänen des kaiserlichen Festungsbauingenieur Gump 1684 erbaut, um der großen Gefahr, die vom Hubenloch ausging, entgegen zu wirken. Mit der Entwehruung wurde die Schanze 1813 wieder niedergelegt.

Später siedelte sich die Glockengießerei Grüniger dort an. Daher wird auch der ehem. Pulverturm jetzt noch „Glockehiesle“ genannt. Es ist heute im Privatbesitz.





### **Die Bastion**

Nördlich vom Bickentor steht die „Bastion“, ein Verteidigungsbollwerk. Über eine „Schiefe Ebene“ wurden vom Oberen Tor her die Geschütze durch das sogenannte „Kanonengässle“ hochgefahren. Dieses Mauerwerk wurde im 16. Jahrhundert an

die innere Stadtmauer gebaut und im Dreißigjährigen Krieg zerstört. Die heutige Bastion, auch Klosterschanze genannt, wurde 1709 neu aufgebaut.



Im Auftrag von Erzherzog Albrecht VI., Regent in den habsburgischen Vorlanden und Bruder des Kaiser Friedrich III., selbtherrlich und verschwenderisch auftretend, wurden in Villingen im Jahre 1456 mit dem Gelehrten Matthäus Hummel Verhandlungen zur Gründung der ersten Universität Freiburg im österreichischen Vorlande geführt und im Jahre 1457 vollendet.

Und so war dann Matthäus Hummel Mitgründer der Universität Freiburg und erster Rektor im Jahre 1460. Er war Doktor der Fakultät der „Freien Künste“, der Vorgängerin der philosophi-

schen Fakultät, Doktor des kanonischen Rechts sowie ernannter Rektor der Theologen, Mediziner und der Juristen. Hummel wohnte in der Bickenstraße (siehe Paul Revellio „Beiträge der Geschichte der Stadt Villingen“ Seite 191).

Zur damaligen Zeit waren die Universitäten, auch „Hohe Schulen“ genannt, Kirchenstiftungen. Und so lag es nahe, dass zahlreiche österreichische Kirchenlehen, darunter die der Münsterkirchen der Städte Freiburg, Breisach und Villingen dazu bestimmt wurden, die notwendigen materiellen Grundlagen für den Neubau zu erbringen.

So richtete man die Universitäts-Zehntscheuer im Rietviertel ein. Sie nahm die Hälfte des Pfarrzehnten (Naturalabgaben auf Einkünfte) auf. Dieser Bau stammt noch aus früherer Zeit und wurde aus mehreren Häusern 1457 zu diesem Zwecke umgebaut.

Der heutige Bau stammt aus der 1. Hälfte des 16. Jh., hat aber noch einen romanischen Kern. Im 18. Jh. und im Jahre 1904 fanden Änderungen statt. Nach der Ablösung des Zehnten wurde das Gebäude 1847 versteigert und ging in Privatbesitz über. Es diente dann als Lastkraftwagengarage, Geschäftshaus (Innenausstattung Zimmermann) und als Ausbildungsstätte der Firma Fr. Winkler KG. Backofen, Villingen.

Im Sommer 2007 zeigte die Historische Narrozunft Villingen (NZV) großes Interesse an diesem Gebäude und nahm Kontakt mit dem Eigentümer Manfred Müller auf, und es gelang ihr, das Haus als Zunfthaus für den Kaufpreis von rund 255.000 Euro zu erwerben. Eine außerordentliche Generalversammlung der NZV in der „Neuen Tonhalle“ im Herbst 2007 gab mit der absoluten Mehrheit grünes Licht dazu.

Ein lang gehegter Wunsch der Narrozunft erfüllte sich und seit dem Frühjahr 2008 wird die einstige Universitäts-Zehntscheuer als Zunfthaus ausgebaut. Häskammer, Zunftarchiv und neue Sitzungsräume sowie weitere Räumlichkeiten sollen dann unter einem Dach untergebracht sein.



*Der Geschichts- und Heimatverein nahm die Zehntscheuer der Villingener Narrozunft schon in der Planungsphase unter die Lupe. Bevor die GHV-Mitglieder durch das Haus geführt wurden, erklärte Architekt Peter Ettwein (links) die Baupläne.*



# Alte Jungfere – vom strengen Regiment zum Teamgeist

Evi Blaser



*Das älteste Foto der Alte Jungfere entstand kurz nach der Gründung durch die damalige Rabenwirtin Luise Schleich (vorne sitzend). In der oberen Reihe von links nach rechts: Mathilde Oberle, Josefine Oswald, Paula Wetzler, Luise Gerhold, Hermine Fischer, Amalie Hässler und Emma Färber. Unten: Frau Müller, Luise Schleich, Emma Bechert, Therese Wöhrle.*

Am Schmotzige Dunschtig des Jahres 1927 fanden sich elf Villingerrinnen mittleren Alters in altmodischer Kleidung im „Café Raben“ ein. Die „Alte Jungfere“ waren geboren. Die Idee zur Gründung hatte die damalige Café-Besitzerin Luise Schleich. Sie und ihre „nährischen Wiiber“ verstanden ihren Fasnachtsabend als Gegenstück zu den sonst von Männern dominierten Veranstaltungen – Fastnacht von Frauen für Frauen. Der Name „Alte Jungfere“ war allerdings bereits damals nicht ernst

zu nehmen. Die Frauen waren meist verheiratet und auch ihre Verkleidung entsprach nicht dem Alltagshäss, sondern wurde aus alten Schränken und Kommoden zusammengetragen.

Die Leitung obliegt seither einem Kreis aus gestandenen Villingerr Frauen, an deren Spitze die Prinzessin mit ihrer Oberjungfer fungieren. Bevorzugt aufgenommen wurden in den Kreis der Alte Jungfere jene Damen, die auf ein altes Villingerr Geschlecht zurückblicken konnten und



*Hanni Erles – 2002.*

katholisch waren. Dadurch erwiesen sie sich automatisch würdig für diese privilegierte Gruppe. In den sechziger Jahren wurde dieses Prinzip etwas gelockert und man rekrutierte vor allem Talente, die sich bereits bei Pfarrfasnachten auf der Bühne hervorgetan hatten. Wichtig war, dass man villingerisch sprach. Als Beispiel sei hier Trudi Wursthorn (Prinzessin von 1977 bis 2000, ab 1992 bis 2000 auch gleichzeitig Oberjungfer) angeführt, die bereits mit 29 Jahren in den Kreis der Alte Jungfer aufgenommen wurde, obwohl sie aus Pfaffenweiler stammte und in den Augen der altgedienten Jungfer ein junges Mädchen war – ein Novum in der Geschichte der Alte Jungfer. Hanni Erles (Oberjungfer 1977 bis 1992) war die Partnerin von Trudi Wursthorn bei den Münsterwiibern, und so war diese Paarung auch für lange Zeit bei den Alte Jungfer höchst erfolgreich. Auch mit der Auf-



*Margot Schaumann – 2007.*

nahme von Margot Schaumann im Jahr 1990 mussten sich die Alte Jungfer überwinden – sie ist die erste evangelische Alte Jungfer.

Eine überdurchschnittliche Portion schlagkräftigen Humors ist Voraussetzung, um bei den Alte Jungfer auf der Bühne stehen zu können. Erwartet wird auch, dass alle Mitwirkenden das ganze Jahr über wachsam sind. Kein Ereignis inner- und außerhalb der Stadt bleibt unbeachtet. Das öffentliche und private Leben steht unter „ihrer Aufsicht“. Selbst die lieben Bekannten und Verwandten sind vor diesen „lebenden Aufzeichnungsgeräten“ nie sicher. Die gesammelten Informationen werden stets gerne in den Vorträgen verarbeitet. Wer sich im Programm wieder erkennt, hat keine andere Wahl, als über sich selbst zu lachen.

Paula Schreitmüller (91) und Lisbeth Neugart (87), heute Seniorinnen bei den Alte Jungfer,



*Kiri Lauterbach – 2006.*

erzählen, dass man sich früher am 11. 11. zur ersten Sitzung getroffen habe und erwartet wurde, dass der Text zu diesem Zeitpunkt bereits vorliege. Auch erzählen die beiden, dass ein äußerst strenges Regiment herrschte und von Teamgeist keine Rede sein konnte. Man musste seine Vorträge vorlesen und dann wurde zensiert. Ein Ausdruck, wie z. B. „Fiddle“ war unmöglich, der wurde sofort gestrichen mit der Bemerkung: „Im Publikum sitzen die Damen vom Frauenbund und die Alte Jungfer sind schließlich nicht die „Katzemusik“. Die Hauptprobe war damals bei Therese Wöhrle und man musste ohne Bühnenkostüm den Text vortragen. Die restlichen Damen saßen mit „Polizeiblick“ da, von Fasnachtsstimmung keine Spur. Die Feuer- taufe vor den eigenen Damen war mindestens so aufregend, wie die Aufführung vor dem Publikum am Jungfer Obed. Am Fasnetmentig trat ein Teil



*Evi Blaser – Contessa Barbera – 2008.*

der Alte Jungfer – ausgesucht von Prinzessin und Oberjungfer – mit Auszügen aus dem Programm im Bären, im Ott, im Kloster und im Fidelisheim auf. Paula Schreitmüller erinnert sich noch gut an die Atmosphäre im Ott, wenn man auf zwei Sprudelkästen mit Standmikrofon neben dem „Storze Ernscht“ und seiner dauernd klingelnden Kasse aufgetreten ist. Als einmal ein Pater während des Jungfer-Auftritts die ganze Zeit schwätzend am Tisch saß, ging die damalige Prinzessin, Bertel Buttmi, zu ihm hin und fragte: „Du Pater, los emol, derf mer bi dir bi de Predigt au schwätze?“ Als dieser verneinte, meinte Bertel Buttmi: „Dann halt jetzt emol di Gosch!“

Diese Auftritte am Fasnetmentig gibt es nicht mehr. Seit die Alte Jungfer 1995 vom Hotel Ketterer ins Hotel Diegner umgezogen sind, finden zwei Jungfer Obede, und zwar am





*Marianne Rieger – Jungfere-Singdrossel.*

Mittwoch vor und am Freitag nach dem Schmotzige Dunschtig statt. Diese Regelung bleibt auch 2009 erhalten.

Mit dem Ende der Regentschaft von Prinzessin Trudi Wursthorn im Jahr 2000 und der Einführung von Prinzessin Marianne Rieger und Oberjungfer Margot Schaumann im Jahr 2001 hat ein Generationswechsel stattgefunden. Die früheren Mitstreiterinnen Lina Huber, Maria Storz und Lina Walz (gestorben 2003) hatten ihre aktiven Karrieren bei den Alte Jungfere beendet. Sie gesellten sich auf das „Rentnerbänkle“ zu Toni Ummenhofer, Paula Schreitmüller, Lisbeth Neugart und Hanni Erles (gestorben 2003). Die Alterspräsidentin war bis zu ihrem Tod im Jahr 2007 die allseits beliebte und geschätzte Toni Ummenhofer, die den Alte Jungfere mit ihrem Humor und unerschöpflichen Wissen aus der Vergangenheit sehr fehlt.

Eine Besonderheit in der Geschichte der Alte Jungfere war der zum 75. Jubiläum veranstaltete „Männerobed“. Das Publikum bestand am 12.01.2002 nur aus Männern. Selbst die Alte Jungfere vom „Renterbänkle“ ließen sich aktivieren und traten in diesem Jahr als Damenfeuerwehr noch einmal auf. Hanni Erles bedankte sich in ihrer unvergleichlichen Weise mit einem Monolog von über fünf Minuten und Lisbeth Neugart trug ihr Gedicht vom Aussichtsturm vor. Auch die „Jungen“ Marianne Rieger, Margot Schaumann, Hildegard Reiser, Evi Blaser, Rose Späth, Heike Görlacher liefen zur Hochform auf – ein Abend voller Begeisterung und Emotionen auf Seiten des männlichen Publikums und der Alte Jungfere. Seither werden die Alte Jungfere von der Männerwelt geplagt und gefragt: „Wann ist der nächste Männerobed?“ – wer weiß, vielleicht 2027 oder ...

Kiri Lauterbach wird ab 2009 die neue Prinzessin bei den Alte Jungfer sein. Oberjungfer ist weiterhin Margot Schaumann. Unter ihrer Führung wird es ein Anliegen der Alte Jungfer bleiben, die Jungfere-Obede ihrer Tradition gemäß weiter zu pflegen. Die Mode vom Biedermeier bis Anfang des letzten Jahrhunderts wird sich immer ein Stelldichein geben. Jabots, Rüschenkrägen, Straußfedernhüte, perlbestickte Mantillen. Ein Rausch aus Samt und Seide ist weiterhin ein Muss, wenn man an den Jungfere Obede teilnehmen möchte. Prinzessin Kiris Hofstaat besteht aus Margot Schaumann, Hildegard Reiser, Evi Blaser, Rose Späth, Heike Görlacher und Ulrike Merkle. Dieses Team arbeitet jedes Jahr darauf hin, ein spritziges, mit Lokalkolorit gespicktes Programm

auf die Beine zu stellen. Der Boom auf die Jungfere Obede ist ungebrochen. Dies ist jedes Jahr beim Verkauf der Buttons – die immer in Rekordzeiten von unter zehn Minuten vergriffen sind – und beim Anstehen am Tage der jeweiligen Jungfere Obede im Diegner, festzustellen.

Im Jahr 2009 werden die Alte Jungfer ins Foyer des Theater am Ring umziehen.

Als Neuerung sollen die Plätze an den Tischen bereits im Vorverkauf reserviert werden können, so dass das „Anstehen“ am Jungfere Obede wegfällt. Die Tradition, dass die Männer ihre Damen nach dem Programm abholen, bleibt erhalten.

Von 1927 bis heute hat sich viel geändert – doch eines werden die Alte Jungfer immer sein: Ein Glanzpunkt der Villingener Fasnet.



*Alte Jungfer 2009 – von links nach rechts: Rose Späth, Heike Görlacher, Evi Blaser, Prinzessin Kiri Lauterbach, Oberjungfer Margot Schaumann, Ulrike Merkle, Hildegard Reiser.*



Guck dr se a, do kasch se säeh,  
e Alt-Villingere us näschder Näh,  
wi'e se sich so rusbutzt hätt,  
lieb un freundli, selli nett.  
Glaubsch mer's, wa se in mr richt –  
zmols mach au ich e ander Gsicht.

'S isch als goht ebs i mr iber,  
me isch dehom, nint isch mer lieber,  
's Gmüet macht mir grad e Diirle uf  
und fihrt mi gradwegs zu'e nuf.  
Jetz guck nu, wi'e se sich au freit,  
wenn se trait der „Alten“ Kleid.

D' Goldhub veleiht en edle Glanz,  
im Schal vürnehm di'e g'nipfte Frans,  
d'wiifß Bündel waihet mengmol luftig,  
im Däschle drin isch 's ällwel duftig.  
E Brosch us Granat, de Schurz umbunde,  
so zoegt se sich bi Fescht un Feierschtunde.

Und grad so g'hert au no dezue  
wiifße Schtrimpf un Schnalleschueh.  
Un suuber sin, als don se blitze,  
a Hals un Händ di'e feine Schpitze.  
Se wurd begleitet, gend mol druff aacht,  
vo Mannsliet i de Borgertracht.

Un des scho sit e baar hundert Johr,  
i isere Schtadt, a Tirm un Door,  
a Brunne un Bäch, bi Sunn un Schnee,  
a iserne Fierdig, mol weniger, mol meh.  
Gott meg sie schitze – di'e Trachte-Liet,  
hit un morn, zu ällere Ziet.

Jetzt a de Fasnet, wenn de Narro strähle goht,  
sie als Mäschgerle ihm zur Siete stoht.  
Strählt mit unterm Schemmele uf villingerisch,  
und näemed woefß wer drunter isch.  
Als Troescht no e Schnupfede hinnedri,  
so bringt sie sich als Ehredam vum Narro no i.

Se traget Tracht mit Schtolz und Würde  
un sind fir's Schtädtle e wahre Zierde.  
Fescht shtond se dezue, sind so demit  
en wahre Garant für Bruch und Sitt.  
Sie schätzet ihre Hoemet und don se so achte.  
Lond d'rum au is elle do dännoch „trachte“.



# Das Narrenschiff

Eine literarische Kostbarkeit im Stadtarchiv

Werner Huger



*Narrenschiff.*

„Niemand bis zu Goethes ‘Werther’ hin ist einem literarischen Werk deutscher Sprache ein so durchschlagender Erfolg und eine so nachhaltige Wirkung beschieden gewesen wie dem 1494 zu Basel erschienen ‘Narrenschiff’ Sebastian Brants ...“, heisst es in einem Nachwort zu einem heutigen Nachdruck des Werks.<sup>1</sup>

Die Bibliothek des Stadtarchivs Villingen-Schwenningens besitzt aus dem überkommenen Altbestand der Stadt Villingen einen Frühdruck des ‘Narrenschiffs’ von 1507 aus einer der fünf Originalausgaben, die zwischen 1494 und 1509 in Basel erschienen sind.

Die sich rasch ausbreitende Volkstümlichkeit

erreichte in den Folgejahren alle europäischen Kulturländer. Das Werk führte zu zahlreichen recht- und unrechtmäßigen Nachdrucken mit Bearbeitungen sowohl in Deutschland als auch in den Übersetzungen der Nationalsprachen von Frankreich, England, Holland mit einer jeweils eigenen Wirkungsgeschichte. Es fand Eingang in die Kreise der Humanisten und wurde auch in seiner latinisierten Form ein europäischer Bucherfolg.<sup>2</sup>

Sebastian Brant schickt das Buch mit einer Vorrede auf den Weg:

Zu nutz und heylsamer ler / vermanung und ervolgung der wyßheit / vernunft und guter sytten: Ouch zu verachtung und straff der narheyt / blintheytt yrrsal und dorheit / aller stät / und geschlecht der menschen: mit besonderem flyß ernst und arbeyt / gesamlet zü Basell: durch Sebastianum Brant, in beyden rechten doctor.<sup>3</sup>

Die Motivgestalt des Buches ist der Narr. Seinen ideengeschichtlichen Hintergrund gilt es aufzuhehlen, wird doch die Narrenfigur mit ihrem Verhalten in unserer Zeit fast ausschließlich mit der des Fastnachtsnarren verbunden oder der Ausdruck „Narr“ nur als inhaltlich unbeschwerte beiläufige Abqualifizierung einer Person gebraucht.

Die negativ besetzte Narrenidee durchzieht das ganze Mittelalter. Der Narr als ihr Träger ist darin keine moralische Instanz sondern wird zum Beispiel für sündhaftes menschliches Fehlverhalten.

An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erlebte die Narrenthematik nördlich der Alpen in kürzester Zeit eine regelrechte Hochkonjunktur und Popularisierung.<sup>4</sup>

Die personifizierte Narrheit als Phänomen nimmt ihren Ausgang im Psalm 52 (in der lateinischen Vulgata Psalm 53) des Alten Testaments, wo es heisst: Der Tor spricht in seinem Herzen „Es gibt keinen Gott“ (non est Deus). Er stellt sich so

außerhalb des göttlichen Heilsplans mit dessen heilsgeschichtlicher Konsequenz und gibt so den Erlösungsgedanken preis. Die Frevelhaftigkeit des Narren ist sündhaft. Der Weg in die Verdammnis ist ihm vorgezeichnet. Darin liegt die Quintessenz der Narrheit.

Wir begegnen der Narrheit in zahlreichen spätmittelalterlichen Illustrationen der Ikonographie. Erstmals sehen wir den Narren, wie bemerkt, in der Abbildung des Initials zum 52. (53.) Psalm aus dem 13. Jahrhundert. König David und der Narr begegnen sich dort frontal von Angesicht zu Angesicht als typologische Konfrontation des idealen erhabenen, weisen Herrschers einerseits und des sündhaften Gottesleugners andererseits. Der Tor oder Narr als Außenseiter und Individuum ohne Einsicht, bzw. dem überheblichen Unverstand, ist in Abbildungen stets an seinen standardisierten Attributen erkennbar: vor allem der schellenbesetzten Eselohrenkappe und der Narrenkeule oder Marotte, gelegentlich dem Spiegel, als Zeichen törichter Selbstgefälligkeit und Gottesferne.

Dieses bedeutsame Beispiel für die noch vorhumanistische Narreninterpretation gibt das Narzismus-Motiv, also die Selbstverliebtheit des Narren, wieder. Werner Mezger (a.a.O., S.191) schreibt dazu „Personen, die mit einem Spiegel dargestellt werden, galten in aller Regel als verblendet, waren nach mittelalterlicher Auffassung blind für Gott und hatten keinerlei Einsicht in die Zusammenhänge der Heilsgeschichte“.

Man darf die gotteslästerliche Herkunft dieses Antitypus mit der des Teufels in Verbindung setzen. So ist ihm auch die Verachtung Gottes, ja die Gotteslästerung, wesengemäß, wie die Abbildungen zeigen. Die Folgen sind dem Narren im bildbegleitenden Text des Sebastian Brant aufgezeigt.

Werner Mezger schreibt: „Als Sebastian Brant 1494 mit dem „Narrenschiff“ an die Öffentlichkeit trat, hatte er dieses zu seiner Zeit schon gut 300 Jahre alte Wissen offensichtlich noch präsent“.<sup>5</sup> Grundlage aller Narrheit bleibt das „Es gibt keinen Gott“ (non est Deus), das auch immer wieder in verschiedenen Themen des Narrenschiffs modifiziert dargestellt wird. In der Summe sind es 112 Artikel. Sie handeln u.a. sehr weltlich gesehen von



*Von Selbstgefälligkeit  
„Den Narrenbreis ich nie vergaß,  
da mir gefiel das Spiegelglas;  
Hans Eselohr mein Bruder was“*

Anmerkung:  
Der originale Holzschnitt zu Kapitel 60 des Villinger Originals von Sebastian Brants Narrenschiff „Selbstgefälliger Narr mit Spiegel“ ist im Spiegelbild (siehe Foto) beschädigt. Zeitlich unbekannt wurde von fremder Hand die Spiegelfläche mechanisch so getilgt, dass im Druck des Werks ein Loch zurückblieb.

Um die Anschaulichkeit zu vermitteln wurde ein Ausschnitt der gleichen Abbildung zu Kapitel 60 aus dem in der Literaturangabe genannten modernen Nachdruck von Reclam danebengestellt.

alltäglichem Verhalten des Menschen in der Gestalt des Narren. Wir lesen dort „Von Habsucht“, „Von neuen Moden“, „Von unnützem Reichtum“, „Von Überschätzung des Glücks“, „Vom Ehebruch“, „Von Wollust“, von „Ehre Vater und Mutter“ und Vielem mehr. Überall werden die menschlichen Schwächen und Verfehlungen in



der Trägerschaft des Narren, der als sozialer Außenseiter sein Leben lang mit Torheit geschlagen ist, aufgeführt.

Um dem heutigen Leser die stets aktuelle Lektüre zugänglich machen zu können, bedurfte es einer Übertragung der spätmittelalterlichen deutschen Sprache ins Neuhochdeutsche. In unserer veränderten Welt und Weltsicht bleiben dabei manche bildlichen und sprachlichen Darstellungen Chiffren, wenngleich deren Bedeutung nichtsdestoweniger stets dem Wesen des Menschen immanent sind.

Neben der humanistisch-philosophischen und der religions-konfessionellen Seite gibt es eine pädagogisch-lebensreformerische spätmittelalterlich-volkstümliche Seite des Narrenschiffs. Sie ist ohne das aufstrebende städtische Bürgertum, neben der Geistlichkeit und dem Adel, nicht denkbar. Das Schrifttum verbürgerlicht, wie im Falle des

„Doctors beider Rechte“ Sebastian Brant, und gewinnt als breiter Bestandteil des Schrifttums für Jahrhunderte einen wesentlich lehrhaften Charakter.<sup>6</sup>

In den „weltlichen“ Themen, neben denen mit religiösem Bezug – und hier in Sonderheit denen des Narrenschiffs – bietet sich in Bild und Text eine Vielzahl moralischer Regeln und pädagogischer Lebenspraktiken dar, „... zunehmend in negativer Form. Man sagt nicht mehr, was recht ist und wie man handeln soll. Man stellt keine Idealtypen sondern typische Antiideale auf. ... Noch um 1500 tritt die gleiche Tendenz einer negativen Pädagogik darin zutage, dass die Figur des Narren, des aus Mangel an Einsicht Fehlhandelnden, zum Spiegel wird, in den das Zeitalter am häufigsten und amüsiertesten blickt“.<sup>7</sup>

Als Beispiel sei hierzu aus dem Narrenschiff der Artikel 16 in Bild und Text vorgestellt.



*Von Gotteslästerung  
„Wer lästert Gott mit Fluchen, Schwören,  
Der lebt mit Schand und stirbt ohn Ehren;  
Weh solchen auch, die dem nicht wehren!“*



*Wer seinen Kindern übersieht  
Mutwillen und sie nicht erzieht,  
Dem selbst zuletzt viel Leid geschieht.*



Diese Moral wird im erläuternden gereimten Text wie folgt ausgeführt:

### Völlerei und Prassen

*Der zieht einem Narren (sich selbst) an die Schuh,  
Der weder Tag noch Nacht hat Ruh,  
Wie er den Wanst füll' und den Bauch  
Und macht sich selbst zu einem Schlauch,  
Als ob er dazu wär geboren,  
Dass durch ihn ging viel Wein verloren,  
Als müsst ein Reif (verderbender Frost) er täglich sein  
Der passt ins Narrenschiff hinein,  
Denn er zerstört Vernunft und Sinne,  
Des wird er wohl im Alter inne,  
Wenn ihm schlottern Kopf und Hände;  
Er kürzt sein Leben, ruft sein Ende.  
Ein schädlich Ding ist's um den Wein,  
Bei dem kann niemand weise sein,  
Wer darin Freud und Lust nachtrachtet.  
Ein trunkner Mensch niemandes achtet  
Und weiß nicht Maß noch recht Bescheid.  
Unkeuschheit kommt aus Trunkenheit,  
Viel Übles auch daraus entspringt:  
Ein Weiser ist, wer mäßig trinkt. –  
Noah (AT 1. Mose 9) vertrug selbst nicht den Wein,  
Der ihn doch fand und pflanzte ein,  
Lot (1. Mose 19) ward durch Wein zweimal zum Tor,  
Durch Wein der Täufer (AT: Johannes d.T.) den  
Kopf verlor,  
Wein machet, dass ein weiser Mann  
Die Narrenkapp aufsetzen kann.*

Auf diese Weise fährt in kostbaren Illustrationen und begleitenden Texten Sebastian Brants 'Narrenschiff' eine ganze Schiffsladung voll Narren rheinabwärts: den Büchernarr, den Venusnarr, den Fastnachtsnarr usw. und alle werden sie – den Menschen von einst und uns – zur Mahnung.

In dieser Form der deutschsprachigen Volksliteratur verbindet sich mit dem „Narrenschiff“ einer der Hauptantriebe jener Epoche.

*Leicht wär's mit Narrheit sich befassen,  
könnst man auch leicht von Narrheit lassen,  
doch wenn dies einer auch beginne,  
wird er gar vieler Hindrung inne.*



### Moral:

*„In künftige Armut billig gefällt,  
wer Völlerei stets nachgestellt  
und sich den Prassern zugesellt“*

### Literatur

Mezger Werner, Narrenidee und Fastnachtsbrauch, Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 1991  
Fricke Gerhard, Geschichte der deutschen Dichtung, Hans Menck Verlag, Frankfurt/Main 1954, 3. Auflage  
Brant Sebastian: Das Narrenschiff, Philipp Reclam jun., Stuttgart 1964, übertragen von H.A. Junghans

### Fußnoten

- <sup>1</sup> Reclam Narrenschiff, Seite 461
- <sup>2</sup> Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 9, Baden-Württemberg u. Saarland, Olms-Weidmann, Hildesheim 1994, hier: Villingen-Schwenningen, S. 167; ferner wie Fußnote <sup>1</sup>, S. 461 f.
- <sup>3</sup> wie Fußnote <sup>1</sup>, Brants Vorrede
- <sup>4</sup> Mezger, a.a.O. Seite 51
- <sup>5</sup> ders., Seite 78
- <sup>6</sup> Fricke, a.a.O. Seite 52
- <sup>7</sup> ders., wie Fußnote <sup>6</sup>

### Dank

An dieser Stelle darf ich mich herzlich bei dem Leiter des Stadtarchivs und der Bibliothek Dr. Heinrich Maulhardt bedanken, dass er mir für die fotografierten Abbildungen das originale „Narrenschiff“ überlassen hat. Ein herzlicher Dank gilt auch Wilfried Steinhart vom GHV für die technische Hilfe.



*So sieht das Gymnasium heute aus (August 2008).*

## 1. Vorgeschichte

Höhere Schulen in Villingen sind keine Entwicklung des 20. Jahrhunderts. Höhere Bildung gab es hier schon im späten Mittelalter. Im 18. Jahrhundert existierten in Villingen zwei Gymnasien. Eines wurde von den Franziskanern unterhalten, das andere von den Benediktinern – eines zuviel für die kleine Stadt Villingen. Die vorderösterreichische Regierung in Freiburg entschied 1774, nur die Benediktiner sollten weiterhin ein Gymnasium betreiben. Den Franziskanern wurde die Normalschule, damals meist ‚Hauptschule‘ genannt, übertragen. Die Schülerzahl im Gymnasium schwankte zwischen 50 und 70 Schülern. Mit dem Ende der Zugehörigkeit Villingens zu Österreich wurden die letzten Klöster – 1806 auch das Benediktinerkloster – aufgelöst. Nur das Ursulinenkloster überlebte, da es die Mädchen-

bildung in der Stadt übernommen hatte. Das Ende des Benediktinerklosters bedeutete auch das Ende des Gymnasiums in Villingen. Es folgte ein letztlich erfolgloses Bemühen des Rats der Stadt und des Bürgermeisters, das Gymnasium doch noch zu erhalten. Konkurrent war das Gymnasium in Donaueschingen. Die großherzogliche Regierung entschied sich 1809 für den Erhalt des Gymnasiums in Donaueschingen. Villingen behielt ein Rumpfgymnasium mit 5 Klassen – ‚Pädagogium‘ genannt. 1817 kam vom badischen Innenministerium der Beschluss, das ‚Pädagogium‘ aufzuheben und in eine Realschule umzuwandeln. Die Stadt gab noch nicht auf. In einer Bittschrift wies die Bürgerschaft darauf hin, dass Villingen seit Jahrhunderten Sitz wissenschaftlicher Lehranstalten gewesen sei. Eine bloße Real- oder Bürgerschule sei für die Stadt unzureichend. Die Villingen-

hatten erneut keinen Erfolg. Solche Enttäuschungen erklären, warum die Villingen ihrem alten Landesherrn, Österreich, nachtrauerten und sich mit der Zugehörigkeit zu Baden nicht anfreunden wollten.

Zwei Wünsche ziehen sich im 19. Jahrhundert wie ein roter Faden durch die Kommunalpolitik der Stadt: Villingen wollte wieder eine Höhere Schule, ein Gymnasium, und Villingen wollte Garnisonsstadt werden. Der Wunsch nach einer Garnison wurde erst 1913/14 mit der späteren Richthofenkaserne, der heutigen Lyautey-Kaserne, erfüllt. Mit der Höheren Schule ging es etwas schneller. Es gab dabei zahlreiche Zwischenschritte. Einer davon war 1834 die Gründung der Gewerbe- und höheren Bürgerschule. Die höhere Bürgerschule umfasste zunächst drei Klassen und wurde in den 1850er und 1860er Jahren um zwei weitere Klassen erweitert. 1872 sollte die Umwandlung der höheren Bürgerschule in ein Realgymnasium beantragt werden. Der Antrag scheint Erfolg gehabt zu haben, denn 1875 wurde zum ersten Male von einem ‚Großherzoglichen Realgymnasium‘ in Villingen gesprochen – allerdings mit nur sechs Klassen und in den nächsten Jahrzehnten meist ‚Realschule‘ genannt; – ein Realgymnasium blieb das Ziel. Der nächste Schritt erfolgte 1902, als die Realschule eine 7. Klasse bekommen sollte. Die Stadt ließ nicht locker und stellte in Karlsruhe schon den Antrag auf Einrichtung einer 8. Klasse, einer Unterprima.

Der Jahresbericht der ‚Realschule Villingen (7 Klassen)‘ konnte im Sommer 1905 stolz notieren: *„Mit Beginn des Schuljahrs ist in Untertertia [Klasse 8] die erste Klasse der realgymnasialen Abteilung mit Reformlehrplan ins Leben getreten. Damit ist die Anstalt in ein neues Stadium der Entwicklung gekommen, die eine glückliche Lösung der für die hiesige aufstrebende Stadt so wichtigen Schulfrage herbeizuführen verspricht.“*

Der entscheidende Schritt zu einem vollwertigen Gymnasium war zweifellos der Beschluss des Gemeinderats im Jahre 1905, beim Großherzoglichen Oberschulrat zu beantragen, die Realschule zu einer 9-klassigen Anstalt auszubauen. Villingen

hätte dann, nach 100 Jahren stetigen Bemühens, wieder eine Schule, die zum Abitur führt und damit zum Hochschulstudium berechtigt.

Es dauerte immerhin noch zwei Jahre, bis am 8. Juli 1907 im „Villingen Volksblatt“ berichtet werden konnte:

*„Das Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts hat genehmigt, dass an Stelle der bestehenden Realschule dahier ein Realgymnasium mit Realschule gegründet wird. Die neue Anstalt ist in der Weise eingerichtet, dass von einem dreiklassigen Realschulunterbau aus ein sechs Jahrgänge umfassender realgymnasialer und ein vier Jahrgänge umfassender Realschul-Ast sich abzweigen, so dass die Anstalt ein 9-klassiges Realgymnasium und eine 7-klassige Realschule umfaßt. Die Anstalt erhält 1 Direktor, 7 Professoren, 3 Reallehrer. Hinzu kommen noch die nicht etatmäßigen Anstaltslehrer. Die Erweiterung der Realschule zu einem Realgymnasium bedeutet ohne Zweifel eine sehr wesentliche Verbesserung der hiesigen Mittelschulverhältnisse.“*

Interessant ist bei dieser Lösung, dass Realschüler und Gymnasiasten die ersten drei Jahre zusammen unterrichtet wurden. Heute wäre ein solcher Ansatz in Baden-Württemberg geradezu revolutionär. Ungewöhnlich aus heutiger Sicht ist auch, dass die Realschüler bis zur 11. Klasse unterrichtet wurden und nicht schon nach der 10. Klasse Schluss war.

Mit diesem Bescheid aus Karlsruhe ist ein lange gehegter Wunsch der Villingen in Erfüllung gegangen. Es passt in die Dynamik jener Jahre, dass wenige Tage später die große ‚Schwarzwälder Gewerbe- und Industrie-Ausstellung‘ in Villingen eröffnet wurde. Die Dynamik zeigt sich auch in der Bevölkerungsentwicklung. Im Jahre 1907 hat Villingen mit 10.050 Einwohnern eine wichtige Grenze überschritten. Innerhalb von zwei Jahren hat die Bevölkerung um 470 Personen zugenommen. Anders als in den Jahrzehnten der Stagnation – im 18. und frühen 19. Jahrhundert – hat die Stadt seit den 1850er Jahren einen Aufschwung genommen. Mit einem vollwertigen Gymnasium war offensichtlich das Ziel des Bürgertums erreicht, neben wirtschaftlichem Erfolg auch im Bil-



dungsbereich Fortschritte zu dokumentieren. Für ihre Söhne wurde damit der Universitätszugang deutlich erleichtert.

Werfen wir noch einen Blick auf die Schülerzahlen im damaligen Villingen. Der Jahresbericht der Realschule 1907 gibt eine detaillierte Übersicht:

Schülerzahl: 226 – 205 Knaben, 21 Mädchen

Konfession: 153 katholisch; 67 evangelisch;  
6 israelitisch

Nationalität: 214 Badener; 9 Reichsangehörige;  
3 Reichsausländer

Wohnort: 174 mit Wohnsitz in Villingen;  
19 Auswärtige mit Verpflegung in  
Villingen; 33 Auswärtige

Das Lehrerkollegium setzt sich zusammen aus 9 festangestellten („etatmäßigen“) Lehrern, 3 Lehramtspraktikanten und 4 Hilfslehrern.

Ganz anders sehen die Zahlen für die Villingener Volksschule aus: 670 Knaben und 615 Mädchen besuchen diese Einrichtung. Eine Erklärung für das Ungleichgewicht zwischen Buben und Mädchen findet sich nicht.

## 2. Von der Ausschreibung bis zur Grundsteinlegung

Man war in Villingen sicher, dass der Antrag auf ein vollwertiges Gymnasium Erfolg haben werde. Für eine solche Schule war ein neues Schulgebäude nötig. Das bisherige Gebäude in der Schulgasse platzte offensichtlich aus allen Nähten. Als in der Realschule 1907 die Obersekunda (Klasse 11) eingeführt wurde, musste der Gemeinderat Anfang Juli beschließen, durch den Bau einer Zwischenwand ein zusätzliches Klassenzimmer zu gewinnen.

Zuständig für ein solches Jahrhundertwerk waren damals wie heute die politischen Gremien. Im Großherzogtum Baden ging es noch etwas aufwändiger zu als im Land Baden-Württemberg. In den Städten und Gemeinden gab es eine Art Zweikammer-System, den Gemeinderat und den Bürgerausschuss – geleitet wurden beide Gremien vom Bürgermeister, damals war Dr. Braunagel Villingener Bürgermeister. Der Gemeinderat war das kleinere, aber wichtigere Gremium. Die Gemeindeordnung von 1871 bezeichnet ihn als

„Verwaltungsbehörde“. Er wird in unmittelbarer und geheimer Wahl auf sechs Jahre gewählt. Er tagt meist wöchentlich. Kleinere Dinge entscheidet der Gemeinderat direkt. Bauvorhaben und Personalentscheidungen und den Haushaltsplan bereitet der Gemeinderat vor und legt sie dem Bürgerausschuss zur Entscheidung vor.

Der Bürgerausschuss kann bis zu 96 Mitgliedern umfassen – in Villingen waren es damals 72, im Jahr 1909 wurde die Zahl auf 84 erhöht. Er wird nach einem Drei-Klassen-Wahlrecht auf sechs Jahre gewählt. Die Stimme der Hochbesteuerten hat drei Mal mehr Gewicht als die Stimme der Niedrigbesteuerten. Der Bürgerausschuss tagt meist nur ein Mal pro Vierteljahr im Ratssaal des Alten Rathauses. Die Vorlagen sind Vorbildlich in einem Heft von etwa 20 Seiten zusammengestellt. Heute, 100 Jahre später, haben die monatlichen Vorlagen den 10-fachen Umfang!

Die erste wichtige Entscheidung war die Frage: Wo soll die neue Schule stehen?

1906 wurden unterschiedliche Grundstücke heiß diskutiert. Bauplätze in der Waldstraße, der Schützenstraße (die heutige Von-Rechberg-Straße), der Schillerstraße, der Mönchweiler Straße (das heutige Grundstück von Kendrion/Binder Magnete) und im Klosterring (gegenüber der Klosterring Schule) kamen für den Neubau in Frage. Bebaut werden sollte aber letztendlich der Platz nördlich der Kalkofenstraße – so hieß damals der heutige Romäusring an der Frontseite der Schule noch.

Die Entscheidung fiel am Montag, dem 3. Dezember 1906. Der Bürgerausschuss traf sich um 5 Uhr. Einziger Tagesordnungspunkt: Neubau der Realschule. Der Antrag ist sehr vorsichtig gefasst: *„Die für den Neubau einer Realschule gefertigten Vorprojekte haben ergeben, dass auch auf dem Platze am Klosterring der Neubau einer Realschule erstellt werden kann. Bevor nunmehr endgültige Pläne und Kostenvoranschläge ausgearbeitet werden, ist es notwendig, eine bestimmte Wahl des Bauplatzes zu treffen.“*

Und ein zweiter Antrag war zu entscheiden: *„Verehrlicher Bürgerausschuss wolle zur Erlangung geeigneter Entwürfe für den Realschulneubau den*

*Betrag von 3.500 Mark bewilligen, der aus Anlehensmitteln bestritten werden soll.“*

In einer späteren Sitzungsvorlage für den Bürgerausschuss wird auf die Entscheidung vom 3.12.06 Bezug genommen. Es heißt dort:

*„Der Neubau für die Realschule soll nach dem Beschluss des Bürgerausschusses vom 3. Dezember 1906 auf dem sog. Bügeleisen am Romäusring erstellt werden.“*

Auch das Geld für die Ausschreibung war bewilligt worden. Es wurde landesweit ausgeschrieben, d.h. nur Architekten aus Baden konnten sich an der Ausschreibung beteiligen

Ein Blick in die Ausschreibung lohnt sich, weil hier die zukünftige Struktur der Schule klar zum Ausdruck kommt:

### *„Aus dem Ausschreiben.*

*Der Ideen-Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für einen Realschulneubau der Stadt Villingen soll unter den badischen Architekten stattfinden.*

*Für den Neubau ist der im Lageplan mit a b c d e bezeichnete Platz bestimmt.*

*Von dem Romäusring und der Kalkofenstrasse ist das Gebäude soweit zurückzustellen, dass es noch genügend zur Geltung kommt. Der Haupteingang soll von einer der vorgenannten Strassen aus angeordnet werden.*

*Das Schulhaus ist, einschließlich des Erdgeschosses, dreistöckig gedacht. Zur Herbeiführung von vorteilhaften Gruppierungen können teilweise auch zweistöckige Gebäudeflügel vorgesehen werden. Eine räumliche Trennung der Real- und Gymnasialklassen ist nicht erforderlich. Die Aborte für die Lehrer und Schüler sind im Hauptgebäude anzuordnen. Die Aborteingänge für Schüler und Schülerinnen sind getrennt zu halten.*

*Die Dienerwohnung soll von den Schulräumen vollständig getrennt, event. auch in einem besonderen Gebäude oder Anbau untergebracht werden.*

*Im übrigen sind die Vorschriften der Verordnung des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichtes vom 14. Nov. 1898, die Schulhausbaulichkeiten betr., genau einzuhalten.*

*An Räumen sind erforderlich:*

### **1. Lehrzimmer**

<i>Lehrzimmer für Sexta</i>	<i>9,50 m lang</i>
<i>" für Quinta</i>	<i>9,50 m lang</i>
<i>" für Quarta</i>	<i>9,00 m lang</i>
<i>" für Untertertia Real-Abteilung</i>	<i>8,00 m lang</i>
<i>" für Untertertia Gymnasial-Abteilung</i>	<i>6,50 m lang</i>
<i>" für Obertertia Real-Abteilung</i>	<i>8,00 m lang</i>
<i>" für Obertertia Gymnasial-Abteilung</i>	<i>6,50 m lang</i>
<i>" für Untersekunda Real-Abteilung</i>	<i>7,00 m lang</i>
<i>" für U.-Sekunda Gymnasial-Abteilung</i>	<i>6,50 m lang</i>
<i>" für Obersekunda Real-Abteilung</i>	<i>7,00 m lang</i>
<i>" für O.-Sekunda Gymnasial-Abteilung</i>	<i>6,50 m lang</i>
<i>" für Unterprima Real-Abteilung</i>	<i>6,50 m lang</i>
<i>" für Unterprima Gymnasial-Abteilung</i>	<i>6,00 m lang</i>
<i>" für Oberprima Real-Abteilung</i>	<i>6,50 m lang</i>
<i>" für Oberprima Gymnasial-Abteilung</i>	<i>6,00 m lang</i>

*Die Breite der Lehrzimmer darf nicht weniger als 6,50 m, die Höhe 4 m betragen. Bezüglich der vorgenannten Längen ist gestattet, wenn die einzelnen Grundrisslösungen es bedingen, dieselben etwas zu überschreiten. Keinesfalls dürfen dieselben jedoch geringer sein. Sexta, Quinta und Quarta müssen im Erdgeschoss untergebracht werden. Die realen und gymnasialen Abteilungen der einzelnen Klassen sollen möglichst beisammen in einem Stock zu liegen kommen.*

*Für die Tagesbeleuchtung sämtlicher Klassenzimmer (Sexta bis Oberprima) ist die Fensterlage gegen Nordosten, Norden und Nordwesten unzulässig.*

*... ..“*

Hier wird deutlich, dass die Stadt sich nicht mit einem Gymnasium mit neun Klassen und einer Realschule mit sieben Klassen zufrieden geben will. Es sollen in der neuen Schule ein neunjähriges Realgymnasium und eine neunjährige Oberrealschule nebeneinander bestehen. Die Größe der Klassenzimmer macht deutlich, dass mehr Schüler in der ‚Real-Abteilung‘ – also der Oberrealschule – erwartet werden.

Die Ausschreibung lässt offen, ob der Baukörper nach Westen oder Süden ausgerichtet sein soll. Bei einer Ausrichtung nach Westen läge der Haupteingang dann gegenüber der heutigen Turnhalle.

Um der optischen Wirkung willen sollte das Gebäude von den beiden Straßen abgerückt werden.

Schon zwei Monate nach dem Beschluss des Bürgerschaftsausschusses konnte das Preisgericht tagen. Der Gemeinderat beschloss in seiner Sitzung vom 31. Januar 1907:

„Das Preisgericht für die Wettbewerbspläne für den Realschulneubau tritt am 8. Februar zusammen. Als Preisrichter werden die Herren Professoren Beck und Stürzenacker in Karlsruhe, Bauinspektor Hauser in Mannheim, Bürgermeister Dr. Braunagel und Gemeinderat Grüninger benannt. Am 11. und 12. Februar werden die eingegangenen Projekte in der Tonhalle zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt werden.“

Das öffentliche Interesse an diesem Projekt ist offensichtlich groß. Zwei Mal – am 13. und am 19. Februar – berichtet das ‚Villinger Volksblatt‘ über die Entscheidung des Preisgerichts.

In der Architektur-Zeitschrift „Deutsche Konkurrenzen, Nr. 257 Realschule für Villingen“ sind nicht nur die Beurteilungen des Preisgerichts abgedruckt, sondern auch die Pläne, die von den Architekten eingereicht wurden. Insgesamt wurden 43 Arbeiten eingereicht. Fünf davon erhielten Preise oder wurden von der Stadt angekauft.

Der 1. Preis ging an die Architekten Wellbrock und Schäfers aus Karlsruhe.



Das Gebäude ist – anders als unsere heutige Schule – nach Westen, also Richtung Hubenloch ausgerichtet. Das Urteil der Preisrichter lautete:

„1. Preis 1200 Mark einstimmig. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Grundriss und Aufbau in den Zeichnungen nicht vollständig übereinstimmen, und dass ein Versetzen der Wände in dem vorgesehenen Maße bei diesem, wie bei vielen anderen Entwürfen für die Ausführung nicht angezeigt wäre. Eine formelle andere Ausbildung des Abortausbaues wäre vorteilhaft gewesen. Immerhin fügt sich der Entwurf dem Bauplatz derart an, dass ein durch die Bäume geschützter, reichlich großer Spielplatz gegen Süden verbleibt. Der Charakter der Architektur erscheint dem Orte und Bauplatz trefflich angepasst. Nach dem Erläuterungsbericht ist eine Ausführung der Fassaden in Haustein vorgesehen.“

Der 2. Preis ging ebenfalls an die Architekten Wellbrock und Schäfers. Das Gebäude ist ähnlich gestaltet, aber es ist stärker nach Süden ausgerichtet, so wie das heutige Schulgebäude steht.

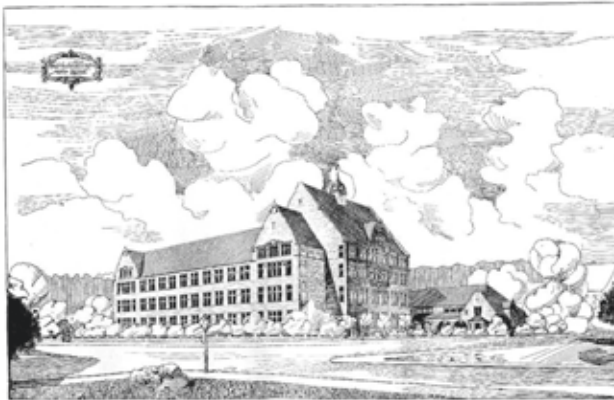


Das Urteil der Preisrichter:

„2. Preis 800 Mark. Eine weitgehende Verwandtschaft des Aufbaues und der Formgebung mit dem vorgenannten Entwurf ist nicht zu verkennen, immerhin erscheint er durch die wesentlich andere Grundrisslösung als selbständiger Entwurf. Die Lage des Gebäudes ist vorteilhaft, weniger dagegen die Ausbildung des Grundrisses im einzelnen. Bezüglich der äußeren Formgebung gilt das gleiche wie das vom Erstprämiierten Gesagte. Der Variante wurde deshalb vor dem Hauptentwurf der Vorzug gegeben, weil sie sich im Rahmen der vorgeschriebenen Kostensumme hält.“



Der 3. Preis ging an den Villingener Architekten K. Nägele.



3. Preis: Karl Nägele Villingen

Die Beurteilung dieses imposanten Entwurfs, bei dem die Klassenzimmer wieder nach Westen ausgerichtet sind, lautete:

„3. Preis 500 Mark. Weist eine sehr gute Grundrisslösung, die sich sehr glücklich in den Platz einfügt, auf. Bei weitem nicht auf der gleichen Höhe steht die Fassadenbildung. Die Lage der Zeichensäule ist ungeeignet.“

Dieser Entwurf der Architekten Drexel und Ummenhofer (er stammt aus Villingen) erhielt keinen Preis, wurde aber von der Stadt angekauft.



No. 4 (Angekauft) A. Drexel und F. Ummenhofer Villingen

Bei der Begründung des Ankaufs wurde vermerkt:

„Der Entwurf musste von der Preisverteilung wegen Ueberschreitung der Kostensumme ausscheiden, die aber durch eine Verminderung der allzuhohen Dächer

und reichliche Grundmasse der Verbindungsräume leicht hätte vermieden werden können. Die äußere Erscheinung ist überaus glücklich und Platz und Ort angepasst.“

Ebenfalls angekauft wurde der Entwurf des Villingener Stadtbaumeisters A. Seibert, den er zusammen mit seinem Bruder, einem Architekten in Darmstadt, erarbeitet hatte.

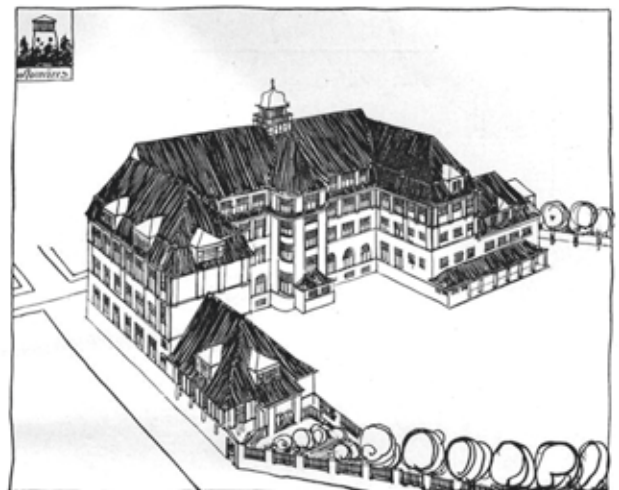


No. 5 (Ankauf) A. Seibert Villingen und E. Seibert Darmstadt

Begründet hat das Preisgericht den Ankauf mit der kurzen Bemerkung:

„Der Entwurf ist in Grundrissanlage und in Stellung dem Platz vortrefflich angepasst, während die äußere Gestaltung demgegenüber zurücktritt.“

Da wir unschwer erkennen, dass dieser Entwurf zur Ausführung gelangte, füge ich zwei weitere Ansichten des Gebäudes bei, wie sie von den Architekten mit eingereicht wurden.



No. 5 A. Seibert & E. Seibert - Hofseite



No. 5 A. Seibert & E. Seibert

Mit der Preisvergabe war aber noch nicht entschieden, welcher der Entwürfe umgesetzt werden sollte. Um zu sehen, ob nun, im Frühjahr 1907, eine öffentliche Diskussion über diese Entwürfe entstand, wurde das ‚Villinger Volksblatt‘ aus dem Jahre 1907 herangezogen. Das ‚Villinger Volksblatt‘ war die Tageszeitung der katholischen Zentrums- partei. Es war im Kaiserreich üblich, dass die Lokalpresse ganz offen Parteipresse war. Das Gegenstück der liberalen Parteien in Villingen war die Tageszeitung ‚Der Schwarzwälder‘. Es verging kein Tag, in dem ‚Das Villinger Volksblatt‘ nicht scharfe Attacken gegen die Liberalen und den ‚Schwarzwälder‘ ritt. Heute ist es kaum noch verständlich, dass auf politischer wie auch gesellschaftlicher Ebene eine abgrundtiefe Gegnerschaft zwischen Katholizismus und Liberalismus bestand.

Es entstand um die Frage der Umsetzung der Pläne offensichtlich hinter den Kulissen ein Gerangel. Im Lokalteil des ‚Villinger Volksblatts‘ wurde dies allerdings nicht thematisiert. Investigativen Journalismus in Sachen Realschul-Neubau gab es nicht. Es wurden allerdings schon Leserbriefe geschrieben, „Offener Sprechsaal“ nannte sich die Leserbrief-Spalte im ‚Villinger Volksblatt‘. Leserbriefe waren damals im Vergleich zu heute selten: zwei oder drei im Monat – mehr war das nicht. Im Unterschied zu heute waren die Leserbriefe nicht mit Namen unterschrieben. Eher stand darunter „Ein besorgter Bürger“.

Am 19. Februar 1907 erschien ein erster Leserbrief. Der Verfasser lässt erkennen, dass es schon viele Diskussionen um das Realschulprojekt gegeben hat. Er spricht von dem „vielumstrittenen Realschulgebäude“ – und „Betreffs der Platzfrage

sind bis heute die Ansichten geteilt.“ Dann macht er deutlich, dass der 3. Preis – der Entwurf des Villingener Architekten Karl Nägele – seine Zustimmung finde. Er passe sich am besten dem Straßenverlauf an, „auch wird die Schönheit unserer Anlagen am wenigsten beeinträchtigt“. Die Preisrichter hätten auch bei Nägeles Entwurf den Grundriss besonders gelobt, während bei den Projekten des 1. und 2. Preises „eine Umarbeitung im Grundrisse notwendig erscheine“. Er spricht sich dafür aus, dass das Gebäude nach den Plänen Nägeles ausgeführt werden solle und erwähnt zum Schluss:

„Architekt Nägele ist außerdem ein Sohn unserer Stadt und zweifelsohne verdanken wir seinem Können viele Gebäude, die zur Zierde der Stadt beitragen.“

Am 23. Februar 1907 meldete sich die ‚Gegen- seite‘ zu Wort. Der Verfasser des Leserbriefs nennt sich einen „erfahrenen Fachmann“. Er findet es vorteilhaft, dass bei den Entwürfen von Wellbrock und Schäfers die Gebäude weiter von der Straße zurückgesetzt seien. Das Schulgebäude erziele so eine bessere Wirkung.

Ein dritter Leserbriefschreiber entgegnet am 26. Februar dem zweiten Brief. Der Verfasser nennt sich „ein hiesiger erfahrener Fachmann“. Die Wellbrock/Schäfers-Entwürfe seien zu weit in den Anlagen, das führe durch die hohen Bäume zu „ungünstigen Lichtverhältnissen“. Die beiden Entwürfe seien zu sehr auf Wirkung und zu wenig auf Zweckmäßigkeit bedacht. Er sieht bei den Grundrissen dieser beiden Entwürfe deutliche Mängel, die den Preisrichtern nicht bekannt gewesen seien. Über den Autor des zweiten Leserbriefs schreibt er: „Das Wohl der Firma Wellbrock scheint ihm dabei näher zu liegen als das der Stadt Villingen.“

Der Gemeinderat entscheidet jedoch am 28. Februar 1907 anders. Die Bearbeitung des Projekts Realschulneubau wird dem Stadtbauamt übertragen. Bestätigt wird der Ankauf der beiden Entwürfe von Stadtbaumeister Adam Seibert und den Architekten Drexel und Ummenhofer. Für die Bearbeitung der Pläne und die Bauaufsicht wird Dipl. Ing. R. Ammann beim Stadtbauamt einge-

stellt. Alle Pläne des Neubaus – sie sind beim Stadtbauamt Villingen-Schwenningen noch im Original erhalten – tragen seine Unterschrift. Neben Herrn Amman wurde im September 1907 noch der Bautechniker Petersen aus Achern als Bauführer für den Neubau des Realgymnasiums eingestellt.

Am 8. April 1907, nachmittags 3 Uhr tagte der Bürgerschaft im Alten Rathaus. Tagesordnungspunkt 4 war ‚Der Neubau einer Realschule‘. Bürgermeister Dr. Braunagel stellte die Pläne die umgesetzt werden sollten – es waren die von Stadtbaumeister Seibert – dem Gremium vor. Die Vorderseite sollte eine massive Fassade erhalten. Für die Rückseite war Putz vorgesehen. Die Gesamtkosten sollten 320.000 Mark betragen. 11 Gemeinderäte, so berichtet das ‚Villinger Volksblatt‘, nahmen an der Diskussion teil. Am heftigsten wurde darüber diskutiert, ob der Fußboden mit Linoleum oder mit Parkett belegt werden sollte. Der Bürgermeister stellte eine Kommission zur weiteren Diskussion des Bauvorhabens in Aussicht. Damit waren die Wogen geglättet und die Vorlage wurde einstimmig angenommen.

Wo und warum die Entscheidung zu Gunsten des Seibert-Entwurfs fiel, war aus der Zeitung nicht zu erfahren.

Ein letzter Schlagabtausch im ‚Offenen Sprechsaal‘ erfolgte eine Woche später, am 13. April. Der Leserbriefschreiber kritisiert, dass die Entwürfe der beiden Preisträger Wellbrock/Schäfers und Nägele nicht angekauft worden seien. Er kritisiert auch, dass die Bauleitung dem Stadtbauamt und nicht einem erfahrenen Architekten – er dachte dabei an Karl Nägele – übertragen worden sei. Am Entwurf Seiberts wird grundsätzlich kritisiert, dass alle Klassenzimmer nach Süden ausgerichtet seien. Im Sommer sei das „eine Qual für Lehrer und Schüler“. (Dies ist ein Argument, das die Lehrer und Schüler auch heute noch durchaus akzeptieren können.) Der Entwurf von Nägele hatte demgegenüber die Klassenzimmer nach Westen ausgerichtet.

Am 15. April antwortet Stadtbaumeister Seibert auf diese Kritik und die Redaktion notiert, dass damit die Debatte über dieses Thema beendet sei.

Wie das ‚Villinger Volksblatt‘ selbst zum Ausbau der Realschule zu einem zweigliedrigen Gymnasium stand, ist aus der Lektüre des Lokalteils nicht klar erkennbar. Dass man mit der Schulpolitik, vor allem dem Prüfungswesen in den höheren Schulen, nicht einverstanden war, zeigen zwei kurze Berichte im Villinger Lokalteil. Am 24. Mai 1907 wird das Abiturrexamen kritisiert. Die Hauptaussage lautet:

*„Gegen das Abiturrexamen hat sich der in Karlsruhe tagende ‚Deutscher Verein für Schulgesundheits‘ sehr entschieden ausgesprochen. Die Vorteile des Examens würden weit überwogen durch die Nachteile, die in körperlicher und geistiger Schädigung der Schüler, in Begünstigung des Drills, in Verleitung zum Betrug beständen.“*

Auch über das Realschulexamen, die Mittlere Reife, gibt es am 1. Juni einen kritischen Kommentar:

*„Villingen 1. Juni. Durch Verfügung der Reichsschulkommission in Berlin ist bestimmt worden, dass Schüler der Untersekunda hier einer Prüfung sich unterziehen müssen. (Wozu diese bürokratische Maßnahme? Red.)“*

Ist das nur eine Kritik am überzogenen Prüfungswesen? Schwingt da vielleicht auch etwas Kritik am höheren Schulwesen überhaupt mit? Könnte durch das Gymnasium etwa liberales Gedankengut in die katholischen Köpfe der Kinder Eingang finden? Es sind Spekulationen.

Ein Leserbrief im ‚Offenen Sprechsaal‘ vom 22. Juni 1907 weist in eine andere Richtung: Der Autor ermahnt das Stadtbauamt, die Vorarbeiten zum Realschulgebäude „nicht ganz beiseite“ zu stellen. Er weist darauf hin, dass „viele Eltern“ auf die gymnasiale Oberstufe warten.

Ein Grund für die Verzögerung des Baubeginns war in jenen Wochen die große Gewerbe- und Industrieausstellung in Villingen. Dies war im Sommer 1907 das Großereignis in Villingen. Vom 13. Juli bis zum 12. September war sie geöffnet, hatte 212.000 Besucher, und das ‚Villinger Volksblatt‘ berichtete täglich auf der ersten Seite – nicht im Lokalteil – über Aussteller und Besucher. Selbst der greise Großherzog besuchte die Ausstellung am 30. August, wenige Wochen vor seinem Tod.



Ganz wurde der Neubau der Realschule nicht zurückgestellt. Am 23. Juli wird von den ersten Vergaben berichtet. Die Eisenbetonarbeiten gehen an eine Firma in Freiburg, die Erd- und Maurerarbeiten an den Villingener Maurermeister Laufer und an die Villingener Firma Kurz & Gaiser. Am 31. Juli beschließt der Gemeinderat die Vergabe an den Steinhauermeister Leonhard Hanbach in Mannheim.

Am 21. August kritisiert das ‚Villingener Volksblatt‘ in einem eigenen Artikel den langsamen Fortgang der Bauvorbereitungen.

*„Allenthalben frägt man sich, warum der Realschulneubau nicht ernstlich begonnen werde, warum die schönste Zeit zum Bauen vorübergeht, ohne dass etwas geschieht.“*

Die Gewerbeausstellung, so meint das Blatt, könne nun nicht mehr als Entschuldigung gelten.

Am 26. August 1907 erfolgte der erste Spatenstich, am 5. September konnte die Zeitung berichten, dass bei der Grundsteinlegung des Realgymnasiums im Oktober eine kleine Feier stattfinden werde und am 23. September konnte sie befriedigt feststellen:

*„Nachdem nunmehr der Realschulneubau die Genehmigung der Behörden gefunden hat, schreiten die Arbeiten rüstig voran. Schon in wenigen Tagen findet die Grundsteinlegung statt, mit welcher der Gemeinderat eine kleine Feier zu verbinden gedenkt. Der Baugrund, auf dem das Gebäude steht, hat sich als sehr günstig erwiesen, und es ist zu hoffen, dass, wenn wir ein gutes Spätjahr haben, der Bau ziemlich gefördert werden kann.“*

Dann zitierte das Volksblatt ausführlich einen Artikel aus der Zeitschrift ‚Das Schulhaus‘, in dem die Architektur des Gymnasiums in den höchsten Tönen gelobt wurde. Zum Schluss wurde das Gebäude als „schönes Denkmal städtischer Opferwilligkeit“ bezeichnet – die „heißumstrittene Realschulfrage“ sei nun geklärt.

Auf seiner Sitzung am 30. September sollte der Bürgerausschuss unter anderem auch die ‚Organisation der Realschule‘ beschließen. Da zu Sitzungsbeginn allerdings nur 40 der 72 Mitglieder des Gremiums anwesend waren, der Bürgerausschuss nach damaliger Gemeindeordnung also

nicht beschlussfähig war, wurde die Sitzung vertagt.

Am 16. Oktober kündigte das ‚Villingener Volksblatt‘ an:

*„Morgen Nachmittag um 1/2 4 Uhr findet aus Anlass der Grundsteinlegung des Realschulgebäudes eine kleine Feier statt. Der Realschuldirektor Prof. Weis hat zur Grundsteinlegung eine Urkunde verfasst, deren Wortlaut wir den werten Abonnenten in morgiger Nummer zur Kenntnis bringen.“*

Nun stellt sich die Frage, ob Ihnen, liebe Leser, diese Urkunde auch zur Kenntnis gebracht werden soll? Hier die ersten Abschnitte im Wortlaut:

**„Urkunde zur Grundsteinlegung beim Villingener Realschulneubau**

*Verfasst von Herrn Direktor Prof. Weis*

*Die Welt steht im Zeichen des Friedens und die europäischen Herrscher versichern einander durch Handschlag und Friedenskuss, dass niemand des Krieges begehre. Nur in dem alten Araberstaat, in Marokko sind Wirren entstanden, und die Regelung der Dinge bereitet den europäischen Staatsmännern nicht geringe Sorgen. Der Franzose würde gerne sich die Beute erjagen, wenn andere Mächte, und Deutschland vor allem, ihn ruhig gewähren ließen.*

*Während einer langen Friedenszeit ist das seit 1870 wieder geeinigte deutsche Vaterland eine Weltmacht geworden und steht gewaltig da in Wehr und Waffe. Auch zur See weht stolz der deutsche Adler trotz des Neides der Briten und schützt den deutschen Fleiß der Heimat und der Ferne. Im Innern hat es ein reiches Leben auf allen Gebieten der Kultur entwickelt, Dampf, Elektrizität und Wunderwerke der Technik haben der Zeit ein neues Gepräge verliehen. Ein mächtig pulsierendes Leben bewegt die Zeiten und Völker. Das Dampfross trägt dich in rasender Schnelle durch die Länder dahin, und dein Wort vermittelt in Schrift und Laut der Draht in Blitzesschnelle in die weitesten Fernen der Erde. Es gibt keinen Raum und keine Entfernung mehr, sogar die Luft wagt der Mensch schon auf lenkbaren Fahrzeugen zu durch-eilen. Immer nach Neuem strebt er, immer neue Rätsel sucht sein Geist zu lösen, nirgends ist Ruhe in dem brausenden Leben; was der Tag schafft, verändert der Tag oft wieder, und in rascher Flucht drängen die*

*Ereignisse sich, schnell sind Taten und Menschen vergessen, ein rasch lebendes Geschlecht geht dahin. Gewaltiger als je tobt der Kampf ums Dasein, als wollte die Welt sich zu Tode hetzen und jagen.*

*Wenn aber der Mensch sein Sinnen und Sehnen auf Irdische nur richtet, fehlt großes, ideales Streben und Schaffen. In der Kunst und Literatur herrschte bis vor kurzem noch die naturalistische Richtung. Nervös wie das Leben und der Mensch war auch die Kunst geworden, kaum ein Zug imponierender Größe. Der Kultur höherer Wert ist das Wachsen des Menschen nach höheren Zielen. Wenn der äußere Mensch wächst, möge der innere nicht sinken! Und wohin der Zug geht, wer kann es wissen! Aber wir schreiten doch mutig und ohne Zagen der Zukunft entgegen, es sinken und steigen die Wogen. Noch sind gewaltige, unversiegbare Kräfte im deutschen Volk verborgen, und begeistert können wir noch das Herz zu den Höhen des Himmels erheben.*

*So denkt auch unser Kaiser Wilhelm II. Gott schenkte ihm hohen Sinn, reichen Verstand, die Gabe der Rede, Weisheit und Kraft. Im 20. Jahr regiert er in Frieden sein Volk. Es soll einig und stark wachsen und blühen. Sein Schwert hält er bereit, doch umwunden vom Ölzweig. Er rüstet zum Krieg um Werke des Friedens zu schaffen. Deutsches Wesen soll wachsen und vordringen und die Welt erobern. Aber zu heftig hadern im innern oft Deutschlands Söhne in der politischen Arena, des Vaterlandes wahres Wohl im lärmenden Streit der Meinungen vergessend.*

*Vergangenen Zeiten gedenkend gemahnt gar oft und eindringlich ein anderer Fürst zum inneren Frieden, um das mit Blut und Eisen errungene herrliche Gut des geeinten Vaterlandes mit vereinten Kräften zu wahren. Und Weisheit und Erfahrung eines langen und ereignisreichen Lebens sprechen aus ihm. Wer kennt ihn nicht, den milden und gütigen Fürsten? Jung und alt, hoch und niedrig jauchzt ihm entgegen, wo er sich zeigt. Der Großherzog Friedrich, der Herr des badischen Landes. Am 9. September feierte er sein Wiegenfest, und zum 81sten Mal hat ihn vor wenigen Wochen das badische Volk die Glückwünsche zum Geburtstag entgegengebracht. Seit dem 24. April 1852 regiert er in Glück und Segen sein Land. Am 20. September vorigen Jahres waren 50 Jahre verflossen, seit er mit Luise von Preußen den Bund fürs*

*Leben geschlossen. Auch die Fürstin hat die Liebe des Volkes gewonnen und widmet ihr Leben den Werken christlicher Liebe. Während seiner langen Regierungszeit und unter dem Schutze des Reichsadlers ist das badische Land herrlich aufgeblüht und hat an dem inneren Aufschwung des großen deutschen Vaterlandes teilgenommen, an der Umgestaltung des Alten und der Herausbildung des modernen Lebens. Die allgemeine Volksbildung hat sich gehoben, die höhere Schulbildung ist durch zahlreiche Gründungen von Mittelschulen weiten Schichten des Volkes zugänglich gemacht worden. Blühende Städte bedecken das Land, und tätiger Fleiß regt sich über all. Noch lange walte der Fürst badischen Landes! Ich schreibe dies Wort. Horch! Was tönt die Glocke vom Turme so tief und ernst? Hülle dich in Trauer, badisches Volk, dein Fürst ist tot. Auf dem Eiland im Bodensee, der lieblichen Mainau, verschied er soeben. Es ist der 28. September, da wir schreiben Eintausend neunhundert und sieben. Der Sommer ist geschieden, der Herbst ist gekommen, milder Sonnenschein liegt über dem Land und Gottes heiliger Frieden“.*

Der Text zeigt, dass Prof. Karl Friedrich Weis im Trend seiner Zeit liegt. Deutschland ist stolz auf seine wirtschaftlichen und technischen Leistungen, es ist gerade dabei, England zu überholen und vom Platz als stärkste Industrienation in Europa zu verdrängen. Diese Entwicklung wird ausgekostet und die Stärke Deutschlands gepriesen. Prof. Weis hält sich an die Maxime des Staatsphilosophen Thomas Hobbes. ‚Si vis pacem para bellum‘ – wenn Du Frieden willst, bereite den Krieg vor. Den anderen Großmächten zeigt er das Schwert – Frankreich in Marokko, England zur See. Er preist den Frieden, spürt aber nicht, dass Deutschland dabei ist, den Frieden zu verlieren. Die großen Feinde der letzten Jahrhunderte waren England und Frankreich. England wollte zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons eine französische Hegemonie verhindern, und im 18. Jahrhundert stritten sich England und Frankreich um Nordamerika und Indien, im 19. Jahrhundert um Afrika. Diese eigentlichen ‚Erbfeinde‘ hatten 1905 ihr Kriegsbeil begraben und eine Entente geschlossen, 1907 hatte Russland sich ihr angeschlossen, und Deutschland hatte

noch gar nicht bemerkt, dass es sich aus diesem Entspannungsprozess ausgeklinkt hatte.

Prof. Weis verkörpert – wie sein Kaiser Wilhelm II. – den Fortschrittsglauben der Zeit. Eingebettet in diesen Optimismus übt Prof. Weis auch etwas Kulturkritik – alles stürmt zu schnell voran, das Materielle ist wichtiger als die Ideale und die Kunst lässt die Größe früherer Zeiten vermissen. Aber solchen Gedanken hängt er nicht lange nach. Das Tempo des Fortschritts trägt dazu bei, das große Ziel zu verwirklichen: *„Deutsches Wesen soll wachsen und vordringen und die Welt erobern.“*

Die Grundsteinlegung am Donnerstag, dem 17. Oktober 1907, war dann wohl mehr als die „kleine Feier“, als die sie angekündigt worden war. Das ‚Villinger Volksblatt‘ räumt dem Bericht über diese Feier am folgenden Tag die ganze erste Seite ein. Der Gemeinderat und ein Großteil der Mitglieder des Bürgerausschusses waren anwesend – eine Sitzung des Bürgerausschusses fand an diesem Tag „ungewöhnlich spät, erst um „1/27 Uhr“ statt. Dabei waren auch die Professoren der Schule, die Schülerinnen und Schüler, die Geistlichkeit und, wie das Blatt schreibt, „eine ziemlich große Zahl sonstiger Einwohner und Freunde der Schule“. Eröffnet wurde die Feier durch den Schulchor mit dem Lied ‚Mit dem Herrn fang Alles an‘, im Mittelpunkt der Feier stand aber zweifellos die Rede des Direktors. Vorgetragen wurde sie von Prof. Hügele, da Direktor Weis erkrankt war. Seine Rede erinnert zunächst an die große Geschichte der Stadt. Das Erbe der Väter zu erhalten und es zu vermehren sei die heutige Aufgabe. Dazu müsse man „mit der Zeit voranschreiten und Neues schaffen“. Dieser Fortschrittsglaube ist ein Grundelement der Rede:

*„Auch in Villingen ist eine neue Zeit angebrochen. Was Dampf und Elektrizität und Maschinen an Fortschritt und Bequemlichkeit bringen, wird auch hier überall zu Nutzen gemacht. Alles auf Erden ist in ewigem Wechsel. Der menschliche Geist ruht nimmer, immer neue Kräfte weiß er ins Leben einzuführen, immer neue Quellen zu öffnen, neue Lebensbedingungen zu schaffen. Noch ragen die alten Festungstürme hier auf und ein Teil des ehemaligen*

*Mauerrings steht noch, aber neues Leben hat den alten Ring gesprengt, die Festungswälle sind verschwunden, schattige Anlagen zieren statt ihrer ringsum die Stadt und weit über den ehemaligen Ring hinaus hat diese mit freundlichen Häusern und Straßen sich ausgedehnt. Die Zahl der Bewohner hat sich in wenigen Jahren fast verdoppelt, bald erkennt man das alte Villingen nicht mehr.“*

Ein zweites Grundelement der Rede ist der nationale Gedanke. Nationalismus und Imperialismus standen in voller Blüte und führten wenige Jahre später Europa in die Katastrophe des Ersten Weltkriegs. Wohl werden die Ideale des Humanismus beschworen, aber die Erziehung zum Nationalismus, zur Opferbereitschaft für das Vaterland spielen in der Rede eine wichtige Rolle. Hier einige Redeausschnitte:

*„Möge das neu zu gründende Haus eine Stätte edlen Strebens, idealer Begeisterung und Humanität werden, wo die Lehrer ganz von ihrer heiligen Aufgabe erfüllt auch die Jugend für die höchsten Güter des Lebens zu entflammen wissen, dann wird sie gern zu ihren Füßen sitzen, dann werden gar manche im späteren Leben sagen: Hier in diesen Hause habe ich arbeiten und schwitzen müssen, aber meine junge Seele hat auch an frischem Born Erquickung getrunken, Schönes und Großes hat sich meinem Geist offenbart, gesegnet sei die Stätte. Für deutsches Wesen, deutsche Tugend, deutsche Kraft wollen wir unsere Jugend begeistern und erziehen. Das deutsche Volk besitzt die herrlichsten Kräfte des Geistes und Herzens. Bilden wir diese Kräfte, pflegen wir sie mit Liebe und Sorge. Wir bleiben immer auf nationalem Boden, wenn wir auch die Schätze fremder Völker uns zu eigen machen. So wird in unserem Haus die Jugend in die tiefe Gedankenwelt des Altertums eingeführt, es werden in ihm die modernen fremden Zungen ertönen, aber wir wollen keine Römer und Griechen, keine Franzosen und Engländer erziehen, sondern Deutsche mit heiligem, glühendem deutschen Herzen. Was bedeutet die deutsche Jugend für das deutsche Vaterland? Sie hat die heiligsten Güter dereinst zu wahren, zu schützen, zu mehren. Deutschlands Macht und Stärke beruht auf der inneren Gesundheit, Kraft und Tüchtigkeit ihrer Kinder.“*



*„Möge der große herrliche Gedanke unseres schönen Vaterlands, seiner Größe und Macht, sie alle fest zusammenhalten! Wie schon hervorgehoben, beruht die deutsche Macht auf der inneren Kraft, auf dem deutschen Idealismus, auf der Hingebung und Opferwilligkeit seiner Söhne. Sorgen wir dafür, dass die deutsche Jugend nicht erschläfft, dass sie stets ihre sittliche Spannkraft bewahrt, dass sie in der Arbeit und in dem Streben nach dem schönen Guten ihre Freude und Ehre findet, dass sie froh und frei der Zukunft entgegenschaut und an des Lebens innerer Kraft sich erfreut und wenn es sein muss, auch mit Mannesmut zum Schwerte greift, dann wird das deutsche Reich fester stehen als Stein und Erz. Und dazu sollen auch wir mithelfen und dazu wird auch das neue Haus jetzt gebaut, auch ein Grundstein für das große Haus des deutschen Vaterlandes.“*

Heute klingen diese Phrasen hohl. Zu sehr ist uns bewusst, dass sieben Jahre später die Jugend, die Direktor Weis hier anspricht, ihre ‚Opferwilligkeit‘ unter Beweis stellen musste und in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs verblutete. Eine Gedenktafel im Schulgebäude erinnert an die Opfer unter den Schülern und Lehrern.

Aber damals hat Direktor Weis in seiner Rede den Zeitgeist getroffen. Am 22. Oktober 1907 veröffentlichte das ‚Villingener Volksblatt‘ folgenden kurzen Bericht:

*„Die in diesem Blatte veröffentlichte Rede des Herrn Direktor Weis anlässlich der Grundsteinlegung der Realschule in Villingen macht allweg einen vorzüglichen Eindruck. Formell ein Kabinettsstück der Beredsamkeit, entwickelt sie die herrlichsten Ideen und Grundsätze betreffs der Jugendbildung und -erziehung. Wo in diesem Geiste das heranwachsende Geschlecht erzogen wird, ist das Wohl des Vaterlandes auf soliden Grund gebaut.“*

### 3. Die innere Struktur der Schule

Die Entscheidung, dass aus der Realschule mit sechs Klassen eine Oberschule mit neun Klassen werden sollte, wurde in Karlsruhe beim Großherzoglichen Oberschulrat und letztlich vom Großherzoglichen Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts getroffen. Aber auch

Gemeinderat und Bürgerausschuss wurden in die Entscheidungen einbezogen. Die Weichenstellung wird schon am 5. Oktober 1905 bei einer Sitzung des Bürgerausschusses deutlich. Der Tagesordnungspunkt 7 lautete: „Genehmigung eines Nachtrags zu den Satzungen der Realschule“. Hier der Text der kurzen Vorlage:

*„Die hiesige Realschule, welche bereits eine realgymnasiale Abzweigung von der Quarta [Klasse 7] an hat, soll allmählich zu einer 9-klassigen Anstalt ausgebaut werden.*

*Für das nächste Jahr ist die Angliederung der realgymnasialen Untersekunda [Klasse 10], für übernächstes Jahr die der Obersekunda [Klasse 11] vorgesehen. Für die neuen Klassen sind zwei weitere Lehrkräfte erforderlich. ...“*

Eine neue Schule braucht auch eine neue Schulordnung. Schon 1904 hatte die Realschule einen Entwurf nach Karlsruhe geschickt. Am 29. Juni 1907 kam die Zustimmung vom ‚Großh. Badischen Oberschulrat‘. In den Schulakten befindet sich ein in Schönschrift geschriebenes Exemplar dieser Schulordnung. Es geht zunächst um Anmeldung, Abmeldung und Zeugnisse. Interessant sind die Paragraphen, die sich mit dem Verhalten der Schüler befassen. Hier die wichtigsten Abschnitte:

*„§ 10 Die Schule vermittelt ihren Zöglingen nicht nur die zu ihrem künftigen Lebensberufe wichtigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern sie hat auch die Aufgabe, an ihrer sittlichen Erziehung mitzuarbeiten in der Gewöhnung an die Ordnung, Gehorsam und Fleiß, an ein anständiges höfliches Betragen, in der Bildung des Sinnes für das wahrhaft Grosse, Schöne und Gute, in der Pflege der Ehrfurcht vor Gott und dem Heiligen, der Liebe zu den Menschen und dem Vaterland, der Wahrhaftigkeit, inneren Reinheit und Wertschätzung eines guten Gewissens. Es erscheint angemessen, dass diese Bestrebungen vonseiten der Schüler und deren Eltern nach Kräften unterstützt wird.*

*§11 Die Schüler sind den Anordnungen der Schule Gehorsam, ihren Lehrern Achtung und Folgsamkeit schuldig und zur Beachtung von Ordnung und*

*Anstand in und ausserhalb der Schule verpflichtet.“*

*§ 12 Die Schüler werden in durchaus sauberer und anständiger Kleidung zur Schule kommen. Vor dem Betreten der zu ihren Klassenzimmern führenden Gänge werden sie die etwa notwendige Reinigung der Schuhe vornehmen. Sie werden unbedingt vermeiden, Gänge und Treppen etwa durch Ausspucken zu verunreinigen. Papier, Brotteile, Obstabfälle und dergleichen dürfen in den Schulzimmern, Gängen und Treppen nicht herumliegen. Das Springen auf den Gängen und Treppen, alles lärmende und tumultartige Benehmen im Schulgebäude und vor demselben ist untersagt.*

*§ 13 Während des Unterrichts werden die Schüler eine würdige und den Anforderungen der Gesundheit und der körperlichen Entwicklung entsprechende Haltung beobachten.*

*Sie werden dem Unterricht in gespannter Aufmerksamkeit folgen und alles vermeiden, wodurch eine Störung derselben hervorgerufen werden könnte. Ihre Hausaufgaben werden sie pünktlich und gewissenhaft besorgen, in der Führung der Hefte und im Gebrauch der Schulbücher Ordnung und Sauberkeit beobachten.*

*§ 14 Es ist den Schülern untersagt, nach Eintritt der Dunkelheit sich ausserhalb des Hauses herumzutreiben. ...“*

Am Tag der Grundsteinlegung, dem 17. Oktober 1907, wurde in einer Sitzung des Bürgerausschusses unter Tagesordnungspunkt 5 die „Organisation der Realschule Villingen“ behandelt. Die Vorlage verweist zunächst auf den Erlass vom 7. Juni 1907, in dem das Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts der Umwandlung der Realschule in ein Realgymnasium mit Realschule zugestimmt hatte. Auf einen drei-klassigen Realschulunterbau baut sich sowohl die sechs-klassige realgymnasiale wie auch die vier-klassige Realschulabteilung auf. Einige Regelungen aus der 13-seitigen Satzung sollen hier wiedergegeben werden.

Beim Klassenteiler war man damals nicht zimperlich. Eine Unterstufenklasse wurde erst ab 45 Schülern geteilt. In der Mittelstufe war der Klassenteiler 40 und in der Oberstufe 30.

Das Kollegium war damals noch sehr übersichtlich. Neben der Direktorenstelle waren sieben Professorenstellen und drei Reallehrerstellen vorgesehen. Dazu kamen weitere „nicht-etatmässige Anstaltslehrer oder Nebenlehrer“, deren Zahl nicht festgelegt war. Das Anfangsgehalt der Reallehrer betrug 1.800, das der Professoren 2.000 und das des Direktors 2.800 Mark jährlich. Für Überstunden und Vertretungsstunden erhielten wissenschaftlich gebildete Lehrer 3 Mark, die anderen Lehrer 2 Mark vergütet. Lehramtspraktikanten, also die heutigen Referendare, erhielten etwa 1.500 Mark im Jahr.

Die Gehälter wurden vom Staat Baden bezahlt. Die Verpflichtungen der Gemeinde sind in § 7 festgelegt:

*„Die Gemeinde ist verpflichtet, die für die Anstalt erforderlichen Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen und einzurichten, ferner die Unterhaltung der Baulichkeiten und Einrichtungen, sowie die Heizung und Beleuchtung der Anstaltsräume, den Aufwand für Reinigung, Beleuchtung und ähnliche Ausgaben aus Gemeindemitteln bezwe durch Einzahlungen in die Schulkasse zu bestreiten.“*

Diese ‚Einzahlungen in die Schulkasse‘, also das Schulgeld, wurde jährlich in drei Teilbeträgen entrichtet. Die Höhe legte das Ministerium fest. 1907 betrug das Schulgeld für die Klassen 5 bis 7 (Sexta bis Quarta) 18 Mark, für die Klassen 8 und 9 (Untertertia und Obertertia) 24 Mark und ab Klasse 10 (Untersekunda) 30 Mark. Immerhin gab es Befreiung vom Schulgeld. Der entsprechende Abschnitt lautet:

*„Dürftige und befähigte Schüler, deren Fleiss und Betragen nicht beanstandet sind, können durch den Beirat der Anstalt von der Zahlung des Schulgeldes ganz oder teilweise befreit werden. Gegen seine Entscheidung bleibt den Beteiligten der Rekurs an den Oberschulrat und von diesem an das Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterricht vorbehalten.*

*Ohne Genehmigung des Gemeinderats dürfen jedoch diese Befreiungen den zehnten Teil des Gesamtschulgeldes – alle Schüler als zahlend betrachtet – nicht überschreiten.“*

Ausführlich wird erläutert, dass die Gemeinde verpflichtet sei, dem Direktor der Schule „eine entsprechende Dienstwohnung in dem Anstaltsgebäude oder in dessen unmittelbarer Nähe zu beschaffen“. Kleinlich durfte die Gemeinde dabei nicht sein, denn die Satzung legt fest:

*„Die Wohnung soll mindestens 6 Wohnräume, davon 4 mit je 20–25 qm Grundfläche und heizbar, die übrigen von je 15–18 qm Grundfläche, ferner eine Küche und die sonst noch erforderlichen Haushaltungsräume umfassen und muss von der Oberschulbehörde als diesen Anforderungen entsprechend anerkannt sein.“*

Der erste Schulleiter des neuen Realgymnasiums erhielt dann auch das geräumige Haus Romäusring 16, das sogenannte Bantlin'sche Haus, das die Stadt von der Münstergemeinde für 1.400 Mark Jahresmiete anmietete – einschließlich des 7 Ar großen Zier- und Gemüsegartens.

In § 15 und § 16 der Satzung ist Aufgabe und Zusammensetzung eines Beirats festgelegt. Der Beirat soll bei der Leitung und Beaufsichtigung der Schule mitwirken. Vorsitzender des Beirats ist der Bürgermeister, der Schulleiter ist sein Stellvertreter,

ein Lehrer wird von der Lehrerkonferenz in den Beirat gewählt. Der Gemeinderat ernennt drei weitere Vertreter der Gemeinde und einen ortsansässigen Arzt. Der Ratschreiber ist für das Protokoll zuständig und erledigt „überhaupt sämtliche Kanzleigeschäfte des Beirats“.

Interessant ist die Stundentafel, die der Satzung beigelegt ist und die hier vollständig – mit den heute gängigen Klassenbezeichnungen – wiedergegeben wird.

Ein paar Dinge fallen im Vergleich zu heutigen Stundentafeln auf: Trotz der Dominanz der Sprachen im gymnasialen Zweig ist Mathematik das Fach mit der höchsten Stundenzahl. Statt der 43 Stunden (plus 6 Stunden darstellende Geometrie) vor 100 Jahren werden heute meist nur 34 Jahreswochenstunden unterrichtet. Bei den Sprachen fällt auf, dass vor allem in den Anfangsklassen eine sehr hohe Stundenzahl vorgesehen ist. Dies erscheint mir ein sehr sinnvoller Ansatz. Die Schüler spüren den raschen Fortschritt und haben doch genügend Zeit zum Üben. Die Naturwissenschaften sind dagegen noch schwach vertreten. Naturgeschichte (Biologie), Physik und

Lehrplan für das Realgymnasium mit Realschule in Villingen															
Fach	Unterbau			Realgymnasialer Zweig						Realschulzweig					
Klasse	5	6	7	8	9	10	11	12	13		8	9	10	11	
										Su					Su
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	2	2	2	2	14
Deutsch	5	5	4	3	3	3	3	3	3	32	4	4	4	4	30
Latein	-	-	-	10	10	6	5	5	5	41	-	-	-	-	-
Französisch	6	6	6	3	3	3	3	2	2	34	6	5	5	4	38
Englisch	-	-	-	-	-	6	5	4	4	19	4	4	4	4	16
Geschichte	-	-	2	2	2	2	2	2	3	15	2	2	2	3	11
Erdkunde	2	2	2	2	2	-	-	-	-	10	2	2	-	-	10
Naturgesch.	2	2	2	2	2	-	-	-	-	10	2	2	-	-	10
Chemie	-	-	-	-	-	-	-	2	2	4	-	-	2	2	4
Physik	-	-	-	-	-	2	2	2	2	8	-	2	2	3	7
Mathematik	5	5	5	4	4	5	5	5	5	43	5	5	5	5	35
Darstell. Unterricht	-	-	-	-	-	-	2	2	2	6	-	-	2	2	4
Zeichnen	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	2	2	2	2	14
Schreiben	2	2	2	-	-	-	-	-	-	6	-	-	-	-	6
Turnen	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	2	2	2	2	14
Wochenstd.	28	28	29	32	32	33	33	33	34		31	32	32	33	



Chemie kommen im gymnasialen Zweig auf 22 Jahreswochenstunden – heute sind es auch beim achtjährigen Gymnasium etwa 35 Jahreswochenstunden, im naturwissenschaftlichen Zweig deutlich mehr.

Einige der heutigen Fächer fehlen im Kaiserreich noch, etwa Gemeinschaftskunde oder Wirtschaftslehre. Das Fach Musik kommt in dieser Stundentafel ebenfalls nicht vor, obwohl ein Musiklehrer an der Schule tätig war. Vor allem hat es einen Chor gegeben, der im öffentlichen Auftreten der Schule eine wichtige Rolle spielte. Das Fach Griechisch erscheint in der Stundentafel ebenfalls nicht, doch zeigen die Schulakten, dass in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg auch Griechischunterricht erteilt wurde.

Das Realgymnasium mit Realschule war nur ein Zwischenschritt. Mit Beginn des Schuljahres 1908/09 wurde die Schule erneut aufgewertet. In der Sitzung des Bürgerausschusses am 14. Mai 1909 wurde die Satzung der neuen Schule diskutiert und verabschiedet.

Die einführenden Sätze der Sitzungsvorlage lauten – etwas holprig nach heutigem Sprachgefühl:

*„Die hiesige Realmittelschule ist mit Beginn des laufenden Schuljahrs zum Realgymnasium mit Oberrealschule ausgebaut worden. Es fällt deshalb die Vereinbarung neuer Satzungen der staatlichen Unterrichtsverwaltung und der Stadtgemeinde Villingen notwendig. Die neuen Satzungen sind in der Anlage abgedruckt.*

*Es wird ergebenst beantragt: Verehrlicher Bürgerausschuss wolle der anliegenden Satzung für das Realgymnasium mit Oberrealschule seine Zustimmung erteilen.“*

Die Schule besaß damit

zwei unterschiedliche Züge, die aber beide auf neun Schuljahre angelegt waren und beide zum Abitur führten. Dies ist in der Satzung folgendermaßen formuliert:

*§ 1. Die Anstalt erhält auf einem gemeinsamen dreiklassigen Unterbau einen weitere sechs Klassen umfassenden realgymnasialen und einen weitere sechs Klassen umfassenden Realschul-Ast, sonach ein neunklassiges Realgymnasium und eine neunklassige Ober-Realschule.“*

Gegenüber der Satzung von 1907 gibt es wenige Änderungen. Der sehr hohe Klassenteiler wird beibehalten. Die Aussagen zu Schulgeld und Schulgeld-Befreiung sind identisch, ebenso die Zusammensetzung des Beirats. Die Gehälter der Lehrer werden angehoben. Der „seminaristisch und technisch gebildete Lehrer“ erhält 2.000 Mark, der „wissenschaftlich gebildete Lehrer“ 2.400 Mark und der Direktor 3.500 Mark Jahresgehalt. Die Unterrichtsverpflichtung für die ‚wissenschaftlich gebildeten Lehrer‘ – also die Professoren – betrug 21 Wochenstunden, heute sind es 25.

<b>Realgymnasiumsneubau.</b>	
<b>Kostenzusammenstellung der Einrichtungen und Lehrmittel.</b>	
<b>1. Einrichtungen.</b>	
1. Hörsaal und Nebenraum	5080 Mf.
2. Chemieaal, Nebenräume und Schülerlaboratorium	7003 „
3. Naturgeschichts- und Sammlungsraum	1330 „
4. Zeichenaal für Freihandzeichnen	1750 „
5. Zeichenaal für darstellende Geometrie	760 „
6. Gejungsaal	110 „
7. Direktionsszimmer	480 „
8. Lehrmittelzimmer	310 „
9. Klassenzimmer	1200 „
10. Lehrer- und Schülerbibliothek	170 „
11. Dienerszimmer	70 „
12. Lehrerzimmer	425 „
13. Turnaal	1800 „
14. Garderoberaum	200 „
15. Fahrtradaum	80 „
	<b>Summa: 20 768 Mf.</b>
<b>2. Lehrmittel.</b>	
1. Büchse	4000 Mf.
2. Chemie	2500 „
3. Naturgeschichte	500 „
4. Lehrmittelsammlung	400 „
5. Künstlerischer Handsehnud	270 „
6. Büsten von Hertschern, Staatsmännern, Dichtern	200 „
7. Mathematik	300 „
8. Zeichenunterricht	410 „
9. Darstellender Unterricht	550 „
	<b>Summa: 9130 Mf.</b>

In einem zweiten Tagesordnungspunkt geht es um die „Genehmigung der Mittel für die innere Einrichtung“ der Schule. Insgesamt sind dafür 37.620 Mark angesetzt. Das Faksimile aus der Vorlage zeigt die Kosten der Fachräume. Obwohl das Fach Chemie nur in zwei Jahrgangsstufen unterrichtet wird, ist die Ausstattung mit einem ‚Schülerlaboratorium‘ sehr fortschrittlich.

Der Aufstieg der Schule von der Realschule zum Realgymnasium hatte auch für den bisherigen Schulleiter, Herrn Prof. Karl Friedrich Weis, erfreuliche Folgen. Er ist mit der Schule aufgestiegen. Im Jahresbericht 1906/07 des Schulleiters war zu lesen: *Mit Allerhöchster Staatsministerialeschließung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs vom 19. Juli 1906 wurde dem Unterzeichneten der Direktortitel verliehen.*“

Und eine besonderen Ehrung seiner Person konnte Direktor Weis im Jahresbericht 1908/09 erwähnen:

*„Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben sich unter dem 15. Dezember 1908 gnädig bewogen gefunden, dem Unterzeichnenden das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen zu verleihen.“*

Aber auch für die Lehrer der Schule brachten die beiden Zweige ‚Realgymnasium‘ und ‚Oberrealschule‘ Vorteile. Die drei Klassen der Unterstufe – Sexta, Quinta und Quarta – hatten wohl oft 40 und mehr Schüler. Ab der Untertertia (Klasse 8) sank durch die Teilung in zwei Züge – aber auch durch Austritte – die Schülerzahl deutlich. Die Klassen hatten meist nur 10 bis 20 Schüler.

Zusammen mit dem geringen Deputat von 21 Stunden müssen die Verhältnisse am jungen, modernen Villingen Gymnasium einem heutigen Gymnasiallehrer als ‚traumhaft‘ erscheinen.

#### **4. Die Einweihung: Villingen feiert sein Gymnasium**

Das Jahr 1908 war ein Jahr emsiger Bautätigkeit. Die verschiedenen Gewerke wurden ausgeschrieben, und natürlich erhoffte sich das ‚heimische Gewerbe‘ – genau wie bei heutigen Projekten der Stadt – möglichst viele der zu vergebenden Aufträge. Im Ganzen gesehen erfüllten sich diese Hoffnungen auch.

Der Bürgerausschuss behandelte immer wieder das Realgymnasium betreffende Themen. Gelegentlich wurde die Bauausführung bemängelt. Architekt Karl Nägele, Mitglied des Bürgerausschusses, schaute genau hin. Schließlich war er einer der Preisträger des Wettbewerbs – die Stadt hatte sich aber für den Entwurf von Stadtbaumeister Seibert entschieden. Als Karl Nägele die Ausführung der Plafondarbeiten – also der Deckenarbeiten – als nicht fachgerecht kritisierte, wuchsen die Spannungen. In der Sitzung des Bürgerausschusses vom 4. Juni 1909 kam es zum Schlagabtausch. Nägele warf dem Stadtbauamt vor, seit er Kritik geäußert habe würden seine Baugesuche besonders kleinlich geprüft. Das Stadtbauamt sei insgesamt zu teuer und zu umfangreich. Stadtbaumeister Seibert, unterstützt vom Bürgermeister, verteidigte sich. Architekt Nägele bekam aber Zuspruch aus dem Gremium: man finde es gut, wenn ein Fachmann den Bau kritisch begleite. In diesen beiden Jahren stand der Bau ganz im öffentlichen Interesse. Über Schüler und Lehrer wird in der Tageszeitung selten berichtet. Am 23. November wird im ‚Villingen Volksblatt‘ berichtet, dass der Etat der Realschule genehmigt worden sei und „die Gesuche um Schulgeldbefreiung wurden verbeschieden“. Am 7. Dezember 1907 findet sich die Notiz, dass das Ministerium die neue Direktorenstelle und zwei Professorenstellen genehmigt habe. Von den Schülern ist eher die Rede, wenn sie reglementiert werden. So las man am 4. November 1907 in der Tageszeitung:

*„Den Realschülern wurde heute morgen bekannt gegeben, daß sie nach der neuen, vom Oberschulrat unterm 23. Juli genehmigten Schulordnung der hiesigen Anstalt, nach Eintritt der Dunkelheit sich nicht mehr auf den Straßen und Plätzen herumtreiben dürfen.“*

Positiver werden vom ‚Volksblatt‘ sogenannte Spielenachmittage beurteilt. Damit waren meist Wanderungen gemeint, die einer der Lehrer mit seinen Klassen unternahm. Vor allem unter gesundheitlichen Gesichtspunkten und dem Aspekt der Ertüchtigung wurden diese Unternehmungen begrüßt – aber: „Das regelmäßige

Einkehren und auch das Bahnfahren bei diesen Wanderungen möchten wir verpönen.“

Und da war noch das Fußballspielen auf der Schützenwiese. Diese Wiese lag nicht weit entfernt, südlich des neuen Realgymnasiums. Einem Mitglied des Bürgerausschusses war das ein Dorn im Auge und, so berichtet die Zeitung am 5. Juli 1909: „Alb. Kammerer hält es für ein Spiel, das nicht zur Verfeinerung des Gemüts bei der Jugend beiträgt.“ Der Bürgermeister stimmt ihm zu, und nur Architekt Nägele weist darauf hin, dass man über Fußball verschiedener Ansicht sein könne – jedenfalls sei es heute modern. (Immerhin war ein Jahr zuvor der FC 08 gegründet worden.)

Eine Anfrage im Bürgerausschuss vom 26. Mai 1909 bezog sich auf die Kosten, welche die Schüler der Stadt verursachten. Das Mitglied des Ausschusses, Herr H. Müller, wollte wissen, wie teuer die Stadt ein Realschüler im Vergleich zu einem Volksschüler komme. Bürgermeister Braunagel bezifferte die Kosten eines Realschülers auf etwa 250 Mark jährlich. Kämmerer Schüßler ergänzte, dass ein Volksschüler pro Jahr Kosten von 25 bis 27 Mark verursache. Damit gab sich Herr Müller zufrieden, und es wird dem heutigen Leser nicht klar, was hinter der Frage stand – Lob oder Kritik.

Die Einweihung der neuen Schule warf auch in der Lokalpresse ihre Schatten voraus. Ein Artikel im ‚Volksblatt‘ vom 28. Mai 1909 soll hier zitiert werden:

*„Der Neubau des Realgymnasiums mit Oberrealschule – es dürfte sich empfehlen, sich allmählich an diese Bezeichnungen zu gewöhnen und nicht von ‚Realschule‘, ‚Realschulgebäude‘ und ‚Realschülern‘ zu sprechen und zu schreiben, da das der Anstalt, nach außen wenigstens, schadet – wird demnächst dem Unterrichtsbetrieb übergeben werden. Die neue Schule wird mit vielen schönen Dingen ausgestattet sein. Es wird aber auch so manches fehlen. Dazu wird auch eine Anstaltsfahne gehören, deren Anschaffung man der Stadt nicht wird zumuten können. Ginge es da nicht an, wenn vielleicht in der verehrlichen hiesigen Damenwelt dem Gedanken der Stiftung einer Fahne näher getreten werden könnte. Das Geschenk*

*würde mit tausend Dank aus schönen Händen in Empfang genommen werden.“*

Wie schön, dass man schon damals an die Corporate Identity dachte, auch wenn der Begriff noch nicht gängig war.

Der Umzug von den Schulräumen im Benediktiner in den Neubau begann am 1. Juni 1909. Die freiwerdenden Schulräume wurden der Knaben-Volksschule zugewiesen. Als erster hatte der Schuldiener, also der Hausmeister, seine Wohnung über der Turnhalle bezogen. Dass der Hausmeister der Schule – damals und bis nach 1945 war es Joseph Meder – in dieser Wohnung wohnt, wurde bis zum großen Umbau der Schule in den 1970er Jahren beibehalten und hat sicher viele Vorteile.

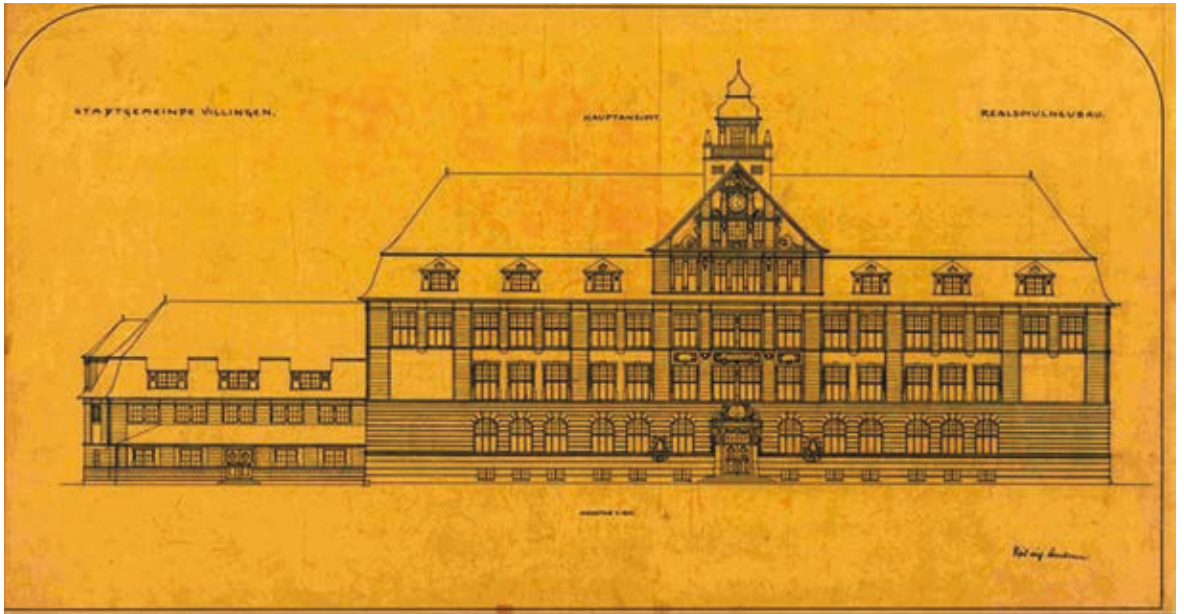
Für Dienstag den 8. Juni wurde in der Zeitung in der Vorwoche angekündigt, dass an diesem Tag die Schule von 1 bis 3 Uhr besichtigt werden könne – von Jedermann, ausgenommen Kinder unter 14 Jahren! Diese Besichtigung durch die Bevölkerung war ein riesiger Erfolg. Am Tag danach wird berichtet:

*„Die Zahl der Besucher des neuen Realgymnasium-Gebäudes war gestern Nachmittag um 3 Uhr bei Schluß der Lokalitäten noch eine derart große, dass viele kaum den ersten Stock besichtigen konnten.“*

Dies zeigt, welch ein Prestigeprojekt diese Schule war. Nicht nur die etwa 150 Eltern, die ihre Kinder bisher auf die Realschule geschickt hatten, interessierten sich für den Neubau. Es war die ganze Stadt, die wusste, dass nun das einhundertjährige Bemühen Villingens, wieder eine höhere Schule zu besitzen, endlich von Erfolg gekrönt war.

Wie sich das Schulgebäude damals dem Besucher präsentierte, zeigen die Zeichnungen und Pläne, die noch heute im Original beim Stadtbauamt der Stadt Villingen-Schwenningen vorhanden sind.





*Hier zunächst die Frontansicht – links die Turnhalle mit der Hausmeisterwohnung im Dachgeschoss.*



*Hier eine Detailansicht des Portals. Dieser ehemalige Haupteingang ist nach der Sanierung in den 1970er Jahren geschlossen worden. Die Treppe wurde entfernt, was das Gesamtbild erheblich gestört hat. Bis 2009 wird der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt werden.*



*Die Ost- und Westfront des Gebäudes:*



*Die Ansicht von der Hofseite her.*

Am 4. Juni 1909 war auch die offizielle Einladung der Stadt zum ‚Festakt‘ in allen Tageszeitungen zu lesen.

Am Tag vor der offiziellen Einweihung widmet das ‚Villinger Volksblatt‘ der Geschichte und Beschreibung des Baues einen ausführlichen Bericht. Bisher war die Realschule zusammen mit

der Knabenvolksschule im Benediktinerschulhaus, also der heutigen Karl-Brachat-Realschule, untergebracht. Beide Schulen hätten sich in den Jahren zuvor ausgedehnt, sodass ein Neubau für das entstehende Realgymnasium dringend notwendig geworden sei. erinnert wird auch nochmals an die heiß umstrittene Bauplatzfrage und den Architektenwettbewerb.

# Städtische Bekanntmachungen. Einladung.

Anlässlich der Eröffnung des Neubaus des hiesigen  
Realgymnasiums mit Oberrealschule findet am  
**Dienstag den 8. Juni I. Js.**  
vormittags 9 Uhr

in der Festhalle hier ein

 **Festakt**

statt.

Hierzu beehren wir uns die hiesige Einwohnerschaft, die Eltern  
der auswärtigen Schüler und alle Freunde der Anstalt ergebenst  
einzuladen.

Billingen, den 4. Juni 1909.

Gemeinderat:  
Dr. Braunagel.

Die Direktion der Anstalt:  
Weis.

Die Besichtigung des Neubaus des hiesigen Real-  
gymnasiums mit Oberrealschule ist am  
**Dienstag, den 8. Juni I. Js.**  
nachmittags von 1—3 Uhr allgemein gestattet.

Den Anweisungen des Aufsichtspersonals wolle Folge geleistet  
werden.

Kinder unter 14 Jahren haben keinen Zutritt.

Vormittags ist der Zutritt zur Anstalt nur den besonders ein-  
geladenen Personen gestattet.

Der Gemeinderat:  
Dr. Braunagel.

*Im Dachgeschoß zwei Zeichensäle, der  
Gesangssaal und der Karzer. Für den  
Einbau weiterer Räume ist noch Platz  
vorhanden.*

*Über der Turnhalle ist noch die Schü-  
lerbibliothek und ein Lehrmittelraum  
untergebracht.“*

Hier noch einige Besonderheiten  
der Bauausführung, die heute nicht  
mehr existieren, bzw. nicht mehr zu  
sehen sind:

*„Alle Decken sind massiv in Eisen-  
beton hergestellt und zwar in den  
Gängen als Könen'sche Voutendecken,  
über den Klassen als Könen'sche Plan-  
decken.*

*Die Haupteingangshalle, die Turn-  
halle, das Direktionszimmer und das  
Lehrerzimmer haben eine reichere  
Ausgestaltung erhalten.“ ...*

*„Die Beheizung des Gebäudes erfolgt  
durch eine Niederdruckdampfheizung  
mit vorerwärmter Ventilationsluft  
und Abführung der verbrauchten Luft  
über das Dach.*

*Die Klassenräume und die Räume für  
die Direktion sowie für die Lehrer  
erhalten Gasbeleuchtung, erstere mit  
indirekten Beleuchtungskörpern. Die  
Physik-, die Chemie- und die*

*Naturgeschichtsräume haben elektrische Beleuchtung;  
bei den erstgenannten sind außerdem noch Anschlüsse  
für elektrische Strom zur Ausführung von Experi-  
menten vorgesehen. Auch in ihrer sonstigen Ein-  
richtung entsprechen diese Räume allen Anforde-  
rungen der Neuzeit. In jedem Stockwerk ist ein  
Marmorwandbrunnen für Trinkzwecke.“*

*„Die Bauleitung oblag dem Stadtbauamt unter  
Stadtbaumeister Seibert.*

*Die Ausarbeitung der Ausführungspläne erfolgte in  
der Hauptsache durch Diplom-Ingenieur Amann und  
teilweise durch Werkmeister Walter und Bautechniker  
Vogt.*

*Mit der Bauaufsicht war in der Rohbauperiode  
Bauaufseher Petersen und später Werkmeister Walter  
beauftragt.“*

Aus der Beschreibung der Schule seien hier nur  
einige Abschnitte zitiert, die an Räume erinnern,  
die seit der großen Sanierung mit den Umbauten in  
den 1970er Jahren so nicht mehr bestehen:

*„Die Dienerwohnung ist im Mansarden-Dachraum  
über der Turnhalle eingebaut. Die Wohnung besteht  
aus drei Zimmern und Küche mit von der Schule  
getrenntem Zugange.“*

*„Im Schulgebäude sind folgende Räume enthalten:  
Im Untergeschoß der Fahrradraum mit besonderem  
Zugang vom Schulhof, der Kesselraum mit zwei  
Frisch- und Heizluftkammern und Raum für  
Brennmaterialien, die Werkstätte für den Diener, ein  
Garderoberraum zur Turnhalle für die Schüler, ferner  
zwei disponible Kellerräume.*



Diese Abschnitte zeigen, dass die Schule solide und modern gebaut worden war und deshalb auch die ersten 100 Jahre gut überstanden hat. Bei dem Stromanschluss in den Naturwissenschaften muss man sich vergegenwärtigen, dass Villingen, als die Schule geplant wurde, gerade seit einem Jahr ein Elektrizitätswerk besaß. Auch die Lüftung hat viele Jahrzehnte gute Dienste getan. Schade dass die Marmorwandbrunnen schon seit Jahrzehnten abgestellt sind. Das Wasser aus den Quellen des Wieselsbachtals, mit dem die Weststadt versorgt wird, wäre frischer und besser als das Wasser, das heute viele Schülerinnen und Schüler in Plastikflaschen mit sich herumtragen. Beispielhaft ist auch, dass für den Schulhausbau ein kleines Team von Fachleuten eingestellt wurde, den Bau zu betreuen. (Sollten wir dieses Vorgehen den Verantwortlichen beim Neubau des Zentralklinikums weiterempfehlen?)

Zum Schluss noch ein Zitat aus der Baubeschreibung, in der eine Hoffnung ausgedrückt wird, die leider bis heute nicht in Erfüllung gegangen ist.

*„Das Dach ist mit Schiefer eingedeckt und wird durch einen turmartigen Dachreiter aus Kupfer gekrönt. Der letztere kann auch zu astronomischen Zwecken Verwendung finden.“*

Wo also ist der Mäzen, der dieses hübsche Türmchen – ich hatte es beim Schreiben dieser Seiten ständig im Blick – so ausbaut, dass es zu ‚astronomischen Zwecken‘ Verwendung finden kann?

In 33 Positionen folgt nun im ‚Volksblatt‘ die Aufzählung aller Firmen, die am Bau des Realgymnasiums beteiligt waren. Bei 26 Positionen waren Villingener Firmen beauftragt worden, und da bei manchen Gewerken mehrere Firmen Aufträge erhielten, waren etwa 40 Firmen aus Villingen am Bau und seiner Ausstattung beteiligt. Nur sehr spezielle Dinge wurden nach draußen vergeben. Die Schulmöbel etwa kamen – wie auch heute gelegentlich noch – aus Schönau und Tauberbischofsheim. Die Dampfheizung wurde von einer Karlsruher Firma geliefert und die Einrichtung der



Fachräume Physik und Chemie einer Chemnitzer Firma übertragen. Insgesamt konnte das ‚heimische Handwerk‘ mit den Aufträgen für dieses ‚Großprojekt‘ zufrieden sein.

Der Festakt zur Einweihung der Schule am 8. Juni 1909 war zweifellos ein großer Tag für Villingen – vor allem für das Bildungsbürgertum der Stadt. Das ‚Villinger Volksblatt‘ drückt das in dem Satz aus: „Das im Allgemeinen wohl gelungene Werk legt das beste Zeugnis ab von dem Können seiner Schöpfer, gereicht ihnen und der opferwilligen Gemeinde zur hohen Ehre und bildet eine weitere Zierde und Sehenswürdigkeit in unserer schönen Schwarzwaldstadt.“ Alles was Rang und Namen hatte in der Stadt – und weit darüber hinaus – versammelte sich in der Tonhalle, die damals noch fast neu war: der Gemeinderat, die Geistlichkeit, die Lehrerschaft, die Bürgerausschussmitglieder, geladene Gäste aus der Schulverwaltung, Vertreter der Schulen und der Gemeinden aus dem Umland und die Schüler.

Im Jahresbericht 1908/09 der Schule ist der Ablauf der Feierlichkeiten beschrieben: *„Die Einweihungsfeier fand am 8. Juni in der schön geschmückten Festhalle von vormittags 9 bis halb 12 statt. Die Beteiligung des Publikums war außerordentlich stark.“*

Hier das Programm, wie es im Jahresbericht der Schule steht:

1. Marsch (Stadtmusik) ..... Kaiser
2. Alles mit Gott (Schülerchor) ..... Grobe
3. Ansprache von Herrn  
Bürgermeister Dr. Braunagel
4. Mein Baden (Schülerchor) ..... Neuert
5. Festrede von Direktor Professor Weis
6. Schulweihe (Schülerchor)
7. Die Kraniche des Ibykus Deklamation und  
Klavier (Schiller)
8. Ouverture (Stadtmusik) ..... Conradi
9. Deutscher Gruß (Schülerchor) .....  
Kriegeskotten
10. Schülerorchester Ouverture zu Rosamunde v.  
Schubert
11. Die Ehre Gottes (Sängerbund) ..... Beethoven
12. Divertissement (Stadtmusik) ..... Maillart

Wenn wir uns auf den Zeitungsbericht im ‚Villinger Volksblatt‘ stützen, muss die Veranstaltung etwa folgendermaßen abgelaufen sein.

Nehmen wir an, Bürgermeister Dr. Emil Braunagel, seit 1903 im Amt, war ein ähnlich pünktlicher Mann wie unser gegenwärtiger Oberbürgermeister, dann hat der Festakt fünf Minuten nach 9 Uhr begonnen. Und wie beginnt ein solcher Festakt – natürlich mit dem Chor des Realgymnasiums. Der Chor sang ‚Alles mit Gott‘ – möglicherweise eine Bearbeitung der Bachkantate ‚Alles mit Gott und nichts ohn‘ ihn“. Es folgte die Rede des Bürgermeisters. Ein wesentlicher Teil der Rede bestand in der Begrüßung aller Gäste – auch alle diejenigen, die sich entschuldigt hatten, wurden erwähnt. Die beste Entschuldigung hatte zweifellos Oberschulrat Dr. Oster, der „im Auftrag des auswärtigen Amtes die deutschen Schulen in Bukarest und Konstantinopel zu prüfen hat“. Auch der „Herr Reichstagsabgeordnete Gutsbesitzer Duffner aus Furtwangen“ war verhindert und übermittelte seine Glückwünsche schriftlich.

Es folgten die Dankesworte an alle, die diesen Bau ermöglicht und ausgeführt hatten. Die Schüler wurden zur Dankbarkeit ermahnt für die Opfer, welche die Stadt erbracht habe. Nicht nur die Stadt Villingen sondern auch das Vaterland, das Badnerland und der Großherzog waren zentrale Begriffe der Rede. Anknüpfend an den Satz über dem Eingangportal der neuen Schule führte er aus:

*„Non scholae, sed vitae. nicht für die Schule, sondern für das Leben, steht über dem Portal des Neubaus eingemeißelt. Ich möchte noch hinzufügen: et patriae, d.h. und für das Vaterland. Das Vaterland, die Heimat, es sind köstliche Güter, zu deren Wahrung hier unsere jungen Freunde berufen sind. Das müssen sie stets beherzigen. Wie schön ist unser deutsches Vaterland, welche Perle darin ist unsere badische Heimat. An deren Spitze steht ein verehrungswürdiges Herrscherpaar, unser Großherzog Friedrich und unsere hochverehrte Großherzogin Hilda.“*

Direktor Weis hielt die Festansprache – in „bekannt vorzüglicher, markiger Sprache“. Sein Thema war ‚Die monistische und die idealistische Weltanschauung‘. Monismus wird von ihm mit



Materialismus, Biologismus, Naturalismus und Sozialismus gleichgesetzt. Monismus bedeutet für ihn Entseelung der Menschheit, Verzicht auf eine sittliche Geistesordnung: „Keine himmelansteigende Begeisterung, kein weltenbauender Glaube, keine selbstlose Liebe, keine Aufopferung, keine Entsagung.“ Deshalb schlägt sich Direktor Weis auf die Seite des Idealismus. Mit Schiller will er ihn den Schülern nahe bringen. Er stellt den hohen ethischen Wert der Arbeit heraus: „Durch die Arbeit bekommt das Leben erst Sinn.“ Damit wird er auch bei der heutigen Lehrerschaft Zustimmung finden. Mit seinem zweitem Schlüsselwort, dem Kampf, dürften wir Nachgeborenen unsere Schwierigkeiten haben. – Die Schule sei dazu da, die christliche Weltanschauung zur Geltung zu bringen und die materialistische Weltanschauung fern zu halten. (Basta!)

Danach trat nochmals der Schulchor mit ‚Mein Baden‘, und ‚Die Schulweihe‘ in Aktion. Das Gedicht ‚Die Kraniche des Ibykus‘ wurde – mit Klavierbegleitung – von zwei Schülern vorgetragen.

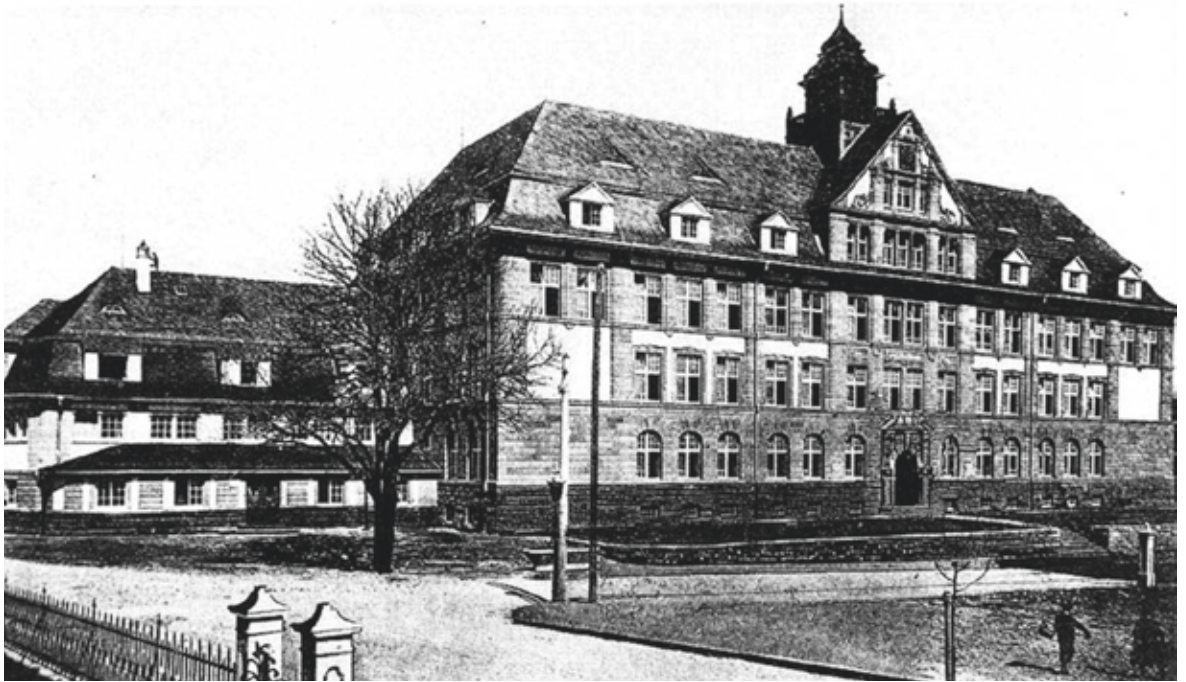
Nach weiteren Darbietungen der Stadtmusik und des Sängerbunds zog die Festversammlung von der Tonhalle zum Gymnasium. Es folgte die feierliche Schlüsselübergabe und eine Besichtigung der neuen Schule. Erst danach kehrte die Festversammlung zur Tonhalle zurück, zum „zwanglosen Zusammensein“.

Man diskutierte vielleicht zum letzten Male, ob nicht doch der Bauplatz am Klosterring oder der an der Mönchweilerstraße günstiger gewesen wäre. Denn immer wieder war in den Reden und Zeitungsartikeln darauf hingewiesen worden, dass man über den Standort ‚heftig gestritten‘ habe. Vielleicht wurde auch nochmals erörtert, ob nicht doch die prämierte Planung von Architekt Nägele, mit seinem wuchtigen Baukörper und der Westausrichtung, architektonisch mehr ‚hergemacht‘ hätte. Aber es war sicher auch der Tag, alte Auseinandersetzungen zu begraben und sich gemeinsam zu freuen: Villingen hatte wieder ein Gymnasium – sein Gymnasium.

Ich bedanke mich für die freundliche Unterstützung von Frau Ute Schulze und Herrn Dieter Baumann vom Stadtarchiv und Herrn Hansjörg Fehrenbach vom Stadtbauamt.

Zum 100-jährigen Jubiläum dieses markanten Gebäudes wird im Jahre 2009 eine Festschrift erscheinen, auf die ich Sie heute schon aufmerksam machen möchte.





*Die Schule im Jahr ihrer Fertigstellung.*

*Im Jahresbericht 1908/09 der Schule sind diese beiden Bilder wiedergegeben.*



#### **Literaturangaben**

Roder, Christian: Das Schulwesen im alten Villingen; ZGO NF 31, 1916

Rodenwaldt, Dr. Ulrich (Hrsg.): Das Leben im alten Villingen Teil II; Villingen 1990

Materialien des Stadtarchivs – vor allem die Sitzungsunterlagen des Bürgerausschusses aus den Jahren 1907-09 (Signatur VI.2b, 25)

Jahresberichte der Realschule – Jahresberichte des Realgymnasiums mit Oberrealschule; Schuljahre 1904/05 bis 1908/09 (Stadtarchiv)

Materialien des Schularchivs des heutigen Gymnasiums am Romäusring

Originalpläne und Ansichten des Neubaus des Realgymnasiums (Stadtbauamt der Stadt Villingen-Schwenningen)

‚Villinger Volksblatt‘ vor allem die Jahrgänge 1907 und 1909

Deutsche Konkurrenzen, Band XXII, Heft 5, Nr. 257 Realschule für Villingen; o.J.

Das Schulhaus, Band 8; 1907 S. 49 f., S. 132, S. 168

# Eugen Zimmermann

– eine späte Erinnerung –

Bernd Riedel

Im vergangenen Jahr, am 19. 8. 2007, wäre E.Z. 100 Jahre alt geworden, Grund genug für eine späte Erinnerung an diesen Künstler. Durch den Umzug der jüngsten Tochter Zimmermanns nach Villingen ist auch der umfangreiche künstlerische Nachlass dorthin zurückgekehrt. Hier soll auch dessen Archivierung und Dokumentation vorgenommen werden.

In Villingen geboren wuchs er zuerst in der Hochstraße und dann in der Bertholdstraße 4 auf.

Die künstlerische Ausbildung von 1927 bis 1932 erfolgte an der Kunstakademie Karlsruhe bei Hermann Gehri, Karl Dillinger, Georg Scholz und August Babberger. Eine begleitende Ausbildung in Kunstgeschichte von 1931 bis 1934 in Heidelberg folgte das erste Staatsexamen 1932 mit anschließender Lehrtätigkeit für das künstlerische Lehramt. Nach der Beurlaubung vom Staatsdienst 1937 studierte er Alte Geschichte an der Universität in Berlin bei Prof. Röhrig, sowie Archäologie bei Prof. Rodenwaldt. Von 1939 bis 1942 übte er eine Lehrtätigkeit am Hans-Thoma-Gymnasium in Lörrach aus. 1942 erfolgte die Promotion bei Prof. Pinder in Berlin (Professur für Mittelalterliche Kultur in Deutschland) mit dem Thema: Die Entwicklung und Stilbildung der deutschen Radierung im 19. Jahrhundert.

1942 heiratete er die Villingerin Mechtild Glunz aus der Kalkofenstraße.

Von 1942 bis 1945 leistete er den Militärdienst in Russland ab.

Nach dem Krieg war er wieder von 1948 bis 1977 als Kunsterzieher im Hans-Thoma-Gymnasium in Lörrach tätig mit Ernennung zum Gymnasialprofessor 1971. Neben seiner Mitgliedschaft im Villingen Kunstverein gehörte er auch dem Lörracher Künstlerkreis an. Er starb 1990 in Lörrach.

Den größten Teil seiner Künstler- und Berufsjahre verbrachte er mit seiner Frau und den vier



*Selbstbildnis, 1974, Öl auf Leinwand.*

Kindern in Lörrach. Sein Beruf als Lehrer mehr jedoch sein Künstlerleben ließen ihn nur beschränkten Anteil am Privatleben haben. Sein Atelier befand sich im Dachgeschoss des Gymnasiums, in dem er sich in jeder freien Minute aufhielt. Er wird als humorvoll und großzügig beschrieben, doch Temperamentsausbrüche und „bruttlig“ sein waren die anderen Seiten seines Wesen, insbesondere dann, wenn es um Fragen der Kunst ging.

Sein Kunstunterricht war nicht auf akademische Techniken ausgerichtet, sondern eher auf das Empfinden und „innere“ Sehen. Freundschaftliche Verbindung pflegte er zu den Villingen Künstlern Oskar Wickert und Hermann Simon.





*In der Roten Gass (Warenbach), 1975, Öl auf Hartfaser.*

Seine permanente Neugier auf neue Eindrücke zeigte sich in den vielen Malreisen, die er oft seit den 60er Jahren auch mit dem Auto unternahm. Er reiste viel in den Süden, um dieses Licht aufzunehmen.

Die Reisen gingen u. a. bis nach Nordafrika, Balkan, Italien und Spanien. Unentwegt machte er sich Skizzen, ob bei Reisen oder Ausflügen beruflicher oder familiärer Art. Das Skizzenbuch





*Stilleben, Öl auf Leinwand, ohne Zeitangabe.*

war sein ständiger Begleiter, kein Wunder, dass Bände über Bände sich im Nachlass befinden.

Die Beziehung zu seiner Heimatstadt Villingen hat Zimmermann nie verloren. Waren es einmal die familiären Beziehungen, die ihn wieder hierher führten, so war er doch künstlerisch immer präsent durch regelmäßige Ausstellungen im Villingener Kunstverein von 1958 bis 1973, sowie seiner Villingener Einzelausstellung im Café des neu eröffneten Kaufhauses „Bilka“ zur Fastnachtszeit 1971 mit fastnächtlichen Kompositionen.

Auch in Briefen zeigte er seine innere Beziehung zur Heimatstadt „– als alteingesessener Villingener bin ich der Fastnacht verpflichtet und versuche ihr mit meinen malerischen Mitteln zu dienen“ oder „– die Baar hat sich mir immer mehr erschlossen, ich habe oft dort verweilt und meine Motive gesucht“. So sind heimatliche Motive wie „Neudingen“ (im Besitz der Stadt Villingen) „Getreidernte auf der Baar“, „Beckhofen“, „Landschaft bei

Fürstenberg“, „Villingen vom Schwalbenhag“, „Pulverturm“, „Ölmühle“ u.a. entstanden.

Zimmermanns Kunst war regional und überregional bekannt. Außer den regelmäßigen Ausstellungsbeteiligungen in Villingen und im Lörracher Kunstverein wurden auch Ausstellungen in Oberndorf am Neckar, Trossingen, Donaueschingen und Singen beschickt. Seine größten Einzelausstellungen waren 1962 im Hebel-Gymnasium in Lörrach (heute Museum am Burghof), 1972 im Kurhaus in Bad Krozingen, 1979 in der Villa Aichele in Lörrach, 1987 zum 80. Geburtstag im Museum am Burghof in Lörrach. Posthum stellte das Friedrich-Ludwig-Museum in Wieslet (Wiesental) eine Auswahl seiner Ölbilder 2005 aus.

In den Ausstellungen des Villingener Kunstvereins wurden seine Bilder immer positiv rezensiert: „die Bilder besitzen einen eigenen Farbklang, eindrucksvolle Bilder, erinnern an Heckel“ (1959) oder „an erster Stelle sind Werner Stumper und E.Z. zu nen-



*Dauchingen, 1971, Öl auf Leinwand.*

nen, sie haben die besten über das Lokale hinausgehenden malerischen Kräfte“ (1962), „überlegen geformte Muster mit pastös aufgetragener Farbe“ (1963) „eindrucksvoll die Netzflickerin und die alte Hille“ (1969), „in starke Konturierung gefasste Abstraktion“ (1970) „seine Kunst verdient es eine überregionale Bedeutung zu bekommen“ (1962, Lörrach).

Die Stadt Villingen erwarb zwei Ölbilder (Neudingen, Grauer Tag an der Costa Brava), die Villingener Sparkasse kaufte 2 Bilder aus dem Fastnachtszyklus. Das Museum am Burghof in Lörrach und die Stadt Weil a. Rhein besitzen weitere Werke.

In einer Besprechung ausgestellter Bilder wurde E.Z. 1967 als „letzter lebender Expressionist“ bezeichnet, mit „streng gebauten Kompositionen und eigenem Stil mit schwerem Blau, sattem Gelb und Rot in kontrastreicher Beziehung“. Später beschrieb man sein Werk „als scharf konturierte

Kompositionen von Farben, Flächen und Formen“, auch der Weg zum Auflösen des Gegenständlichen wurde hervorgehoben, „Formen würden zerschnitten und neu wieder zusammengesetzt“, „Landschaften verdichtet“ dargestellt (Ötlingen), das „Mädchen mit Katze als geheimnisvoll geschildert“. „Er bändigt übersteigerte Expression durch Reduktion und Verzicht auf Spektakuläres ohne das Gegenständliche zu verlieren.“

Wie soll man sich dem Werk eines unentwegt um die Form ringenden Künstlers nähern, der in großformatigen Ölbildern, Aquarellen, Pastellen, in verschiedenen Mischtechniken arbeitete und in Skizzen ein so umfangreiches Œuvre hinterlassen hat? Ein Künstler, der mit regster Fantasie seine Landschaften, die man teilweise auch als „Seelenlandschaften“ bezeichnen könnte (Russlandbilder) und der seine figürlichen Darstellungen u.a. mit visionärem Aspekt (Heilung, Träumende, Am Fenster) gemalt hat. Ein Künstler, der darüber





*Schwarzwaldlandschaft, Tempera, ohne Zeitangabe.*

hinaus Stilleben, Tierdarstellungen, Portraits geschaffen hat und experimentellen Arbeiten (z. B. Arbeiten mit Kaffee und Papier) und modellierenden Techniken in Form von Plastiken aufgeschlossen war?

Dass Zimmermann nicht in der konservativ-abbildenden, naturalistischen Kunst seinen Weg gefunden hat, ist nicht verwunderlich, wenn man sich seiner Lehrer erinnert. Sie waren alle 1933 aus politischen Gründen aus den Professorenstellen der Kunstakademie Karlsruhe entlassen und als entartet eingestuft worden.

Gehri (1879–1944) aus Freiburg stand für figürliches Zeichnen und geometrischer Formenkompositionen mit Einflüssen von Hodler; Scholz (1890–1945) aus Waldkirch, ein sozialkritischer Maler mit Kontakt zu Dix und Grosz als Vertreter der „Neuen Sachlichkeit“; Babberger (1885–1945) aus Hausen im Wiesental schuf expressive Landschaften und Radierungen; der Landschaftsmaler Dillinger

(1882–1941) war als Hölzel-Schüler und Gründungsmitglied der Bad. Sezessionsbewegung bekannt.

Inwieweit eine Prägung durch den persönlichen Kontakt zu Käthe Kollwitz oder die Annäherung an seine künstlerischen Vorbilder wie Braque und die deutschen Expressionisten stattgefunden hat, kann hier nicht weiter erläutert werden.

Um dies aufzuzeigen wäre eine intensive Recherche nötig. Die Entwicklung von frühen Arbeiten bis zu seinem Spätwerk, das Finden einer eigenen malerischen Sprache und die Einflüsse seiner Lehrer wird nur durch eine intensive Sichtung und Dokumentation erfasst werden und eher einer Monographie vorbehalten bleiben.

Ein paar Grundzüge von Zimmermanns Auffassung seiner Kunst sollen hier dargelegt werden (vgl. B. Bischoff).

„Das Bild muss Halt bekommen“ formulierte E.Z. „aber nicht durch die Verstärkung des





*Überauchen, 1971, Öl auf Leinwand.*

Gegenständlichen, sondern durch den Einbau bzw. das Herauswachsen aus den Verstreungen der Form- und Farbflächen“. So ordnet sich der Gegenstand in das formale Bild ein bzw. unter, und die Räumlichkeit ist oft aufgehoben. Die Bilder zeigen teils grafische, teils malerische Strukturen auf, wobei die verschiedenen Strukturen nicht immer deckungsgleich sind. Fast immer geht die Farbe über die Linien hinweg oder unterläuft sie. Zimmermanns Kunst ist nicht primär realistisch, andererseits arbeitet er auch nicht abstrakt. So entsteht oft der Eindruck von zwei Bildern, der gegenständliche Vordergrund liegt über einem eher gegenstandslosen Hintergrund. Der Wesenskern besteht in den Annäherungs- und Berührungstendenzen von Farben, Formen und Gegenständen oder wie Zimmermann es ausdrückte: Grundelement und Ziel meiner Kunst ist die Wiedergabe des Gegenstandes in abstrakter Form und Farbbezogenheit.

Mögen diese Ausführungen zu dem Künstler Eugen Zimmermanns Anregung sein, seine Werke wieder neu zu beleben und bekannt zu machen.

Denn E.Z. selbst hatte, wie er einmal bemerkte, keinen übertriebenen Ehrgeiz seine Arbeiten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Mit Eugen Zimmermann erweitert sich der Kreis der schon bekannten Villingener Expressionisten Engler, Flaig und Ackermann.

#### Literatur

1. Babberger, A.: Augustiner Museum Freiburg, 1985
2. Beringer, J.A.: Badische Malerei, 1770-1920; 2. Auflage 1979
3. Bischoff, B.: in E.Z., Ausstellungskatalog, Museum a. Burghof, 1987
4. Mülfarth, L.: Kleines Lexikon Karlsruher Maler, 1987
5. Hofstätter, H.H.; Hänel, B.: Die Maler des Markgräflerlandes, 2000
6. Vögely, E.: Ausstellung Eugen Zimmermann, Bad. Heimat, 1987
7. Zimmermann, E.: Unser Lörrach, 1991
8. Geschichte der Badischen Sezession, 1927-1936, Stadt Freiburg, 1987
9. Kunst in Karlsruhe, 1900–1950, Verl. C.F. Müller, 1981
10. Zeitungsausschnitte (Bad. Zeitung 1962, 2005; Südkurier, 1971; Markgräfler Tagblatt, 2005; KUK, 2005)
11. Persönliche Mitteilungen von Frau M. Zimmermann, Villingen

# Ein Stück Villinger Kunst sichtbar gemacht

Hermann Colli

Bilder von Albert Säger zieren Caféräume

Auch im Alten Rathaus wurden Erinnerungen an ihn wach

Es gehört zu den beliebtesten Fotomotiven der Stadt und es bewahrt gleichzeitig ein gutes Stück Villinger Kunstgeschichte und Handwerkstradition: Das Haus Rietstraße 30. Hier hat sich Ende vergangenen Jahres das Café Dammert etabliert und lockt seither viele Gäste in das historische Bürgerhaus. Dass sie hier eine gute Tasse Kaffee und ein leckeres großes Stück Kuchen bekommen, wissen inzwischen die Villinger, die ein solches Lokal in ihrer Stadtmitte freudig angenommen haben. Und dass das Haus wunderbar bemalt ist und deshalb so oft fotografiert wird, wissen nicht nur sie, sondern auch Touristen und Zugezogene. Aber wer hier einst gewohnt und geschafft hat, das wissen eigentlich nur die mit der Stadtgeschichte vertrauten Bürger.

Dabei verrät das ein kleines blaues Schild an der Hauswand in wenigen Worten: „Ehemaliges Haus Säger“ ist dort zu lesen. Und dass es Ende des 16. Jahrhunderts gebaut wurde, eine spätgotische Fenstergruppe und an der Rückseite eine Balkendecke hat, erfährt der Betrachter auch. Aber auch, wer einst hier wohnte und arbeitete: Der Villinger Kunstmaler Albert Säger, der 1866 geboren wurde und 1924 starb. Er hat sein Haus 1898, zur 900-Jahrfeier der Stadt, mit der wunderbaren Fassadenmalerei versehen, die das Herz des Betrachters erfreut.

Das Pächterehepaar Karin und Arwed Dammert möchte das Gedenken an Albert Säger wieder etwas mehr ins Bewusstsein der Besucher rücken und fragte deshalb bei Hanni und Gerhard Hirt an, ob sie nicht die Wände ihrer Gaststube mit Bildern von Albert Säger schmücken könnten. Diesem Wunsch kamen die Hirts gern entgegen. Hanni ist eine Großnichte des Künstlers, die das künstlerische Erbe ihres verstorbenen Großonkels gewissenhaft verwaltet.

Die Freude bei den Dammerts war groß, als sie jetzt vier großformatige Bilder mit Villinger



*Der blaue Stadtführer am Haus Rietstraße 30, informiert über die Geschichte des Hauses.*

Motiven aus dem Nachlass Sägers bekamen. Sie zieren bereits die Wände des Cafés und sind dahin zurückgekehrt, wo sie wahrscheinlich vor über 90 Jahren geschaffen wurden: In der Malerwerkstatt Albert Sägers. Von seiner Arbeit in diesem Raum zeugt auch noch ein Fragment mit Malproben, die etwa um 1910 von Säger angebracht wurden und





*Bilder von Albert Säger, der in diesem Haus lebte und arbeitete, zieren die Wände im Café Dammert in der Rietstraße 30. Hier befand sich früher die Malerwerkstatt des Künstlers. Über den historischen Wandschmuck freuen sich die Pächter Karin und Arwed Dammert (links) ebenso wie Gerhard und Hanni Hirt (rechts), denen es ein Anliegen ist, mit Albert Sägers Werk ein Stück heimischen Kunstschaffens sichtbar zu machen.*

wohl als Entwürfe für die Bemalung von Kapellen, Kirchen, Häusern und Toren dienten.

Aber auch die Besitzer der Bilder, Hanni und Gerhard Hirt – Gerhard Hirt ist Ehrenmitglied im Geschichts- und Heimatverein und gehörte viele Jahre Vorstand und Beirat an – freuen sich, dass sie damit ein Stück Haus- und Familiengeschichte lebendig machen konnten. Das Werk des in breiten Bevölkerungsschichten etwas in die Vergessenheit geratenen Villingener Malers Albert Säger wird dadurch wieder mehr in den Blickwinkel der Öffentlichkeit gerückt und hält das Gedenken an einen der vielseitigsten und bedeutenden heimischen Künstler wach.

Darum bemühte sich auch das Museum Altes Rathaus. Im Rahmen der Sonderausstellung „Renaissance im Alten Rathaus – Kabinettscheiben und Prunkwaffen“ wurde dort ein Bilderzyklus von

Albert Säger gezeigt, der an den Wänden der einstigen Gaststätte „Bürgerliches Bräuhaus“ – später Mayerhof – in der Niederen Straße 46, hing und Episoden aus der Romäuslegende zeigt. Eine ganze Reihe von Sägerbildern befinden sich gut behütet im Besitz des Franziskanermuseums.

Albert Säger hatte noch in einem anderen Villingener Gasthaus ein Bild mit Ereignissen aus der Villingener Historie hinterlassen. Im „Torstüble“ hing einst ein Mammutgemälde von ihm. Gut vier Meter breit füllte es im Nebenzimmer eine ganze Wand. Es zeigt ein gewaltiges Schlachtenszenarium vor den Villingener Stadtmauern. Nicht nur Kinder haben fasziniert das dramatische Geschehen des bunten Kampfgetümmels mit vielen interessanten Details betrachtet. Auch die Erwachsenen haben sich immer wieder in das Bild vertieft. Der Künstler hat selbst eine Legende dazu verfasst und





*Wieder in den Blickpunkt gerückt wurden in der Ausstellung „Renaissance im Alten Rathaus“ Bilder von Albert Säger, die im einstigen Bürgerlichen Bräuhaus – später Maierhof genannt – in der Niederen Straße hingen und Szenen aus der Romäus-legende zeigen.*

auf einer Holztafel der Darstellung beigelegt. „Sturmangriff der vereinigten Schweden und Württemberger beim Riettor am 8. September 1633 abends 4 Uhr“ ist dort zu lesen. Mit dem Pächterwechsel vor einigen Jahren ist auch das Bild im „Torstüble“ verschwunden. Aber nicht irgendwo in der Versenkung, sondern es befindet sich gut gehütet in Privatbesitz. Es ist gut zu wissen, dass diese wertvollen Dokumente Villingener Kunst- und Künstlergeschichte der Nachwelt erhalten sind.

### **Sägers Erbe erhalten und sichern**

Der Geschichts- und Heimatverein Villingen hat sich immer dafür eingesetzt, Leben und Werk Albert Sägers lebendig zu halten. Mit Bildern von ihm fragte die Redaktion des Jahressheftes XXV aus dem Jahr 2002 die Leser „Erinnern Sie sich noch?“ und machten mit Sägerbildern einen historischen Rundgang durch das alte Villingen.

Ganz intensiv wurde der Maler im GHV-Jahresband XX in den Blickpunkt gerückt. Uwe Conrad, der verstorbene Oberstudienrat und exzellente Kenner der Villingener Kunstszene, würdigte Albert Säger in einem umfassenden Portrait, in dem dessen Arbeiten in ihrer ganzen Vielseitigkeit zum Ausdruck kommen. Wir lassen



*Das Bild vom Sturmangriff der Schweden und Württemberger am 8. September 1633 auf die Stadt Villingen, hat Kunstmaler Albert Säger in dramatischen Szenen in einem Mammutgemälde geschildert. Es hing früher im „Torstüble“ und befindet sich heute im Privatbesitz.*

an dieser Stelle den Autor Uwe Conrad noch einmal zu Wort kommen. „Der Handwerker als Künstler ...“ unter dieser Überschrift stellte 1995 Uwe Conrad den Maler Albert Säger vor. „Die Fassade ist das Gesicht eines Hauses,“ schreibt er. Fassaden sind es, die Touristen locken und zum Fotografieren einladen, die ein Stück Identität einer Stadt wiedergeben. Die Fassade ist die Schauseite des Gebäudes, dort wo sich der Eingang zur Hauptstraße öffnet, Besucher einlädt. Die „Gesichtslosigkeit“ vieler unserer Städte hat nicht zuletzt damit etwas zu tun, dass die Tradition der Fassadenbemalung verloren gegangen ist, dass die Häuser anonym geworden sind. Gründe für die weite Verbreitung der Fassadenmalerei bis ins 19. Jahrhundert hinein dürften einerseits die Freude an der Farbigkeit gewesen sein, zum anderen – vor allem seit der Renaissance – das steigende Repräsentationsbedürfnis bei fehlender Möglichkeit, entsprechendes Steinmaterial zur Fassadengliederung zu verwenden. Die Bemalung öffentlicher Gebäude stellte vor allem die Geschichte von Haus und Region vor. Durchsetzt mit mythologischen Figuren wurde Geschichte verherrlichend zelebriert als Machtlegitimation oder Bekräftigung lokalen Stolzes von Handwerkern und Bürgern. Ganz im Gegensatz dazu die bürgerlichem



*Ein Treffpunkt für Villingener Bürger und Touristen ist das Sägerhaus in der Rietstraße 30, in dem sich das Café Dammert etabliert hat. Es ist nicht nur eine beliebte Begegnungsstätte sondern auch ein begehrtes Fotomotiv. Mit einer reichhaltigen Symbolik hat Albert Säger die Fassadenmalerei an seinem Anwesen im Jahre 1898 versehen. Bei einer Totalrenovierung im Jahre 1985 haben die Malermeister Hermann Haug und Manfred Hettich die Bemalung nach alten Vorlagen wieder angebracht.*





*Sein vielseitiges Talent als Maler hat Albert Säger auch mit einem Bild in Art der Ikonenmalerei im Villingener Kloster St. Ursula unter Beweis gestellt.*

Repräsentationsbedürfnis entsprechende „Lüftlmalerei“, bekannt besonders in Oberammergau.

In Villingen sind es besonders zwei Geschäfts- und Wohnhäuser in der Oberen und in der Rietstraße, die durch flächig-farbige Bemalung die Straßenflucht prägen. Die ursprüngliche Bemalung des Alten Rathauses ist nicht mehr vorhanden. Und die beiden Häuser in Villingen sind so weit entfernt von der „Lüftlmalerei“ wie von der repräsentativen Bemalung öffentlicher Gebäude. Profan ausgedrückt: Es sind Werbe-Bemalungen für die Geschäftsbetriebe im Inneren des Hauses und stammen von dem Villingener Albert Säger, Kunstmaler und Handwerker in einer Person. Seine Bilder finden sich noch in vielen Haushalten.

Geboren wurde Albert Säger am 30. Januar 1866. Das war genau die Zeit, in dem die industrielle Produktion das Handwerkliche und damit auch das individuelle Kunsthandwerk immer stärker verdrängte, die Produkte der Arbeit glatter, monotoner, eintöniger wurden. Er entstammte einer alten Malerfamilie mit erheblicher Tradition. Ein Jahr nach seinem Tod am 28. November 1924 hätte er im elterlichen Haus in der Rietstraße das 100jährige Jubiläum des Betriebes feiern können. Großvater Barnabas und Vater Rudolf Säger übten bereits das Malerhandwerk aus. Es war selbstverständlich, dass Albert ihnen folgen sollte. Nach dem Besuch der Volksschule und der Höheren Bürgerschule ging er in die Gewerbeschule und dann in die Kunstgewerbeschule nach Karlsruhe. Dass er mehr wollte, dass er künstlerische Ansprüche an sich stellte, beweist die Tatsache, dass er in den 90er Jahren an die Akademie nach München ging, an eine Akademie, die die Entwicklung der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert weitgehend mitbestimmte. Landschafts- und Porträtmalerei waren an der Akademie in München besonders beliebt. Das sollten auch die Gattungen werden, in denen Säger seine Bild-



*Albert Säger (1866 bis 1924).*



motive suchte. Seine Ausbildung verband häusliches Handwerk in der Provinz mit „freiem“ Künstlertum in der Metropole. Die Rückkehr in die Heimatstadt Villingen und damit der Verzicht auf eine unter Umständen mögliche Karriere als freier Künstler hatte sicher etwas mit der „Liebe zur Heimat“ zu tun, wie die Nachrufe auf ihn hervorhoben. Vielleicht war es aber auch die Erkenntnis, als Künstler unter vielen in der Metropole München kaum dem Konkurrenzdruck gewachsen zu sein, und selbstverständlich rief der väterliche Betrieb nach einem Nachfolger. Die Geschäfte des Vaters gingen in seine Hand über. Die Kunst hatte zu warten.

In Villingen war es leichter, die Kunst mit dem Handwerk zu verbinden. „Zahlreiche öffentliche Bilder an Toren, Türmen und Geschäftshäusern und verschiedene eindrucksvolle Altarbilder; dann die zur Berühmtheit gewordenen sieben Gemälde im Bürgerlichen Bräuhaus, ferner die schönen Gemälde im ‚Torstüble‘ sind äußerliche Beweise Sägerscher Malerei. Sie werden noch übertroffen von seinem Hauptwerk: Der Innenmalerei in der Kirche im benachbarten Mönchweiler. Bekannt sind seine vielen Bilder mit Motiven von Villingen selbst. Die Vaterstadt war für sein Schaffen eine wahre Fundgrube, alle Motive behandelte er mit sichtlicher Freude am künstlerischen Wirken.“ In der Heimatstadt und der Umgebung war der Erfolg erreichbar, der in München wohl nicht möglich gewesen wäre. 1919 wurde die Werkstatt an Fritz Armbruster verkauft. Jetzt lebte Albert Säger nur noch für seine Kunst.

Der „Schwarzwälder“ würdigte ihn am 29. November 1924, einen Tag nach seinem Tod: „Für Viele, die den stillen und bescheidenen Mann, seinen ganzen inneren Wert als Künstler und Menschen noch kannten, wird dies eine Trauerkunde sein. Im 58. Jahre eines durch farbenfrohes Schaffen, durch große künstlerische Erfolge ausgezeichneten Erdenwallens hat ihn der Tod aus unserer Mitte hinweggenommen“. Wie stark Säger auch außerhalb der Heimatstadt Villingen gewürdigt wurde, beweist eine Ausstellung wenige Monate nach seinem Tod in Offenburg im Schaufenster der Kunsthandlung Deger. Die Auswahl der Bilder die-



ser Ausstellung entsprach genau den Motiven, die Säger sein ganzes Leben lang begleitet hat: „Es sind dies ein Porträt (Bauernmädchen), ein Villingener Narro, Ansichten von Gengenbach, Mahlberg, Villingen usw.“

Seine Kunst blieb der handwerklichen Tradition verbunden, ohne im Handwerklichen die künstlerischen Ambitionen zu vergessen. Und mit dieser Vorstellung war er ganz auf der Höhe seiner Zeit, denn die Diskussion um Kunst und Handwerk wurde überall geführt. Um dem Verlust von Kreativität entgegenzuwirken, waren bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogenannte „Musterbücher“ entstanden. Künstler schufen Formen für den Handwerker, der sie dann in seine dekorative Arbeit aufnahm. In England, dem Mutterland der Industrialisierung, in dem ebenfalls stark über den Verlust an ästhetischer Qualität bei

Gebrauchsgütern geklagt wurde, führten Mustersammlungen und öffentliche Aufrufe an die Künstler immerhin dazu, dass viele von ihnen die alte Trennung von hoher und niedriger, von freier und angewandter Kunst früh aufgaben und damit dem Typus des sogenannten Künstlerentwerfers zum Entstehen verhalfen, der sich die Gestaltung der Alltagskultur zur Aufgabe machte. In Deutschland sollte dieser Schritt erst viel später erfolgen. Allgemein gängige Themen und Motive der Zeit wurden auf diesen Musterblättern den lokalen Gegebenheiten angepasst und ständig leicht variiert. Auch das Handwerk geriet in den Sog der Industrie und passte sich ganz allmählich der Standardisierung der Industrie an. Die Signatur wurde zum letzten künstlerischen Merkmal, aber auch diese Signatur verweist auf das Handwerkliche, das damit keineswegs abgewertet werden sollte.

In der Fassadenmalerei erweist sich Säger als „standardisierter“ Künstler. Oberhalb der Tür und den Ladenfenstern seines eigenen Geschäftshauses in der Rietstraße legt Albert Säger ein sorgfältig ausgewähltes Programm vor zum Zeugnis des Bildungsstandes des Handwerkers. Dabei vermischt er standardisierte Formen der Zeit mit individuellen Erfindungen. Wichtig ist dabei, dass er nie die Fassade als Werbefläche für den väterlichen Betrieb aus den Augen verliert. Die Fassade des Hauses Rietstraße 30 war wohl nicht nur Selbstdarstellung, sondern wird wohl auch als Vorbild für ähnliche Objekte an anderen Orten gedient haben. Unten wie ein Namensschild an der Haustür der Hinweis auf den Betrieb auf blauem



*Ein Meisterwerk der Fassadenmalerei in Villingen von Albert Säger ist auch das Haus Obere Straße 13, in dem sich heute das Eiscafé Raben befindet. Es hat eine alte Gastronomie-Tradition in der Villingen Innenstadt.*

Grund. Die Fläche des darüber liegenden Malgrundes ist gegliedert durch die Fenster und illusionistische Bemalung der Ränder durch gemalte „Ecksteine“ unterschiedlicher Form, so dass Architektur und Malerei miteinander verbunden werden. Säger hat aus der Kunstgeschichte gelernt und zeigt das auch. Die Malerei verdrängt oder überschattet niemals die Architektur. Es scheint eher, als bewiese der Maler-Handwerker dem Architekten-Handwerker seine Achtung. Unbemalt bleibende Flächen verstärken diesen Eindruck noch.

Auf „Fleiß“ und „Handwerk“ weisen zwei Schrifttafeln hin. Der „Fleiß“ wird zum hervorstechenden Merkmal des Handwerkers und damit auch des eigenen Betriebes. Der „Fleiß“ ist mit seinen Attributen „Wein“ und „Bienen“ gekennzeichnet. „Fleiß“ als bürgerliche Tugend. Die Malerpalette in einem Medaillon steht wohl für den Künstler, während Zirkel, Kneifzange, Hammer und Dreieck eher das Handwerkliche betonen. Genien, Engel oder sind es Musen wachsen aus blumigem Grund hervor, untergliedern die Senkrechte der Wand. Schleifen unterhalb der Brust flattern im Wind und geben einen Hauch von Bewegung, der der Bemalung trotz aller organischen Beigaben ansonsten fehlt. Verbunden wird Organisches mit Ornamentalem, Gotisches mit Barockelementen. Wer will, mag das „Kitsch“ nennen. Sicher ist es ein zum Teil kokettes Spiel mit Kunstrichtungen und Motiven. Ein Handwerker zeigt sein malerisches Geschick, preist sich zukünftigen Kunden an. Ein eigener „Stil“ ist es wohl nicht, der sich bei diesen Arbeiten entwickeln kann, wenn man darunter eine unverwechselbare Handschrift des Künstlers versteht. Aber Sägers Arbeiten entsprechen dem Stilgefühl der damaligen Zeit, und sie demonstrieren ganz offen sein Selbstbewusstsein.

Dem Geschäft angepasst ist auch die Bemalung der Fassade des Cafés „Raben“ in der Oberen Straße. Bildmotive in Medaillons, dazu Girlandenformen, die die Wand untergliedern..

„Er hat nicht nur seiner Vaterstadt den Stempel seiner Kunst aufgedrückt, wie wir schon bei einem kurzen Besuch der Stadt an Häuserfronten, der Innenausschmückung öffentlicher Gebäude, Gasthäusern usw. feststellen können, sondern in seinem Atelier hat sich eine Unsumme von Skizzen, Zeichnungen aus der geschichtlichen Vergangenheit Villingens, seinen malerischen Winkeln, Toren und Straßen angesammelt, die für die Stadt von unschätzbarem Wert sind. Diese Skizzen und Bilder sind es wohl, die die künstlerische Bedeutung Albert Sägers bis heute ausmachen, auch wenn sie nur lokal begrenzt bleiben wird.

Ein sehr genauer, liebevoller, aber wissender Blick prägt die Bilder von Villingen. Typische



Stadtansichten sind es, keine erzählten Geschichten, die sich zufällig an diesem Ort zutragen mögen. Säger erzählt in seinen Ansichten die Geschichte der Stadt an Hand seiner Gebäude, aber nicht die Geschichten in der Stadt. Der Erste Weltkrieg, die Nachkriegszeit – all das hinterlässt keine Spuren auf den Bildern. Wenige Menschen bevölkern diese Bilder, man muss danach suchen. Säger arbeitet für diejenigen, die die Stadt kennen und zeigt sie aus manchmal ganz ungewöhnlicher Perspektive, ohne die Ansichten dabei zu verrättern. Selten wählt er die zentrale Ansicht, meist sind es Winkel, die er sucht, die zugleich die Umgebung



des Ortes mit einfangen. Vereinfachung steht auf der einen Seite. Eine Dachlandschaft aus dem Fenster seines Hauses heraus. Die ineinandergeschachtelten Dächer wären nicht zu lokalisieren, also wählt er eine Perspektive, die die Sitze des Benediktinerturmes in das Bild einbezieht. Dieses Verfahren wählt er immer wieder, meist sind es natürlich die Türme des Münsters oder der Benediktinerkirche, die den lokalen Bezug verdeutlichen. Trotzdem sind die Ansichten auch ohne diese Andeutungen für den Ortsfremden wiedererkennbar, weil Säger auf der anderen Seite besondere Details heraushebt.

Die Ansicht der Franziskanerkirche, dem eigenen Haus gegenüberliegend, nimmt die Umgebung mit auf und verspricht damit eine Weite, die der einfache Blick von Gegenüber kaum ermöglicht. Diese Weitwinkelperspektive dominiert auch Sägers Landschaftsbilder, in denen einzelne Ge-

gebenheiten – dazu genügt schon ein einzeln dastehender Baum oder ein kleines Gebäude – die Weite der Landschaft eher noch betonen. Bilder einer Stadt und einer Landschaft aus den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts als Dokumentation einer vergangenen Zeit für das Archiv? Die dekorative Wirkung der Stadtansichten, die der Künstler und Handwerker immer anstrebte, haben ihren Charakter bewahrt.

Aber was vielleicht wichtiger ist: Betrachtet man die Bilder, so scheint sich die Stadt kaum verändert zu haben, wo doch die Rückerinnerung in die allerjüngste Vergangenheit so viel Veränderung suggeriert. Vielleicht ist es das Typische der Stadt, das Säger eingefangen hat, das uns die Ansichten so vertraut erscheinen lässt. Das wäre dann genau der Punkt, an dem sich Kunst, die Abstraktion, und Handwerk, das technische Können, miteinander verbinden.



*Weltweit ist die historische Altstadt von Villingen im Blickpunkt, wenn man im Internet die Webcam von Villingen-Schwenningen anklickt. Eine Kamera am Osianderhaus sendet laufend – Tag und Nacht und zu allen Jahreszeiten – ein Bild mit dem Blick in die Rietstraße. Dabei zeigt sich, wie gut sich das bemalte Säger-Haus in das Ensemble einfügt. In der Weihnachtszeit zeigt sich die Villingen Innenstadt festlich und stimmungsvoll geschmückt.*

# Die Malerin des alten Villingen ist tot

## Zum Gedenken an die Künstlerin Waltraud Oloff

Hermann Colli



Sie hatte noch so viel vor, hatte ein volles Auftragsbuch mit Wünschen von Menschen, die gern ein Bild von ihr besitzen wollten. Und sie bemühte sich, trotz ihrer 81 Jahre, diese Wünsche zu erfüllen. Doch das Schicksal wollte es anders. Am 10. Juni 2008 ereilte sie ganz plötzlich der Tod. Ein Gehirnschlag hatte dem so bunten, schaffensreichen Leben von Waltraud Oloff ein Ende gesetzt.

Die bekannte und beliebte Künstlerin, die seit über einem halben Jahrhundert im Schwarzwald lebte, hatte Villingen sehr ins Herz geschlossen. „Das alte Stadtbild hat mich sofort fasziniert und inspiriert, als ich 1951 hier ankam, ich habe mich gleich in diese Stadt verliebt,“ hatte sie 2001 bekannt, als sie der Geschichts- und Heimatverein

Villingen in ihrem Unterkirchner Haus besuchte, um einen Beitrag für das Jahreshft 2001 zu schreiben. Wir hatten sie die „Malerin des alten Villingen“ genannt, die über mehr als fünf Jahrzehnte bemüht war – wie sie es später einmal selbst formulierte – „aus Land, Stadt und Leuten ein Portrait zu gestalten.“

Das ist ihr meisterhaft gelungen. Wohl kaum ein Kunstschaffender ihrer Zeit hat Land und Leute in der Umgebung, in der sie lebte, in so vielfältiger Weise porträtiert. Sie hat nicht nur das Stadtbild in vielen Facetten, mit bekannten historischen Gebäuden, Straßen und Gässchen, lautem und bunten Marktgeschehen, aber auch mit stillen Winkeln und den Menschen, die hier zu Hause sind, mit ihren Bildern dokumentiert. Sie war auch selbst ein

Teil dieses Stadtbildes. Die schlanke Frau, die meist mit einer Tasche – oft auch mit deren zwei – durch die Straßen eilte, auf dem Markt einkaufte, in den Geschäften einkehrte und gern hier und da ein Schwätzchen mit einem oder einer ihrer zahlreichen Bekannten machte, fehlt jetzt in diesem von ihr so geliebten historischen Stadtkern.

Was viele Bürger vielleicht vergessen haben, das machte sie in einem Gespräch kurz vor ihrem Tod noch einmal deutlich: Ihr Engagement für die Erhaltung des Grüngürtels rund um die Stadt. Sie gründete, als Pläne auftauchten, den Innenring zum Teil vierspurig auszubauen, mit einigen Mitstreitern die Bürgerinitiative „Grüne Stadt Villingen“. Das heiß diskutierte Vorhaben hätte zahlreichen Bäumen der Ringanlagen das Leben gekostet. Sie war später stolz darauf, dass diese Pläne vereitelt werden konnten und sie schreibt den Erfolg dem Engagement der Gruppe zu, die mit

einem Ahornblatt als Symbol, als „Retter des städtischen Grüns“ aktiv wurden.

Waltraud Oloff stand nicht gern im Rampenlicht. Öffentlichen Ehrungen ging sie nach Möglichkeit aus dem Weg. Aus dem Villingener Kunstverein, dem sie 35 Jahre angehörte, und auch vom Unterkirchner Künstlerkreis, den sie mitgestaltete, hatte sie sich verabschiedet. Aber als die Gemeinde Unterkirnach 2001 ihre Bürgerin anlässlich deren 75. Geburtstages ehrte, freute sie sich doch und bedankte sich dafür, dass sie in über einem halben Jahrhundert hier so harmonisch ihre Aufgaben in Beruf und Familie verbinden konnte.

Ihr Leben und Wirken hat der GHV im Jahreshaft XXIV umfassend vorgestellt und gewürdigt. Ihr Erbe sind die zahlreichen Bilder, die sie hinterlassen hat und die heute öffentliche Gebäude genau so zieren wie die Wohnzimmer ungezählter Villingener Bürgerhäuser.





# Abschied von Hans Stern

Hermann Colli

Engagiertes Mitglied im Geschichts- und Heimatverein /  
Beliebter Villingener Bürger



Mit großer Betroffenheit und Trauer wurde in weiten Kreisen Villingens die Kunde aufgenommen, dass Hans Stern nach langem Leiden im Alter von 82 Jahren gestorben ist. Mit ihm verliert die Zähringerstadt einen Bürger von hohem Ansehen und der Geschichts- und Heimatverein eines seiner treuesten und engagiertesten Mitglieder.

Er war ein Villingener Urgestein, ein Bürger von altem Schrot und Korn. Um ihn trauern nicht nur seine Frau Irmgard und drei Töchter, sondern viele Freunde und Bekannte.

Der Sterne-Hans, wie ihn seine zahlreichen Freunde nannten, verbrachte praktisch sein ganzes Leben in seinem Zuhause in der Rietstraße 23, einem rund 400 Jahre alten Bürgerhaus, das mit seinem blumengeschmückten Erker zu den architektonischen Schmuckstücken innerhalb der Stadtmauern zählt. Dort hatte sein Großvater,

Johann Stern, 1890 eine Huf- und Wagenschmiede gegründet, die er 1927 seinem Sohn Fritz Stern übergab. Dessen Sohn Hans setzte die Familientradition fort. Er erlernte das Schmiedehandwerk und blieb seinem Beruf bis ins hohe Alter treu. Arbeiten, die in seiner Werkstatt entstanden sind, zeugen noch heute an vielen Stellen seiner Heimatstadt von Hans Sterns großem handwerklichen Können. Ein besonders sichtbares Zeichen dafür ist das Kreuz auf der Klosterkirche St. Ursula, das Hans Stern nach dem verwitterten Original neu schuf und dem Kloster schenkte.

Landesweite Anerkennung fand sein großes Talent zum Modellbau. Es ist erstaunlich, dass kräftige Handwerkerhände, die im Berufsleben einen schweren Schmiedehammer schwingen, solche kleine filigrane Kunstwerke schaffen können. Den besten Beweis dafür liefert das Auto- und Technikmuseum in Sinsheim, wo allein 50 maßstabgetreue Modellfahrzeuge von Hans Stern zu bewundern sind. Aber auch im Franziskanermuseum seiner Heimatstadt ist ein prächtiges Werk aus der Stern'schen Hobbywerkstatt zu sehen: Neben dem mächtigen Original des legendären Schwanzhammers aus dem Hammerwerk Laun, steht dort das Modell, das der Schmiedemeister detailgetreu und voll funktionsfähig im Maßstab 1:10 nachgebaut hat.

Sehr gefreut hat es den begabten Bastler, dass sein Modell (Maßstab 1:17) von der einstigen Sägemühle des Behlishofes in Unterkirnach im Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck, dort wo auch die alte Sägemühle im Original wieder aufgebaut wurde, einen würdigen Platz gefunden hat. An „Sterns Mini-Mühle“ kann den Besuchern die ganze Funktionsweise des Sägebetriebes vor Augen geführt werden.

Der Verstorbene war aber nicht nur ein angesehener Handwerksmeister und begabter Bastler, er

war auch ein äußerst engagierter, liebenswerter und geschätzter Mitbürger, der sich für seine Stadt und ihre Bewohner mit großer Tatkraft einsetzte. An seine berufliche Tüchtigkeit und seine Verdienste um seinen Berufstand erinnert neben Auszeichnungen der Schmiedeinung der Goldene Meisterbrief, der seine Wohnung zierte.

In der Narrozunft war er seit 1947 als Ratsherr und Ehrenratsherr aktiv. Seine zahlreichen Verdienste wurden unter anderem mit der Verleihung des Narrenbeckers entsprechend gewürdigt. Die Feuerwehr schätzt seit 1948 die ehrenamtlichen Dienste des Sterne-Hans, der es bis zum Oberbrandmeister und Zugführer brachte. Seine Kameraden hielten ihm bei der Beisetzung in der übervollen Friedhofkapelle die Ehrenwache und begleiteten ihn in großer Zahl auf seinem letzten Weg.

Im Geschichts- und Heimatverein gehörte er bis ins hohe Alter zu einem der engagiertesten Mit-

glieder. Er kannte sich in der Villingener Geschichte bestens aus. Sein Rat war gefragt, auch wenn er kritisch so manche Entwicklung in seiner Heimatstadt beleuchtete. Viele Kilometer ist er im freiwilligen und ehrenamtlichen Botendienst für den GHV gelaufen.

In der Münsterpfarre, in der er sein geistiges Zuhause fand, engagierte er sich auf vielen sozialen und gesellschaftlichen Feldern. Vor allem auch im Altenwerk. Glücklicherweise war er darüber, dass er in der Villingener Mutterkirche, wo er ein halbes Jahrhundert zuvor getraut wurde, zusammen mit seiner Ehefrau Irmgard, die Goldene Hochzeit feiern durfte.

Und so wäre noch Vieles aufzuzählen was mit dem Namen Hans Stern verbunden ist. Der Verstorbene hat zahlreiche unübersehbare Spuren in seine Heimatstadt hinterlassen. Sein Tod macht die Stadt und viele Bürger, die in ihm einen guten Freund verloren haben, ärmer.

### **Bestandsliste über die noch erhältlichen Jahreshefte und Bücher – herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein e.V. Villingen**

Folgende Jahreshefte und Bücher können über die Geschäftsstelle des Vereins, Schillerstraße 7, Telefon 52712, noch käuflich erworben werden:

Jahresheft 1986/87	Jahresheft 1992/93	Jahresheft 1999/2000	Jahresheft 2005
Jahresheft 1987/88	Jahresheft 1993/94	Jahresheft 2001	Jahresheft 2006
Jahresheft 1988/89	Jahresheft 1995/96	Jahresheft 2002	Jahresheft 2007
Jahresheft 1990/91	Jahresheft 1996/97	Jahresheft 2003	Jahresheft 2008
Jahresheft 1991/92	Jahresheft 1997/98	Jahresheft 2004	

Bei dem Jahresheft 1990/91 handelt es sich um das Buch „Das Leben im alten Villingen – Alte Ratsprotokolle erzählen ... 1830–1930“. Das Buch wurde von Dr. Ulrich Rodenwaldt bearbeitet.

Außerdem ist auch noch ein Sonderheft (erschienen 1999 zum Stadtjubiläum) erhältlich.

Auch ein neues Inhaltsverzeichnis und Autorenregister über die Jahreshefte von 1975 bis 2007 können wir den Mitgliedern anbieten. Der Preis für die Jahreshefte sowie das Sonderheft und Autorenregister beträgt jeweils 4,- Euro. Für das Buch von U. Rodenwaldt (mit über 300 Seiten) beträgt der Preis 8,- Euro.



Abb. 1 Anton Berin (1573– ca. 1624), *Christus am Kreuz mit heiligem Franziskus und Franziskanerprior, Franziskanermuseum.*

Die Ausstellung „Grünewald und seine Zeit“ in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe bot den Anlass, der Beziehung zwischen einer ungewöhnlichen Kreuzigungsdarstellung von Anton Berin im Franziskanermuseum<sup>1</sup> (Abb. 1) und dem so genannten „Kleinen Kruzifix“ von Matthias Grünewald (um 1475/80–1528), heute in der National Gallery of Art in Washington<sup>2</sup>, einmal gründlicher nachzugehen. Schon Paul Revellio entdeckte, dass der Villingener Maler Anton Berin (1573– ca. 1624)

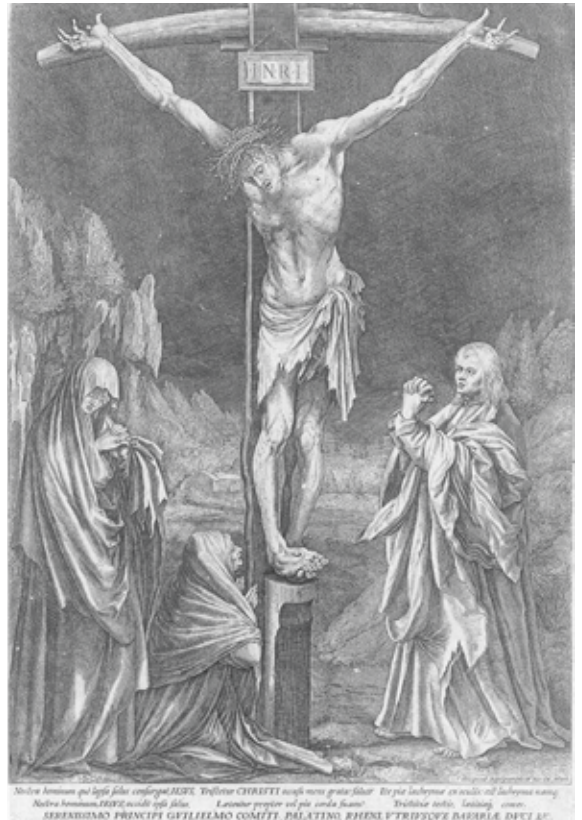


Abb. 2 Raphael Sadeler d. Ä. (1561–1632), *Reproduktionsstich nach der „Kleinen Kreuzigung“ von Matthias Grünewald, Radierung und Kupferstich, datiert 1605.*

die Gestalt des Christus am Kreuz zwischen dem heiligen Franziskus und einem Franziskanerprior aus einer Radierung von Raphael Sadeler d. Ä. übernommen hatte, die wiederum das Original Grünewalds reproduzierte (Abb. 2).<sup>3</sup> An der Richtigkeit seiner Beobachtung kann kein Zweifel bestehen: Nicht nur die Körperhaltung des toten Christus übernimmt der Villingener Maler, auch die für Grünewald so typischen schmerzverkrampften Hände, alle Details der Muskulatur, den fetzenarti-



gen Lendenschurz mit fast allen Faltenbildungen, die Form des Kreuzes mit dem roh behauenen, unter dem Gewicht des Leichnams an den Enden schwer herabhängenden Querbalken, der mit einem kurzen Keil im Längsbalken gesichert wird, und das kleine Holztafelchen, an dem die Bezeichnung „I.N.R.I.“ befestigt ist. Da sich auf dem Bild von Berin auch alle Abweichungen Sadeler's gegenüber dem Original finden – als deutlichstes Indiz sei nur die Verlängerung des Kreuzbalkens unterhalb der Füße Christi genannt – und die bräunliche Grundfarbigkeit mit den heftigen Blau-Rot-Kontrasten des Grünwald-Gemäldes nichts gemein hat, ist weiterhin sicher, dass die Reproduktionsgraphik der Ausgangspunkt des Bildes war und nicht das Original.

Revellio vermutete, Berin habe sich hier wie bei weiteren Arbeiten „an die großen Vorbilder seiner Zeit, die durch Stiche schon verbreitet und bekannt geworden waren“, gehalten, „um der großen Nachfrage gerecht zu werden“<sup>4</sup>. Doch zum Zeitpunkt der Entstehung des Villinger Bildes (zwischen 1605, dem Erscheinungsdatum des Reproduktionsstichs, und 1624, dem Todesjahr Berins) war das Vorbild schon fast hundert Jahre alt.<sup>5</sup> Zwischen den beiden Bildern liegen immerhin Reformation und Gegenreformation sowie kunstgeschichtlich der gewaltige Epochensprung von der späten Gotik zum frühen Barock. Hätten deshalb für das Allerweltsmotiv einer Kreuzigung nicht andere Vorbilder näher gelegen, deren Anverwandlung leichter gefallen wäre – gerade bei großer Nachfrage, die nach Revellios Vorstellung den Maler offenbar zu Zeitersparnis bei der Bilderfindung zwang?

Berins Bild ist keinesfalls eine simple Kopie der graphischen Vorlage. Eine wichtige Korrektur nimmt er schon beim Körper Christi vor. Die sich unter der Last des hängenden Körpers verkrampfenden Füße ersetzt der barocke Künstler durch gerade herabhängende und nimmt dafür sogar in Kauf, dass die nach innen verdrehten Knie nun anatomisch keinen Sinn mehr ergeben. Die Hintergrundlandschaft mit den kahlen Felsen links, dem bewaldeten Bergrücken rechts und der Ebene dazwischen adaptiert Berin nur im Allgemeinen, er lässt die Gebäude im Hintergrund

weg und begründet den Vordergrund mit einer blühenden Wiese. Aus der Sonnenfinsternis nach Lukas 23,45 bei Grünwald/Sadeler wird eine Schlechtwetterfront mit dramatisch aufreißenden Wolken.

Dem entspricht als wichtigster Unterschied, dass ja auch gar nicht der historische Moment des Todes Christi mit den beiden Marien und Johannes dem Evangelisten dargestellt ist. Vielmehr wird mit der Stigmatisation des Heiligen Franziskus auf sehr ungewöhnliche Weise ein ganz anderes Thema in die Grünwaldsche Kreuzigung hineingepresst. Dabei ersetzt Franziskus die beiden Marien, während ein Franziskanerprior die Position von Johannes einnimmt. Entgegen der allgemein üblichen, auf der Vita des Bonaventura basierenden Darstellungstradition der Stigmatisation wird die Vision des Erlösers, die Franziskus hatte und zu der eigentlich die Engelsflügel eines Seraphim gehören, durch den wirklichen Christus am Kreuz „vertreten“. Die drei Dargestellten – der historische Christus, der heilige Franziskus und der Franziskanerprior – vereinen drei ganz unterschiedliche Realitäts- und Zeitebenen miteinander. Die Blickrichtungen von Christus zu Franziskus, vom Ordensheiligen zum Prior und von diesem zurück in Richtung Christus unterstreichen diese Überwindung von Zeit, Raum – und Bildtradition. Die Übertragung der Wundmale von Christus auf Franziskus erfolgt nun aus denkbar größter Nähe und wirkt damit umso wunderbarer.

Warum malte also Berin nicht irgendein Kruzifix, sondern kopierte Grünwald? Warum nahm er eine Kreuzigungsdarstellung, um eine mystische Vision zu verbildlichen? Dafür hätte ihm in seinem Graphikfundus doch gewiss auch ein direktes Vorbild zur Verfügung gestanden. Eine (scheinbare?) Unbeholfenheit des Malers mag zur Klärung beitragen. Berin ändert die Größenverhältnisse zwischen den Dargestellten paradoxerweise zuungunsten Christi. Im Unterschied zu den beiden Marien und zum Johannes der Vorlage knien Franziskus und der Prior, erreichen mit ihren Köpfen aber dieselbe Höhe auf der Ebene des Lendenschurzes Christi wie die Stehenden bei Grünwald/Sadeler. Christus ist damit im Ver-

hältnis deutlich kleiner geworden als seine Nachfolger. Berin zeigt nicht den wirklichen Christus am Kreuz, sondern eben dessen Nachbild im Typus des Kruzifix. Damit wird die Kreuzesdarstellung zu einem Bild im Bild, zu einem Zitat.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wäre eine solche bewusste Aussage zumindest nicht ohne Parallele – im Gegenteil. Wie man um 1600 von einer „Dürer-Renaissance“<sup>6</sup> sprechen kann, so ist auch eine „Grünewald-Renaissance“ erkennbar. Der Sadeler-Stich ist selbst der deutlichste Beleg dafür. Das Gemälde Grünewalds befand sich in der Kunstkammer der Münchner Residenz, wie die Widmungszeilen an den Herzog allen Betrachtern der Reproduktion mitteilen. Joachim von Sandrart berichtet in seiner 1675 erschienenen „Teutschen Academie der Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste“, Wilhelm V. habe es stechen lassen, weil es mehr als alle anderen Kruzifixe „natürlich wahr und eigentlich“ ist.<sup>7</sup> So fand das Bild weite Verbreitung und Nachahmung. Insgesamt 13 Gesamt- oder Teilkopien lassen sich heute nachweisen<sup>8</sup>, die von Anton Berin nicht mitgezählt, weil das künstlerisch bescheidene Werk bisher in der kunsthistorischen Literatur keine Beachtung gefunden hat. Genauso deutlich wird die Hochschätzung des spätmittelalterlichen Meisters durch Versuche, mit dem Isenheimer Altar dessen Hauptwerk für die bedeutendsten höfischen Sammlungen zu erwerben. Kurfürst Maximilian I. von Bayern scheiterte ebenso wie vorher bereits Kaiser Rudolf II., der sich dabei Vermittler aus der unmittelbaren Nachbarschaft Villingens bediente, nämlich Graf Albrechts von Fürstenberg 1597/98 und der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim 1601.<sup>9</sup> Die Fürstenberger wiederum aktivierten ihre Oberamtleute im Kinzigtal und den in Freiburg ansässigen Maler Bartel Bruyn in dieser Angelegenheit. Es lässt sich also ohne Übertreibung sagen, dass Werke von Matthias Grünewald zur Entstehungszeit des Villingener Bildes im kunstsinnigen Umfeld seines Malers, der ja auch für die Fürstenberger tätig war, in aller Munde gewesen sein dürften.

Warum erregten sie gerade zu dieser Zeit solche Aufmerksamkeit? An der Person des Malers hat das

sicher nicht gelegen, denn den Akteuren war gar nicht bekannt, dass der Isenheimer Altar und das „Kleine Kruzifix“ in München aus seiner Hand stammten. Anders als der jederzeit und um 1600 ganz besonders verehrte Albrecht Dürer hatte der heute so berühmte Maler bis 1675 keinen Namen. Erst Joachim von Sandrart konnte das kleine Bild in München „Matthias Grünewald“ zuweisen.<sup>10</sup> Unter dieser Bezeichnung ist der „Mathis Maler“ bis heute so eingeführt, dass sein eigentlicher Name Mathis Neithart Gothart dagegen keine Chance hat. Berin glättet an seinem Vorbild den „Expressionismus“ der verkrampften Füße ins Konventionelle, also gerade das, was 50 Jahre später Joachim von Sandrart und bis heute viele Kunstbegeisterte am meisten an Grünewald fasziniert. Die Gründe für dessen gleichwohl hohe Wertschätzung müssen also andere als die heute üblichen gewesen sein.

Die Dürer- und Grünewald-Renaissance war Teil einer allgemeinen Wiederentdeckung vorreformatorischer Kunst im Zuge der Gegenreformation um 1600, zu der beispielsweise auch ein bewusst gotisierender Baustil gehörte, wie ihn der Würzburger Bischof Julius Echter pflegte. Für die katholische Kirche belegten die seither nicht wieder erreichten Höhepunkte der Kunst des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts, für die insbesondere der Name Dürer stand, auch die Überlegenheit des alten Glaubens. Sie waren folglich vorbildlich. Möglicherweise wollte Berin mit seinem spätgotischen Zitat also die Wahrhaftigkeit vorreformatorischer Ausdrucksstärke in seine eigene, glaubenszerissene Zeit übertragen. Zumindest für die Kunstkenner würde ein solches Zitat eines berühmten Vorbilds die Bildaussage ebenso eindrucksvoll wie originell verstärken. Zum einen: Franziskus benötigt bei Berin keine Vision für seine eigene Ähnlichwerdung mit Christus, sondern ein konkretes, in der Sammlung eines frommen und eifrigen gegenreformatorischen Herrschers überliefertes und weithin hochgeschätztes Kunstdenkmal. Kann es ein klareres Bekenntnis zur zeitgenössisch zwischen den Glaubensparteien hoch umstrittenen Wirkungsmächtigkeit der Bilder für den Glauben geben? Zum anderen: So wie Franziskus seinem

Vorbild Christus durch die Wundmale ähnlicher war als jeder andere, so wäre hier Grünewalds Christusbildung als allen anderen an Ähnlichkeit überlegen bewusst eingesetzt worden. Und so wie der Villingener Prior Franziskus als einem größeren geistlichen Vorbild nacheifert, so der Maler einem überlegenen künstlerischen, damit vielleicht sogar einen ähnlichen Rangunterschied anerkennend.

Anton Berin bleibt mit diesen Überlegungen ein handwerklich bescheidener Künstler. Seine originale Adaption der Vorlage mit ihrer Überblendung

zweier Bildtypen zwingt die Figuren aus dem einen Kontext in das schlecht passende Korsett eines anderen. Doch sie ist ein frühes Zeugnis für einen historisch bewussten Einsatz künstlerischer Vorbilder, darin der zeitgleichen Nachgotik in der Architektur ähnlich. Und sie fügt der traditionellen Bildaussage eine aktuelle theologisch-glaubenspolitische Dimension hinzu. Damit ist das Grünewald-Zitat in Villingen keineswegs einfach Ausdruck von Bequemlichkeit und eines Mangels an kreativen Bildideen – im Gegenteil.<sup>11</sup>

<sup>1</sup> Öl auf Holz, 120 x 97 cm, Inv.Nr. 11840. Das Bild ist damit ziemlich genau doppelt so groß wie das Original.

<sup>2</sup> Hand, John Oliver: *German Paintings of the Fifteenth Through Seventeenth Centuries*, Washington 1993, Inv.Nr. 1961.9.19, S. 70 – 81.

<sup>3</sup> Revellio, Paul: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen*, Villingen 1964, S. 238. Vgl. zur Graphik: Hollstein's *Dutch and Flemish Etchings, Engravings and Woodcuts ca. 1450–1700*, Bd. 21: Aegidius Sadeler to Raphael Sadeler II, Amsterdam 1980, S. 222, Nr. 32.

<sup>4</sup> Revellio 1964, S. 241.

<sup>5</sup> Die Entstehung des Originals wird zwischen 1511 und 1522 vermutet.

<sup>6</sup> Goldberg, Gisela: *Dürer-Renaissance am Münchner Hof*, in: *Kat. Um Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian I. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst*, hrsg. v. Hubert Glaser, München 1980, S. 318–322.

<sup>7</sup> *Kat. Grünewald und seine Zeit*, hrsg. v. der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, Karlsruhe 2007, Kat.-Nr. 160, S. 410f.

<sup>8</sup> Ebd., Kat.Nr. 161 (Kopie eines süddeutschen Malers, ehemals Donaueschingen, jetzt Künzelsau, Sammlung Würth), S. 412f. mit weiteren Literaturangaben.

<sup>9</sup> Hausenberg, Margarethe: *Matthias Grünewald im Wandel der deutschen Kunstanschauung*, Leipzig 1927, S. 33; Feurstein, Heinrich: *Matthias Grünewald*, Bonn 1930, S. 9; zur Grünewald-Renaissance vgl. auch: Ruhmer, Eberhard: *Grünewalds Ausstrahlung im 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et d'Histoire* 19 (1975/76), S. 173–186.

<sup>10</sup> Ihm wiederum blieb dessen Hauptwerk im Elsass unbekannt.

<sup>11</sup> Ich danke meiner Kollegin Anita Auer für wichtige Hinweise und Interpretationsansätze.



# Die Fresken von Waldemar Flaig in der Kapelle des ehemaligen Villingen Krankenhauses

Alfons Weißer

Das im Jahr 1912 erbaute Krankenhaus der Stadt Villingen an der Herdstraße erhielt im Jahr 1930 mit einem Erweiterungsbau auch eine neue Kapelle.

Am 24. April 1931 erteilte das Stadtbauamt Villingen durch die Krankenhauskommission dem im Alten Schloss in Meersburg wohnenden Maler Waldemar Flaig (geboren am 27. Januar 1892 in Villingen) den Auftrag, Wand und Altarnische zu bemalen zum Preis von 2000 RM.

Bereits am Fest Peter und Paul am 29. Juni 1931 konnte die Kapelle mit den Bildern Flaigs geweiht werden. Nachdem Flaig diese Arbeit beendet und sich sein Gesundheitszustand verschlechtert hatte, ermöglichten ihm Freunde einen längeren Erholungsurlaub in Südfrankreich.

Nach seiner Rückkehr schuf Flaig noch für den evangelischen Andachtsraum (Raum Nr. 300) ein Fresko des segnenden Christus. Ob dieses Bild unter Tapete oder Putz noch erhalten oder ganz verschwunden ist, entzieht sich derzeit unserer Kenntnis.

Waldemar Flaig starb im Villingen Krankenhaus am 4. April 1932 und wurde auf dem Villingen Friedhof beigesetzt.

Im Dezember 1961 wurde die neue Villingen Klinik an der Vöhrenbacher Straße eingeweiht, in das leerstehende ehemalige Krankenhaus ist im Jahr 1963 die Landesberufsschule für das Hotel- und Gaststättengewerbe eingezogen. Der Altarbereich und die Wandbilder der jetzt nicht mehr benötigten Kapelle wurden abgedeckt, der Raum als „Spielraum“ mit entsprechenden Geräten (Tischtennis, Kraftsport) genutzt.



*Bild 1: Maria mit dem Jesuskind.*

Nach Planungen seit 1988 ist am 14. Dezember 1993 dieser Raum wieder zur Kapelle geworden mit erneuertem Fußboden und neuen Stühlen.

Mit Freude und Dankbarkeit können wir wahrnehmen, dass die Fresken Waldemar Flaigs unverehrt sind und dass die Kapelle als Ort der Stille und des Gottesdienstes benützt werden kann.

*Bild 2: Auferweckung der Tochter des Jairus.*



Auferweckung der Tochter des Jairus (Mk 5, 22-24, 35-47): Jesus, unterwegs vom Synagogenvorsteher Jairus aufgesucht, ist ihm in sein Haus gefolgt, wo das zwölfjährige Töchterlein soeben gestorben ist. Jesus nimmt nur seine Jünger Petrus, Jakobus und Johannes mit sich. Die Eltern knien trauernd, hoffend und betend

Durch das Licht der vier großen Rundbogenfenster auf der gegenüberliegenden Seite gut beleuchtet sehen die Besucher der Krankenhauskapelle in den vier Nischen: Maria mit dem Jesuskind (*Bild 1*), in der Mitte als Doppelbild Jesus den Heiland der Kranken (*Bild 2 und 3*) und den heiligen Josef (*Bild 4*). Das Bild in der Mitte (*Bild 2*), das Jesus als den Größten zeigt, sein Haupt umgeben mit dem goldenen Heiligenschein, erzählt die

am Bett des Kindes, das durch Jesu Berührung und sein befehlendes Wort „Talita kum!“ („Mädchen, ich sage dir, steh auf!“) die Augen aufschlägt und sich erhebt.

Jesu Augen, die sich voll Güte dem Kind zuneigen, werden sich sogleich den herandrängenden Kranken und Hilfesuchenden zuwenden (*Bild 3*), denn sein Heilandswort gilt:

Bild 3: Jesus wendet sich den Hilfesuchenden zu.



„Kommet Alle zu mir,  
Die Ihr mühselig  
Und beladen seid“  
(Mt 11,28).

Die Menschen verschiedenen Alters, vom Leiden belastet, hoffen auf Hilfe: Der vertrauensvoll betende Greis, die junge Mutter, die ihr Kind Jesus entgegenhält (Lk 18,15), Männer und Frauen in je eigener Haltung – alle, die damals im Krankenhaus Heilung oder Linderung erhofft haben, suchen Zuflucht bei dem, der „unsere Leiden auf sich genommen und unsere Krankheiten getragen hat“ (Mt 8,17).

Maria mit dem Jesuskind (*Bild 1*) bringt einen freudigen Ton in die ganze Bildfolge: „Mutter und Kind“, und doch von „himmlischer Glorie“ um-

geben. Das Zepter weist Maria aus als die Mutter des „Königs der Welt“, der den vom Kreuz überragten Erdball in seiner linken Hand trägt, während seine Rechte zum Segen erhoben ist. Die Sterne zeigen die himmlische Wirklichkeit an, Mondsichel und Erde die Veränderlichkeit und Unbeständigkeit des Irdischen und die Schlange die Bedrohung durch das Böse, das durch Gottes Kraft besiegt wird.





*Bild 4:  
Der heilige Josef.*

Der heilige Josef, der Beschützer Jesu, „der Hausvater“, strahlt Ruhe und Sicherheit aus (*Bild 4*). Er lädt die Betrachter ein, in Zuversicht ihren Lebensweg weiterzugehen bis zum seligen Ende: Der heilige Josef, auch der Patron der Sterbenden.

und der Auferstehung Jesu gefeiert wird (*Bild 5*), neigt sich der Gekreuzigte dem Beten zu:

I(esus) N(azarenus) R(ex) I(udaeorum): Jesus von Nazareth, der König der Juden: so sieht man ihn auch mit den „Augen des Leibes“. Den aus unendlicher Liebe sich hingebenden Gottessohn

Über dem Altar, auf dem in der heiligen Messe das Gedächtnis des Todes

Bild 5



(Heiligenschein und die drei Strahlenbündel versuchen, dies an zudeuten) sehen die „Augen des Herzens“ (Eph 1,18). Die anbetenden Engel neigen sich vor dem Geheimnis der göttlichen Liebe.

Ein gerahmtes Christusbild von Waldemar Flaig (*Bild 6*), ebenfalls aus dem Jahre 1931, hängt an der Rückwand der Kapelle: „Ich bin der Weg, die

Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) sagt der kommende und einladende Herr.

Es wäre schön, diese Kapelle gelegentlich den Interessierten zugänglich zu machen, z.B. am „Tag des offenen Denkmals“.



Fotos:  
Thomas  
Singer-Herzog

*Bild 6: Christusbild von Waldemar Flaig, 1931.*

**Literaturangaben:**

Waldemar Flaig 1892–1932: Bilder, Aquarelle, Zeichnungen (Ausstellungskatalog). Hrsg. v. Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen (Texte J. Fuchs), Villingen-Schwenningen 1974.

Waldemar Flaig 1892–1932: Gedächtnisausstellung. Hrsg. v. Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen; Katalog Wendelin Renn, Villingen-Schwenningen 1992.

Darin: S. 5–8: Herbert Muhle, Waldemar Flaig zum hundertsten Geburtstag. Ein Künstlerleben. S. 9–13 Elke Keiper, Das Wesentliche sichtbar machen - oder: Farbe, Licht und blaue Schatten – Die Landschafts- und Porträtmalerei Waldemar Flaigs. S. 41 Bibliographie.

Gustav Heinzmann: Bildkunst vom Schwarzwald und von der Baar. Der Maler und Grafiker Richard Ackermann. Hrsg. v. der Stadt Villingen-Schwenningen, 1979. Darin S. 18 und Abb. III: Waldemar Flaig.

Beruf: Künstler. Arbeit und Lebensverhältnisse Villingener Maler in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Hrsg. v. der Stadt Villingen-Schwenningen und vom Geschichts- und Heimatverein Villingen 1998.

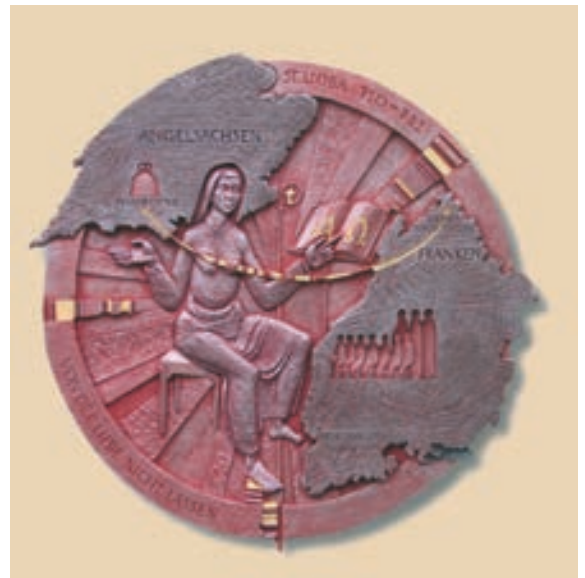
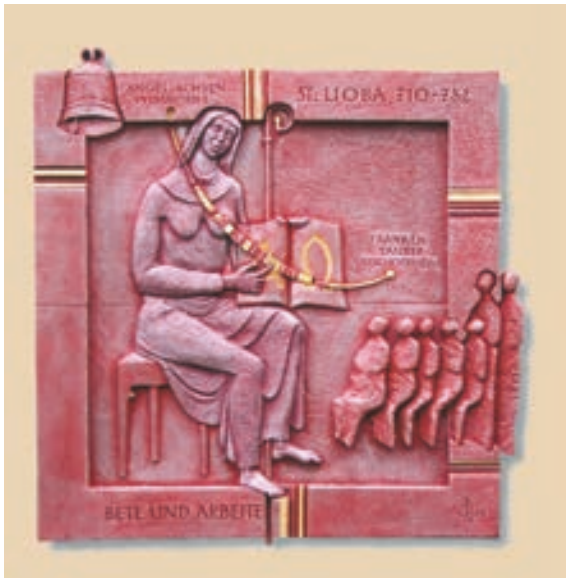
Geschichts- und Heimatverein Villingen. Jahresheft XVII 1992/93, S. 9–13 Gertrud Heinzmann: Zum 100. Geburtstag der Villingener Maler Waldemar Flaig und Richard Ackermann. S. 14–21 Herbert Muhle: Ein Künstlerleben (Wiederabdruck aus dem Katalog 1992): „.... wird mit dem zur Zeit laufenden, sehr aufwendigen Ausbau und der Erweiterung des Franziskaner-Museums eine Möglichkeit der Dauerausstellung des Euvre von Waldemar Flaig geplant und realisiert.“

Herzlichen Dank Dr. Hans-Georg Enzenroß für vielfältige Recherchen und Peter Rengel für Auskünfte über die profane Verwendung und die Wiedergewinnung der Kapelle.



# Erstmals „Lioba-Darstellungen“ in St. Lioba

Alfons Weißer



## ST. LIOBA,

eine Verwandte des hl. Bischofs Bonifatius, des Apostels Deutschlands, wurde um 710 in Angelsachsen geboren. Als Benediktinerin des Klosters Wimborne folgte sie dem Ruf des hl. Bonifatius, der Lioba zur ersten Äbtissin des von ihm gegründeten Klosters in Tauberbischofsheim bestellte. Ihre Vertrautheit mit der Heiligen Schrift und ihre Liebe zu ihren Schülerinnen strahlte – wie eine wohltonende Glocke – weit über ihr Kloster und über ihre Zeit hinaus. Lioba starb am 28. September 782. Ihre Reliquien werden auf dem Petersberg bei Fulda verehrt.

Die Benediktinerinnen von der hl. Lioba, 1927 in Freiburg gegründet, verwirklichen heute das BETE UND ARBEITE.

## Im Jahr 2007 konnte das Altenheim ST. LIOBA

sein fünfzigjähriges Bestehen feiern. Aus diesem Anlass schuf Bildhauer Leonhard Eder aus Rheinfelden zwei Reliefs, die Herkunft und Wirken der heiligen Lioba schildern: das quadratische Relief für das Altenheim, das runde für das im Jahr 2004 eröffnete Betreute Wohnen. Leonhard Eder arbeitet in Bronze und Stein: Das Gedenkkreuz an der Stelle der zerstörten Bickenkapelle hat er 1976 geschaffen, ebenso den Narrenbrunnen in Unterkirnach und viele Brunnen und in unseren Kirchen viele Altäre.

Da in Rheinfelden Aluminium verarbeitet wird, arbeitet der Künstler auch mit diesem Material: so sind die beiden Darstellungen von ST. LIOBA Aluminium-Reliefs (Unikate).

Fotos: Tobias Eder

# Die sog. Peterzeller Fresken im Franziskanermuseum in Villingen

Barbara Eichholtz

Seit einigen Jahren schon entwickelt sich der Chorraum der ehemaligen Franziskanerkirche in Villingen zu einem eigenständigen Ausstellungsraum, in dem großformatige Exponate ihren Platz finden: Die Kreuzigungsgruppe aus der Vorhalle der Altstadtkirche fand hier eine wettergeschützte Bleibe, vor wenigen Jahren folgten die Passionskulissen vom Frühmessaltar des Münsters, und seit Anfang 2008 haben auch die Fragmente der sog. Fresken aus der alten Kirche von Peterzell dort einen Platz gefunden. „Sogenannt“ müssen sie korrekt bezeichnet werden, weil nur die rotbraunen

und schwarzen Linien in Freskotechnik, d.h. auf den nassen Putz gemalt wurden, wo sie sich mit diesem unlöslich verbanden. Die Binnenmalerei und -konturierung dagegen ist in einer Mischtechnik, besonders der Seccotechnik, d.h. auf den schon ganz oder nahezu trockenen Putz ausgeführt worden<sup>1</sup>. Diese Malweise ist wesentlich empfindlicher und die mehrfache Übertünchung und Wiederaufdeckung führte dazu, dass Teile der Darstellungen verblasst, nicht mehr vorhanden oder durch den späteren Einbau einer Empore zerstört wurden, sodass großräumig Fehlstellen zu



*Abb.1 Gesamtansicht der sog. Peterzeller Fresken heute im Chor der ehem. Franziskanerkirche in Villingen. Foto: Hermann Colli, 2008.*



Abb. 2 Nordwand der alten Peterzeller Kirche 1904. Foto: Fritz Schultheiß. Aus: Klepper, Dieter: *Es war einmal ein Riese*. Hrsg. Verein f. Heimatgeschichte St. Georgen, 2000.

beklagen sind<sup>2</sup>. Nach der letzten aufwändigen Restaurierung, die nötig wurde, weil die Fragmente an der Ostwand des Foyers, wo sie zuvor angebracht waren, einen Klimaschaden<sup>3</sup> durch die sich bei Sonneneinstrahlung aufheizenden Glasscheiben erlitten hatten, hängen sie nun wieder in ihrer ursprünglichen Anordnung. In eine metallene, schützende Rahmenkonstruktion eingepasst, oben an einer hohen Wand im lichtdurchfluteten Chor angebracht wirken sie etwas verloren wie unzusammenhängende Einzelbilder, was das Verständnis erschwert. Ein Zeitungsbericht<sup>4</sup> über die Restaurierung und anschließende Neuankunft brachte den Fragmenten kurzzeitig mehr Aufmerksamkeit, doch inzwischen werden sie wieder, wie schon all die Jahre zuvor, kaum beachtet, was der teilweise hohen Qualität der Darstellungen nicht gerecht wird. Es ist das Anliegen des Artikels, dies zu ändern.

Die vier Fragmente zeigen die „Anbetung der Könige“, „Christus in der Vorhölle“, den „Hl.

Christophorus“ sowie ein Stück Rahmenornament mit Kreuz. Sie müssen zu einem wohl flächendeckenden doppelreihigen Bilderzyklus gehört haben, wie man es heute noch in der Mauritius-Kirche in Grüningen betrachten kann, einreihig in Mistelbrunn und wahrscheinlich ehemals auch in der St. Martinskirche in Kirchdorf im Brigachtal. 1904 wurden diese Fragmente beim Abbruch des Mittelschiffes an der Nordwand entdeckt und wegen ihres ruinösen Zustandes nur partiell ausgeschnitten, ein unersetzlicher Verlust. Heute wäre es möglich, aufgrund verbesserter technischer Möglichkeiten, jeden Farbpartikel zu fixieren.

Auch für den Laien ist die Darstellung unten links leicht als „Anbetung des Jesuskindes durch die Hl. Drei Könige“ zu identifizieren. Als Teil der Weihnachtsgeschichte und durch unzählige Darstellungen in der Kunst ist sie ihm wohlvertraut. Sie alle fußen auf dem Bericht des Evangelisten Matthäus, wie es in Kapitel 2, Vers 1–12 zu lesen





Abb. 3 Anbetung der Hl. Drei Könige. Foto: Bernd Schultheiß. Aus: Dieter Klepper: *Es war einmal ein Riese*. Hrsg. Verein f. Heimatgeschichte St. Georgen, 2000.

ist. Aber seit den ersten Verbildlichungen in der frühchristlichen Katakombenmalerei war die Art und Weise, wie das Geschehen dargestellt wurde, einem großen Wandel unterworfen. Aus den „Weisen aus dem Morgenland“ wurden im 10. Jahrhundert in der westlichen Kunst Könige, und aus der Dreizahl der Gaben Weihrauch, Myrrhe und Gold schloss man schon von Anfang an auf die Dreizahl der Gabenbringer<sup>5</sup>. Maria, auf einer kostbaren Bank thronend, eine variierte Übernahme des byzantinischen Marientypus der sog. Hodegetria, wurde zur „Himmelskönigin“, zur „Rose ohne Dornen“, worauf die stilisierte Blume in ihrer linken Hand hinweist. Mit ihrer Rechten umfasst sie das so gar nicht kleinkindhaft wirkende bekleidete Jesuskind, das einerseits seine Hände auf den geöffneten Pokal des ersten, knienden Königs zu legen scheint, andererseits seine Mutter anschaut, was nur durch eine starke Torsion des Körpers möglich ist. Die Beschädigungen lassen leider kei-

ne exakte Klärung der Situation zu. Die Köpfe von Mutter und Kind sind jeweils von einem Nimbus bzw. Kreuznimbus umgeben, der auf Jesu spätere Passion hinweist. Die Drei Könige sind in der Weise dargestellt, die im 13. Jahrhundert üblich wurde<sup>6</sup>: Der erste König kniet, und der zweite zeigt dem dritten zurückschauend den Stern. Während man beim mittleren König noch gut die sog. Lilienkrone, die auch Maria trägt, erkennen kann, scheint der erste König seine Krone vor dem Jesuskind abgelegt zu haben, was wegen des schadhaften Erhaltungszustandes nicht mehr genau zu sehen ist. Die Form seines Bartes weist ihn als betagt aus. Da der mittlere König als „in den besten Mannesjahren“ stehend gemalt ist, kann man davon ausgehen, dass der letzte König, der leider an der Stelle des Kopfes eine Fehlstelle zeigt, als jugendlich dargestellt war, sodass die drei Könige zugleich drei Lebensalter repräsentieren, wie es seit dem Frühmittelalter üblich war. Der heute bläu-

liche Hintergrund ist nicht mehr näher zu charakterisieren, auch muss die Frage offen bleiben, ob hinter Maria ursprünglich Joseph zu sehen war. Zwingend ist dies nicht, nimmt Joseph im Weihnachtsgeschehen doch eine äußerst nachgeordnete Funktion ein. Die Darstellung ist auf das Wesentliche reduziert, sie gibt ein höfisches, elegantes Milieu wieder, was sich sowohl in der Kleidung widerspiegelt als auch in den, soweit noch erkennbar, vornehmen Gesichtern und der Haltung der Protagonisten: Maria mit Christus ist in sitzender Haltung, einem Privileg, wie es nur Herrschern zukam, gezeigt, sie wirkt gleichermaßen hoheitsvoll und geziert, doch nicht unnahbar, denn ihre leichte Kopfneigung und Körperwendung in Richtung auf das Christuskind hin deutet zart eine Emotion an. Man könnte sie sich auch als Einzelwerk einer thronenden Madonna mit Kind vorstellen, die drei Könige sind ihr eher attributiv zugeordnet. Die Szene ist der byzantinischen Triumphalkunst entlehnt und entspricht dem Barbarentribut an den Kaiser<sup>7</sup>. Sich selbst erniedrigend vollzieht der erste König demutsvoll die sog. Proskynese, den Kniefall vor dem König aller Könige. Der letzte König offeriert seine Gabe, den Deckelpokal, mit verhüllten Händen, wie es das byzantinische Zeremoniell vorschrieb. Man sieht die Inszenierung eines höfischen Rituals mit symbolischen Handlungen. Durch die Fülle der Gesten und Gebärden und der Kontaktaufnahme der Figuren zueinander wird der Darstellung aber jede Steifheit genommen, die mit einem solchen Ritual gemeinhin verbunden ist.

Weniger leicht zu erkennen ist das Thema der darüber angebrachten Darstellung: Die sog. Anastasis oder „Christus in der Vorhölle“. Nur andeutungsweise ist davon in der Bibel die Rede, z. B. bei Matthäus in Kapitel 12, Vers 40. Ausführlich jedoch berichten hiervon die *Legenda aurea*, eine mittelalterliche Legendensammlung, und die Apokryphen, das sind von der Kirche nicht anerkannte religiöse Schriften. Danach soll Christus unmittelbar nach seinem Tod eine Höllenfahrt unternommen haben, um die Voreltern und andere Gerechte des Alten Testaments zu erlösen, indem er sie aus der Hölle führte. Die Peterzeller Darstellung, deren

oberer Teil vor dem Abbruch noch leidlich gut erhalten war, aber nicht mit ausgeschnitten wurde, zeigt heute nur noch rechts und unten Teile der Rahmung bzw. Abgrenzung zum Nachbarbild: ein Zickzackband mit eingefügten Blüten. Die Darstellung ist nicht einheitlich: Rechts sieht man Christus mit dem Kreuznimbus, er hält den Kreuzstab mit der Siegesfahne zum Zeichen dafür, dass nicht nur er den Tod besiegt hat, sondern alle Menschen durch ihn die Aussicht haben, dereinst den Tod zu überwinden. In diesem kleinen Maleireifragment ist damit die Heilsgewissheit des Christentums enthalten. Entsprechend seiner Bedeutung ist Christus wesentlich größer dargestellt als die drei Menschen, die er aus dem Rachen des Höllentieres gezogen hat und die ihm folgen, ihre Schrittstellung zeigt die Bewegung. Zwei von ihnen werden wohl Adam und Eva sein. Doch wer ist der dritte? Abraham? David? Unklar ist auch, wie Christus, der sich mit kaum merklicher Neigung seines Kopfes den ihm nachfolgenden Menschen zuwendet und ihre Handgelenke mit seiner Rechten umfasst, den Kreuzstab mit seiner linken Hand von vorn hält, was der Logik widerspricht.

Links von dem senkrechten Balken hinter den drei Menschen sieht man in den glutroten Höllenraum, der nahezu flächendeckend von einem äußerst bedrohlich wirkenden, übergroßen Ungeheuer mit aufgerissenem Maul und langen spitzen Zähnen eingenommen wird. In diesem Maul sitzt, geradezu rührend anzuschauen, ein kleiner Mensch mit angewinkelt nach oben gestreckten Armen, der sich von Christus abwendet. Der spitze Hut auf seinem Kopf charakterisiert ihn als Juden: Er nimmt nicht am Erlösungswerk Christi teil, er muss im Rachen der Hölle bleiben. Davor folgt ein eigenartig ungeschlacht geformtes Wesen, demütig die Hände vor der Brust gekreuzt, den drei Menschen. Ist es ein bekehrter Teufel?

Zeigt der rechte Teil eine ernsthafte Szene, die von der ruhig überragenden Christusfigur dominiert wird, so wirkt die Höllenszene kindlich naiv und grotesk, aber gerade hierdurch unglaublich lebendig. Sie erinnert noch an die Bestiarien der romanischen Kunst und ist wohl einem älteren Vorbild verpflichtet.



Abb. 4 Christus in der Vorhölle. Foto: Bernd Schultheiß. Aus: Dieter Klepper: *Es war einmal ein Riese*. Hrsg. Verein f. Heimatgeschichte St. Georgen, 2000.

Das Thema der Anastasis, des Aufstiegs Christi aus der Hölle, wurde erstmals in der Ostkirche dargestellt. Dort gehörte es zu den drei Hauptbildern, bestehend aus Kreuzigung, Anastasis und Himmelfahrt, die wiederum zum vielteiligen Festbildzyklus gehörten. Dieser war fester Bestandteil der Kirchendekoration<sup>8</sup>.

Von der seitlich rechten Darstellung ist leider nur noch das obere Drittel, und auch dieses nur sehr beschädigt, erhalten: Aus der ehemals wandhohen Darstellung des Hl. Christophorus ist durch das Herausschneiden ein Brustbild geworden. Im Westen wird der Heilige seit dem 12. Jahrhundert als Riese gekennzeichnet, der mit seiner rechten Hand einen blättertreibenden Stab hält und nahe seinem Herzen auf dem linken Arm das Christuskind trägt. Christophorus und Christus sind beide nimbiert, bei Christus ist wieder die Form eines

Kreuznimbus anzunehmen, was sich jedoch nicht mehr feststellen lässt. Immerhin sieht man noch die Konturen recht deutlich und das mit einem Rhombenmuster versehene Gewand des Heiligen, das eine Brosche bzw. Fibel schmückt. Dieter Klepper weist darauf hin, dass sie derjenigen ähnelt, die der Christophorus auf dem Wandbild im Vorchor des Reichenauer Münsters trägt. Dies verwundert nicht, gehörte Peterzell bis 1369 doch zum Kloster Reichenau<sup>9</sup>.

Auf die umfang- und variationsreiche Geschichte und Legende des Christophorus einzugehen, einem Heiligen der Ostkirche, der für viele Bereiche zuständig war, ist hier nicht der Platz. Erwähnt werden soll aber, dass dieser Heilige 1969 aus dem liturgischen Kalender gestrichen wurde, nachdem er schon im Tridentinischen Konzil, das die Gegenreformation einleitete, degradiert wurde,



denn seine Existenz war nicht glaubhaft nachzuweisen. Der sprechende Name Christophorus, das ist „Christusträger“, galt ursprünglich einer symbolischen Figur, die verdeutlichen sollte, dass jeder, der an der Eucharistie teilnimmt, hierdurch zu einem „Christusträger“ wird, zu einem, der Christus in seinem Herzen trägt. Das Lexikon der christlichen Ikonographie bemerkt hierzu<sup>10</sup>: „Im 12. Jahrhundert entsteht ... im Südalpengebiet der Typ des Christusträgers, der die neue Legende hervorruft. Christophorus ... trägt ... den Christus-Kyrios [griech. Kyrios = Herr], frontal, mit Segensgestus und Buch ... Die Gotterfülltheit des Heiligen wird durch christusähnliche Züge und Bartracht ausgedrückt“. Genau diesem Typ entspricht der Peterzeller Christophorus, allerdings in einer Weiterentwicklung, in der Christophorus und Christus sich leicht einander zuwenden, d. h. eine emotionale Affektion ausdrücken. Im 13. Jahrhundert wandelt sich allmählich die Darstellung des Heiligen von einer symbolischen, hieratischen zu einer zunehmend volkstümlichen Gestalt. Allein sein Anblick galt als Schutz vor einem unvorhergesehenen Tod, d. h. einem Tod ohne vorherige Möglichkeit der Erlangung des Sterbesakraments. Welche Bedeutung dies für die in großer Furcht vor dem Fegefeuer und der ewigen Verdammnis lebenden Menschen damals bedeutete, kann man sich heute kaum noch vorstellen. Diese Furcht führte zu einer Hochblüte im Kult und in der Darstellung des Heiligen, sodass überall in den Kirchen, an deren Außenwänden, aber auch auf Marktplätzen, Stadttoren und anderen häufig frequentierten Orten ein Christophorusgemälde oder eine -statue angebracht war. Davon ist die Peterzeller Darstellung noch weit entfernt, wenngleich nicht auszuschließen ist, dass die Funktion der Darstellung bereits die eben beschriebene einnahm. Der ihm attributiv beigefügte jugendliche, aber nicht kindliche Christus mit einem langen Gewand hält in seiner Linken ein Buch, das nicht, wie fälschlich oft behauptet wird, das „Buch des Lebens“ ist, was immer man darunter versteht. Es weist hingegen darauf hin, dass Christus der „fleischgewordene logos im Sinne des Johannesprologs (Joh. 1,1–18)“ ist<sup>11</sup>, die Inkarnation des christlichen Evangeliums.



Abb. 5 Hl. Christophorus. Foto: Bernd Schultheiß. Aus: Dieter Klepper: *Es war einmal ein Riese*. Hrsg. Verein f. Heimatgeschichte St. Georgen, 2000.



Abb. 6 Kleines Fragment mit Kreuz. Foto: Bernd Schultheiß. Aus: Dieter Klepper: *Es war einmal ein Riese*. Hrsg. Verein f. Heimatgeschichte St. Georgen, 2000.

Drei Finger seiner rechten Hand sind zum sog. Segensgestus erhoben. Dieser entstammt der römischen Antike, in der der Kaiser oder siegreiche Feldherr seine Hand in ebendiesem Gestus erhob, wenn er seine Ansprache an die Soldaten, die *adlocutio*, hielt. Dieser, von den Christen adaptierte Herrschergestus „zeichnet Christus in seiner Machtfülle aus“<sup>12</sup>.

Betrachtet man das **vierte kleine Fragment**, so ist darauf wenig mehr als ein Stück rahmenden Frieses zu erkennen, der ein gegenüber dem Höllenbild variierendes Motiv zeigt. Rechts unten ist ein Kreuz zu identifizieren, das demjenigen des Kreuzstabes auf der Darstellung „Christus in der Vorhölle“ gleicht, die kleine längliche Farbfläche daneben könnte Teil einer Siegesfahne sein.

Die vier Fragmente mit der „Anbetung der Könige“, „Christus in der Vorhölle“, „Hl. Christophorus“ und das kleine Fragment mit dem Kreuz stehen scheinbar beziehungslos nebeneinander. Es ist zu vermuten, dass sie, wie schon oben erwähnt, Teile eines doppelreihigen Bilderzyklus waren, wofür auch ihre stilistische Ähnlichkeit spricht und die noch teilweise erhaltene Rahmung, die auf die Bemalung in sog. Registern spricht. Ähnliches kann man zum Beispiel noch ganz in unserer Nähe in der St. Mauritius-Kirche in Grüningen sehen. Die Peterzeller Fresken gehörten wohl zu einem Zyklus mit Bildern aus dem Leben Jesu, unten vielleicht zur Kindheit, oben die Passion bis zur Himmelfahrt betreffend. Das kleine Kreuzfragment würde dann zum Kreuzstab mit Siegesfahne gehören, den Christus wie bei der „Anastasis“, so auch bei der anschließenden Auferstehung in der Hand hält.

Warum aber wurde diese Folge durch eine Monumentaldarstellung des Hl. Christophorus unterbrochen? Es wurde schon gesagt, dass im Mittelalter die Vorstellung aufkam, der bloße Anblick einer Darstellung dieses Heiligen schütze für den jeweiligen Tag vor einem jähen Tod. Ihm kam damit eine apotropäische, d. h. unheilabwehrende, Funktion zu, und es kam darauf an, ihn möglichst prominent und gut sichtbar den Gläubigen zu präsentieren. Ganz andere Aufgaben hingegen hatten die Szenen mit Darstellungen aus dem Leben Christi zu erfüllen: Sie waren eine Art Bilderbibel für ein leseunkundiges Publikum, und der Pfarrer konnte bei Bedarf seine Predigt oder Ausführungen durch Hinweise auf die Darstellungen verdeutlichen. Auch für diese Situation bietet sich der Vergleich mit Grüningen an, denn in der dortigen Kirche unterbricht ebenfalls eine die ganze Wand einnehmende Christophorusdarstellung eine Szenenfolge, in diesem Fall die Schöpfungsgeschichte. Durch einen späteren Fenstereinbau ist diese Darstellung leider weitgehend zerstört<sup>13</sup>.

In welcher Weise und ob die übrigen Wände der Peterzeller Kirche dekoriert waren, muss Spekulation bleiben, doch ist anzunehmen, dass sie ebenfalls ursprünglich mit figürlichen und szenischen Darstellungen dekoriert waren. Denn die sog.

Fresken, als Rest einer ehemals angebrachten Bilderfolge, in Registern, durch Ornamentbänder gerahmt und separiert, stehen in einer langen Tradition, deren berühmtestes Beispiel nördlich der Alpen der romanische Bilderzyklus in St. Georg auf der Reichenau sein dürfte.

Selbst in ihrem schadhafte und nur noch rudimentären Erhaltungszustand erstaunen sie durch die großenteils hohe Qualität der künstlerischen Ausführung, die an höfische (französische?) Vorbilder in der Figurengestaltung denken lässt. Im allgemeinen auf das 2. Viertel des 14. Jahrhunderts datiert<sup>14</sup> oder, um mit Michler zu sprechen, in die Nachfolge der Manessezeit<sup>15</sup>, stellen sie ein bedeutendes künstlerisches Zeugnis dar.

Die Komplexität der einzelnen Bilder, z. B. im Hinblick auf das gewählte Thema, seine bildliche Umsetzung und Tradition, seinen Stil und Zusammenhang mit anderen Bildern, konnte hier aus Platzgründen nur ansatzweise berücksichtigt werden, ebenso wenig der Zusammenhang mit Bilderhandschriften, Kirchenportalen oder liturgischen Spielen und ähnlichem. Eine intensivere Auseinandersetzung, vor allem im Vergleich mit weiteren mittelalterlichen Wandmalereiresten der hiesigen Gegend wäre wünschenswert.

#### Quellen

- <sup>1</sup> Tel. Auskunft der Restauratorin Juliane Weigle.
- <sup>2</sup> Klepper, Dieter: Es war einmal ein Riese. Hrsg. vom Verein für Heimatgeschichte e.V. St. Georgen im Schwarzwald im Dezember 2000.
- <sup>3</sup> Auskunft Dr. Michael Hütt, Franziskanermuseum.
- <sup>4</sup> Südkurier vom 18.01.2008.
- <sup>5</sup> Lexikon der christlichen Ikonographie (LCI). Begr. Von Engelbert Kirschbaum, hrsg. von Wolfgang Braunfels. Rom u. a. 1973, Bd. 1, Sp. 541.
- <sup>6</sup> LCI, Bd. 1, Sp. 543.
- <sup>7</sup> LCI, Bd. 1, Sp. 542.
- <sup>8</sup> LCI, Bd. 2, Sp. 29.
- <sup>9</sup> Klepper 2000, 25 f und 4.
- <sup>10</sup> LCI, Bd. 5, Sp. 499 f.
- <sup>11</sup> Schlink, Wilhelm: Der Beau-Dieu von Amiens. Frankfurt a. M./Leipzig 1991, 39.
- <sup>12</sup> Ebd. 39.
- <sup>13</sup> Christoph, Gertrud: Die Pfarrkirche St. Mauritius zu Donaueschingen-Grüningen (= Sonderdruck aus Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, Heft 30, 1974.)
- <sup>14</sup> Klepper, 2000, 22.
- <sup>15</sup> Michler, Jürgen: Gotische Wandmalerei am Bodensee. Friedrichshafen 1992.

Zittau, unsere Partnerstadt in der Oberlausitz, hat manche Gemeinsamkeiten mit Villingen-Schwenningen, besonders die, dass beide in einem Dreiländereck liegen.

Für Zittau ist es heute das Dreieck Deutschland, Polen, Tschechien, das viele historische Verbindungen der früheren Regionen Oberlausitz, Niederschlesien und Nordböhmen bewahrt hat.

Die gesamte Region ist nicht nur landschaftlich äußerst reizvoll, sondern besitzt auch durch ihre historischen Bauten und Kunstwerke eine herausragende Bedeutung und eine besondere touristische Attraktivität.

Eine rund 550 km lange ringförmige Route – zugleich Symbol für das Verbindende zwischen den drei aneinander grenzenden Ländern – führt zu den einzelnen Stationen der sg. „Via Sacra“, die insgesamt 16 großartige Zeugnisse gemeinsamer Kultur- und Glaubensgeschichte enthält, Kirchen, Klöster und sakrale Kunstwerke.

Für den Gast, der einzelne Stationen besuchen möchte, ist Zittau ein idealer Startpunkt, da man von dort aus sternförmig alle Stationen in den drei Ländern erreichen kann. Dabei ist sich Zittau durchaus seiner historischen Rolle als Brücke zwischen Ost und West bewusst.

Zittau sollte auch deswegen der Ausgangspunkt für die Reise auf der „Via Sacra“ sein, da es zwei Zeugnisse sakraler Kunst bietet, die einzigartig sind: die beiden Fastentücher.

Mit dem Großen Fastentuch aus dem Jahre 1472 und dem Kleinen Fastentuch von 1573 besitzt die Stadt Schätze von europäischer Bedeutung. Fachleute betrachten das Große Fastentuch neben dem Teppich von Bayeux als eines der eindruckvollsten Textilwerke der europäischen Überlieferung.

Das Kleine Fastentuch steht dem großen Tuch in seinem kulturgeschichtlichen Rang nicht nach, ist

es doch ein Kunstwerk, das in seiner Gestaltung einmalig in Deutschland ist.

Der liturgische Gebrauch von Fasten- oder Hungertüchern in der christlichen Kirche des westlichen Abendlandes war im Mittelalter üblich und weit verbreitet. Erste Belege dafür finden sich um das Jahr 1000.

Das Fastentuch, in seiner lateinischen Bezeichnung „velum quadragesimale“, wurde in England und Frankreich, aber auch in den deutschen Ländern, insbesondere im Alpenraum, während der vierzigstägigen Fastenzeit verwendet.

Der Gedanke war, dass zur körperlichen Buße des Fastens eine seelische treten sollte: auch das Auge hatte zu fasten. Daher wurden die Altäre mit Tüchern verhängt und damit dem Blick der Gläubigen entzogen. Vom Aschermittwoch oder spätestens vom ersten Fastensonntag an schieden die Vela den Altarraum vom übrigen Kirchenraum und verhinderten damit auch das Schauen der Messe.

Da sie bis zu 100 qm groß waren, konnten sie in der Tat den gesamten Chorraum verhüllen. Im 11. Jh. und frühen 12. Jh. waren die aus Leinen gefertigten Tücher zunächst schmucklos und einfarbig. Ab der Mitte des 12. Jh. wurden die Tücher dann bestickt oder mit volkstümlichen Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament bemalt. So konnten sie einen weiteren Zweck erfüllen, nämlich die Gemeindeglieder, die damals nicht lesen oder schreiben konnten, im Glauben zu unterweisen.

Im Laufe der Zeit entwickelten sich die Tücher zu wahren Bilderbibeln. Von hunderten solcher Zeugnisse volkstümlicher Frömmigkeit sind heute nur noch wenige erhalten. Zittau besitzt mit seinen Fastentüchern, die beide in Tempera auf Leinen gemalt sind, die einzigen überlieferten Exemplare ihrer Art in Deutschland und mit die bedeutendsten überhaupt.





*Großes Zittauer Fastentuch (1472), Foto: Abegg-Stiftung Riggisberg, Christoph von Virág, copyright: Verein Zittauer Fastentücher e.V.*

Das Große Fastentuch wurde in dem bereits genannten Jahr 1472 von dem Gewürzhändler Jacob Gürteler der Zittauer Hauptkirche gestiftet und diente 200 Jahre lang seinem ursprünglichen Zweck.

1573 schaffte man sogar noch ein zweites Fastentuch an, wohl, um einen 1566 angefertigten zweiflügeligen Schnitzaltar damit zu verhüllen. Bei einer Größe von rund 15 Quadratmetern kann es nur im Vergleich zum Großen Fastentuch von 56 Quadratmetern berechtigterweise das „Kleine Fastentuch“ genannt werden.

Erstaunlich ist, dass beide Tücher in der inzwischen längst evangelischen Kirche bis zum letzten Drittel des 17. Jh. in Gebrauch blieben, obwohl sich Luther gegen diese Tradition der Sakralkunst als „Gaukelwerk“ ausgesprochen hatte.

Dies zeigt, dass in der Oberlausitz, also auch in Zittau, der Prozess der Kirchenreform nicht mit Bildersturm verbunden war, sondern tolerant vor sich ging.

Eine Erklärung für die Weiterverwendung der Fastentücher liegt sicher auch darin, dass in Zittau nach der Einführung der Reformation verstärkt Wert auf eine nur der Hl. Schrift gemäße Christenlehre gelegt wurde. Dafür konnte besonders das bilderreiche Große Fastentuch als Lehrmittel dienen.

Mit einer Höhe von 8,20 m und einer Breite von 6,80 m stellt dieses Velum das drittgrößte erhaltene Fastentuch seines Typs überhaupt und das einzige in Deutschland dar. Von seiner Art, d.h. dem Feldertyp gibt es nur noch 18 Exemplare weltweit. Wie das Guinness Buch der Rekorde belegt, wird unser Tuch in der Kirche zum Heiligen Kreuz in Zittau in der größten Museumsvitrine der Welt aufbewahrt.

Man ordnet es dem Feldertyp zu, da auf 90 Feldern das Alte Testament wie das Neue Testament mit je 45 Bildern gleichgewichtig dargestellt werden. Der Bogen spannt sich von der Schöpfungsgeschichte und dem Sündenfall, den Folgen der Sünde, dem Leben der Patriarchen und den Mosesgeschichten bis zur Kindheit Jesu, seinem öffentlichen Wirken, dem Leiden und Tod Christi bis zur Vollendung der Zeit im Jüngsten Gericht. Erläuterungen des Dargestellten sind in schlichten



*Großes Zittauer Fastentuch, Bild IX/3, „Seht da, Pilatus lässt ihn geißeln!“, Foto: Abegg-Stiftung Riggisberg, Christoph von Virág, copyright: Verein Zittauer Fastentücher e.V.*

mittelhochdeutschen bzw. frühneuhochdeutschen Reimversen in gotischer Minuskel unter die Szenen geschrieben. So erscheint das Tuch als eine Einheit von Text und Bild.

Der Zittauer Chronist und Geschichtsschreiber Benedict Carpoz stellt den Gebrauch des Tuches und seine Gestalt, wie folgt dar: „Hierbey kan denen Liebhabern der Antiquitäten nicht unvermeldet bleiben, dass vormalis nach Päpstischen Gebrauch das so genannte Hunger Tuch in der Kirchen zu sehen gewesen, welches anno 1472 Jacob Gürteler ein Gewürz Krämer verfertigen lassen und in die Kirche verehret. Es war ein großes auf Leinwandt gemahltes Gemälde, worauf 90 Biblische Geschichte alten und neuen Testaments entworfen ... Dieses Tuch ward alle Jahre in der Fastnacht aufgehencckt, und mitten in dem großen Gang der Kirchen, bis oben hinauff gezogen, von einem Pfeiler die quer bis zum anderen, allwo es bis auf den guten Freytag hengen bliebe. Nachdem es 200 Jahre gehangen hatte, wurde es anno 1672 abgeschafft ...“





*Kleines Zittauer  
Fastentuch (1573),  
Foto: Abegg-Stiftung  
Riggisberg,  
Christoph von Virág,  
copyright: Städtische  
Museen Zittau.*

Zum kleinen Tuch bemerkt der gleiche Autor: „Ingleichen ward in der Fasten vor das Altar ein Tuch aufgehänget, worauf Christus am Creutz nebst einem Engel, in der Hand einen Becher haltend, abgebildet; unterm Creutze stund Maria, oben und unten aber waren alle Instrumenta passionis Christi nebst des Verräthers Juda Kopff und Beutel zu sehen. Dieses Tuch ist ao. 1573 gemacht und nachdem es ao. 1684 zu letzt gehangen, abgeschafft worden.“

Dieser Beschreibung hinzuzufügen wäre noch, dass am Himmel Gottvater dem Gekreuzigten sei-

ne rechte Hand entgegengestreckt und dieser seine linke dafür öffnet. Neben Maria blicken Johannes und die kniende Maria Magdalena zu dem Sterbenden auf. Außer dem erwähnten Judaskopf umrahmen mehr als 40 Passionsymbole die Darstellung u. a. Ruten, Dornenkrone, Schweißstuch der Veronika, Nägel, Lanze, Essigschwamm. Damit vertritt das Werk eines unbekanntes Künstlers den sogenannten Arma Christi Typ der Fastentücher. Arma Christi, lat. Waffen Christi, wird als Bezeichnung für die Passionswerkzeuge gebraucht, die im Zusammenhang mit dem Leidensweg Christi



stehen. In das Kunstwerk wurden Motive großer zeitgenössischer Künstler wie Dürer, Grünewald und Michelangelo aufgenommen. So erinnert z. B. die o. g. Gottvaterszene an das berühmte Motiv der „Erschaffung des Adam“ in der Sixtinischen Kapelle.

Außer dem kleinen Zittauer Fastentuch sind außerhalb Deutschlands nur noch sechs weitere Exemplare des Arma Christi Typs überliefert. Daher rührt seine besondere kulturhistorische Bedeutung. Die Geschichte seines Fortbestandes ist weit weniger dramatisch als die des Großen Fastentuches.

Nach der Einstellung seines gottesdienstlichen Gebrauches ging das Kleine Tuch in den Bestand des Stadtmuseums über und wurde bis in die 60er Jahre des 20. Jh. dauerhaft und später nur noch zu besonderen Anlässen gezeigt.

Das ältere Tuch befand sich, wie man annimmt, bis etwa 1700 unbenutzt in der Johanniskirche. Glücklicherweise muss es noch vor dem großen Stadtbrand von 1757, der diese zerstörte, in das Gebäude der Ratsbibliothek, dem heutigen Hefterbau, gebracht worden sein. Lange Zeit lag es dort unbeachtet, bis man die große Tuchrolle 1840 wieder entdeckte. Von 1842 bis 1876 lieh man das Tuch dem Königlich Sächsischen Altertumsverein in Dresden, der es in seinem Museum ausstellte. Weil im Zittauer Museum Platz für eine ständige Ausstellung fehlte, wurde das Große Tuch bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges nur siebenmal im Rahmen von Sonderausstellungen gezeigt.

Dagegen befand sich Kleine Tuch ab 1937 in dem als Museumsgebäude umgebauten Ostflügel des ehemaligen Franziskanerklosters und war Bestandteil der Ausstellung. Das Große Fastentuch wurde kurz vor Kriegsende 1945 mit anderen kostbaren Stücken der Zittauer Sammlungen in das Museum auf dem Berg Oybin ausgelagert. Hier fiel es sowjetischen Soldaten in die Hände, die es in 4 Teile zerschnitten und es zwei Wochen lang als Badestubenverkleidung benutzten. Dann ließen sie es im Wald zurück, wo es ein Oybiner Holzsammler fand und dem Museum zurückgab. Jahrelang blieb es dann zerrissen und verschmutzt im Museumsdepot. Im Jahre 1974 begann man mit

Konservierungsarbeiten, in deren Verlauf man das Tuch für die chemische Reinigung noch zusätzlich den Originalnähten nach in insgesamt 17 Teile zertrennte. Zu den Verlusten in der Malerei durch die Witterungseinflüsse kamen auch noch jene, die die Reinigung verursachte. So ist die Malerei im Mittelteil heute stellenweise bis zur Unkenntlichkeit verblasst.

Seit dem Jahr der Wende 1989 bemühte man sich – zunächst allerdings vergeblich – um eine Restaurierung. Die Kosten dafür waren unerschwinglich. Glücklicherweise kam aber dann ein Kontakt zur Abegg-Stiftung in Riggisberg/Schweiz zustande, die in der Textilrestaurierung weltweit anerkannt ist. Dort wurden die beiden Zittauer Fastentücher 1994/95 als „hervorragende Kunstwerke“ unentgeltlich konserviert bzw. gereinigt und 1995 in der Sonderausstellung „Meisterwerke der Textilkunst“ gezeigt. 1996 wurden beide Tücher in Sankt Peter zu Köln nicht nur ausgestellt, sondern im ursprünglichen liturgischen Gebrauch während der Messfeiern in der Fastenzeit verwendet.

Ebenfalls im Jahre 1996 gründete man das Kuratorium „Zittauer Fastentücher“, das das Ziel hatte, würdige Ausstellungsräume zu schaffen, um die beiden textilen Kunstwerke der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Dies gelang. Seit 1999 haben Kunstfreunde aus aller Welt nun die Möglichkeit, das Große Fastentuch in einer ständigen Ausstellung zu bewundern. Mit Unterstützung der Kulturstiftung der Länder, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Bundesregierung, des Freistaates Sachsen und zahlreicher privater Spender wurde ein geeigneter Ausstellungsort geschaffen: die säkularisierte und zu einem Museum umgebaute Kirche zum Heiligen Kreuz. Selbst ein Baudenkmal böhmisch beeinflusster gotischer Architektur mit ihrem Ursprung um 1410 erhält sie ihren besonderen Reiz durch ihre Konstruktion als Einstützenkirche. Ein einziger, mitten im fast quadratischen Langschiff stehender Pfeiler trägt das gesamte Kirchengewölbe. Die frühbarocke Ausstattung im Innern fügt sich harmonisch in das gotische Mauerwerk ein. Durch die Restaurierung dieser



*Das Große Zittauer Fastentuch (1472) im Museum Kirche zum Heiligen Kreuz. Foto: René Egmont Pech, copyright: Verein Zittauer Fastentücher e.V.*

Kirche und des sie umgebenden Friedhofareals mit den prunkvollen Gruftbauten einst reicher Zittauer Bürger wurde es möglich, das große Tuch nun in einem klimatisierten Raum in einer schützenden Vitrine dauerhaft auszustellen.

Die Restaurierungsarbeiten in der Kirche sowie im Bereich des Friedhofes müssen freilich noch fortgesetzt werden.

Parallel zur Restaurierung des großen Tuches war das Kleine Fastentuch von der Abegg-Stiftung nur gereinigt worden. Die textile Konservierung stand noch aus. Sie erfolgte durch ein internationales Team unter Leitung der Schweizer Spezialistin Dr. Mechthild Flury-Lemberg im Jahr 2001. Die Restaurierungsarbeiten schlossen ab mit Farb-

retuschen am oberen Bildteil, die im Sommer 2005 an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden vorgenommen wurden.

Nach dem Vorbild des Großen Fastentuches wurde auch für das Kleine Fastentuch ein eigenständiger Ausstellungsraum benötigt. Dazu konnte man im Kulturhistorischen Museum Franziskanerkloster Zittau eine bauliche Lösung schaffen, die die musealen und denkmalpflegerischen Ansprüche voll berücksichtigt. In einem schlichten Raum im nördlichen Anbau des Klosters kommt das Tuch hinter einer hängenden Verglasung von 35 qm voll zur Geltung. Inzwischen haben beide Ausstellungen bereits mehrere hunderttausend Besucher aus dem In- und Ausland angezogen.

In einer Zeit verstärkter Sinnsuche der Menschen bieten sie durch ihre Ausstrahlung dem Betrachter die Möglichkeit, zu Ruhe, Besinnung und innerer Einkehr zu finden.

Die Tradition des Fasten- oder Hungertuches wurde durch die Aktion „Misereor“ 1976 wieder belebt und im deutschen Sprachraum in die Pfarreien getragen. Besonders ideenreich gestaltete Fastentücher, die von zeitgenössischen Künstlern oder von Schülern und Jugendlichen geschaffen wurden, finden sich in Oberösterreich, Kärnten, der Steiermark und Wien ebenso wie in Bernau bei Berlin und im Bonner Münster und werden dort in der Fastenzeit verwandt.

Diese Entwicklung zeigt, dass durch die Neuentdeckung des Fastentuches und seine Wiederverwendung im Gottesdienst Frömmigkeit und religiöses Brauchtum weiter hineingetragen wurden bis in das 21. Jahrhundert.

#### Literatur:

1. Carpvz Benedikt, *Analecta fastorum Zittaviensium*, Zittau 1716, Bd. 1 Kap. 1, §, S. 63-65
2. Das Kleine Zittauer Fastentuch (1573), Hg. Kuratorium „Kleines Zittauer Fastentuch“ Verlag Günter Oettel, Görlitz/Zittau 2004
3. 525 Jahre Großes Zittauer Fastentuch – und wie weiter? Mitteilungen des Zittauer Geschichts- und Museumsvereins, Bd. 27, 1997
4. „Kreuzkirche und Fastentuch“, *Zittauer Geschichtsblätter*, Sonderheft 1, Verlag Günter Oettel, 2002
5. <http://de.wikipedia.org/wiki/Fastentuch> 30.8.2008

# „Glockenspiel für Villingen“

Initiative – Planung – Durchführung – Alltägliche Freude –  
Weitere Ziele

Dieter Ehnes

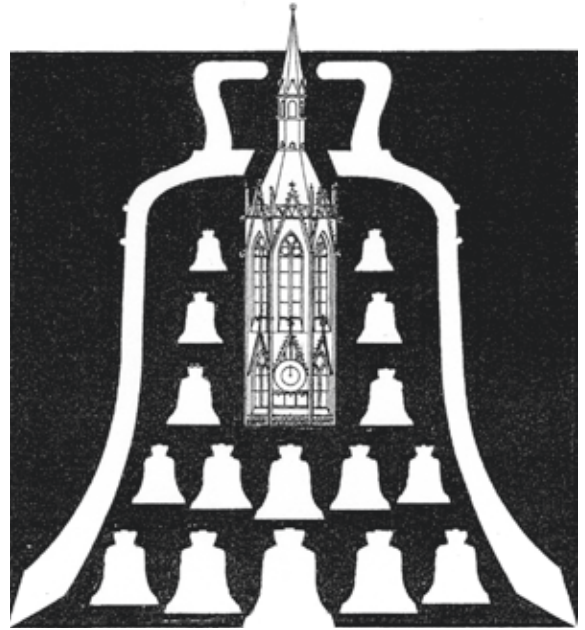
## Spektakulärer Auftakt

Es war schon ein ganz besonderer Höhepunkt als Abschluss des Festjahres der 1000-Jahr-Feier zur Verleihung des Markt- und Münzrechts an Villingen: Am 25. September 1999 wurde mit einem spektakulären Guss mehrerer Bronzeglocken auf dem Münsterplatz der über 375 Jahre in Villingen wirkenden Glockengießerdynastie Reble/Grüninger die angemessene Referenz erwiesen.

## Glockengießerdynastie Reble/Grüninger

1580 gründete der 1552 in Villingen geborene Hans Reble (auch Rebele oder Raebelin) eine Glockengießerei. Er goss 1601 die einst berühmte große Glocke des Münsters zur Erinnerung an die über 2.000 Pest-Toten des Jahres 1592. Leider wurde sie 1908/09 zum Umguss für ein neues Geläut eingeschmolzen. Der 1624 geborene Johann Joachim Griening, Sohn des Hammerschmieds Veit Griening, heiratete 1645 die verwitwete Tochter seines Meisters Christoph Reble, von dem er im gleichen Jahr die Gießerei übernahm, die er dann 1676 seinem Sohn Matthäus Griening übergab. Die Glockengießerei war ununterbrochen im Besitz der Familie Griening (später Grüninger), bis sie 1948 von Villingen nach Strass bei Neu-Ulm umsiedelte. Grund war wohl die mangelnde Unterstützung der Stadt bei der Suche nach einem geeigneten neuen Standort außerhalb der Innenstadt. Somit hatte die Gießerei Grüninger keine Chance, den Auftrag für ein neues Münstergeläut in Villingen, dem historischen Standort der Firma, zu erhalten. 1954 wurde das heutige Geläut der Gießerei Schilling aus Heidelberg geweiht. Nahezu gleichzeitig ging die traditionsreiche Gießerei Grüninger nach vielen, mehrere Jahre langen Schwierigkeiten endgültig in Konkurs.

Auch wenn von einem riesigen Oeuvre der Gießerei Grüninger mit insgesamt ca. 2.000



Glocken nur ein kleiner Teil erhalten ist, bewundern die Fachleute noch heute die kontinuierliche Qualität des Klanges und der künstlerischen Gestaltung der vorhandenen Glocken. Sie betonen besonders deren große Verbreitung über den gesamten süddeutschen Raum und darüber hinaus bis nach Amerika.

Es ist wohl selbstverständlich, dass früher einmal die beiden wichtigsten Geläute in Villingen von Meistern der Gießerei Grüninger geschaffen wurden: 1767 goss Franz Joseph Benjamin Griening die neun Glocken des Geläuts der Benediktinerkirche, davon bildeten sieben ein Glockenspiel. 1909 errichteten die Gebrüder Georg Adalbert und Josef Benjamin Grüninger ein neues Geläut in der oberen Glockenstube des südlichen Münsterturms, dessen dreigeschossiges Oktogon wegen Einsturzgefahr in den Jahren 1907-1909 vollständig rekonstruiert werden musste.

Beide Geläute gingen als Folgen einschneidender geschichtlicher Entwicklungen verloren. Mit





Abb. 1 Grüninger-Glocke von 1909.

dem Reichsdeputationshauptschluss im Jahre 1803 wurde das bis dahin vorderösterreichische Villingen zuerst württembergisch, dann Teil des Herzogtums Modena und letztendlich badisch. Der durch Napoleons Gnaden vom Markgrafen zum Großherzog erhobene Karl Friedrich I. ließ hemmungslos viele bedeutende Kunst- und Kulturgüter aus den in Baden eingegliederten Besitzungen in seine Residenzstadt Karlsruhe überführen. So ließ er im Jahre 1809 zunächst „unauffällig“ die Besitztümer der Villingener Benediktiner inspizieren und befahl dann den Abtransport der klangreichen Silbermann-Orgel und des Grüninger-Geläuts samt Glockenspiel mit Uhr, einem Werk von Franz Xaver Liebherr aus Immenstadt. Orgel und Geläut wurden in die gerade fertig gestellte evangelische Stadtkirche in Karlsruhe eingebaut; beide haben den Zweiten Weltkrieg nicht überstanden, wobei die Orgel schon vor dem Aufbau in Karlsruhe beträchtliche Veränderungen über sich ergehen lassen musste und ihren Silbermannschen Charakter verloren hatte.



Abb. 2 Grüninger-Glocke von 1660.

Nicht anders erging es dem Grüninger-Geläut des Münsters: Es musste für Kanonen eingeschmolzen werden. Nur eine einzige Glocke, die herrliche *cis<sup>2</sup>-Franciscus-Seraphinus-Glocke* (Abb. 1) hat auf wundersame Weise beide Weltkriege überstanden; sie kam auf verschlungenen Wegen nach Villingen zurück und wurde eines schönen Tages im Keller des Archivs wieder entdeckt.

Zwei weitere Grüninger-Glocken befinden sich noch in Villingen. Die kleinere stammt aus der Villingener Schleifenkapelle beim Schleifenhof im Warenbachtal und wurde 1857 in der Zeit des Benedikt Benjamin Grüninger gegossen. Die andere ist ein wahres Juwel, obwohl sie aufgrund eines Risses nicht mehr geläutet werden kann. Sie wurde 1660 von dem bereits anfangs genannten Johann Joachim Grieninge gefertigt; er war auch der eigentliche Namensgeber der traditionsreichen Villingener Glockengießerei. Es gibt zweifelsfreie Hinweise, dass diese Glocke einst für die St. Cyriakus-Kirche in Fischbach am Schluchsee gegossen wurde (Abb. 2).

## Initiator Hubert Waldkircher

Zurück zum Schauguss des Jahres 1999 und dessen eigentlichem Anlass. Hubert Waldkircher, seinerzeit Leiter des Villingener Standesamtes und Vorsitzender des Pfarrgemeinderats der Münsterpfarre, Sohn einer alteingesessenen Familie, profunder Kenner der Geschichte seiner Heimatstadt und engagierter Förderer aller für die Erhaltung und Pflege des historischen Stadtbildes erforderlichen Maßnahmen, entwickelte die großartige Idee, mit einem neuen großen Glockenspiel (das alte Glockenspiel der Stadt in der Benediktinerkirche war, wie schon erwähnt, der Säkularisation zum Opfer gefallen) an die Jahrhunderte alte Tradition Villingens als Stadt der Glockengießerei Grüninger zu erinnern, und zwar an einem Standort, der die bedeutende sakrale Architektur und das lebendige profane Leben im Herzen der historischen Innenstadt in idealer Weise miteinander verbinden kann. Waldkircher begeisterte sich für den Südturm des Münsters (*Abb. 3*), dieser ragt auf über dem südlichen Münsterplatz als Zentrum des Marktes mit der anschließenden Passage des „Alten Kaufhauses“ zur Rietstraße, dem städtebaulich lebendigsten Teil des „Zähringer Kreuzes“.

Eine Bemerkung am Rande:

Diese Passage mit den beiden markanten Bögen – ein wichtiger städtebaulicher Beitrag des Vorarlberger Barockbaumeisters Jodokus Beer – wurde trotz der Proteste einer engagierten Bürgerschaft und gegen die mit großer Mehrheit in der Jahreshauptversammlung des Geschichts- und Heimatvereins gefasste Resolution im Jahre 2004 und kurz vor dem Bau des neuen Glockenspiels geschlossen. Gerade aus heutiger Sicht ist das für das Erlebnis des Glockenspiels im historisch-urbanen Umfeld ein großer Verlust, zumal damals sinnvolle Alternativen vorgeschlagen wurden.

Hubert Waldkircher heckte den Plan für den Schauguss als wirksamste Werbung für die Idee des zukünftigen Glockenspiels gemeinsam mit seinem wichtigen Berater aus: Dipl.-Ing. Kurt Kramer, ausgebildeter Architekt, Glockenspezialist des Erzbistums Freiburg und Vorsitzender des Beratungsausschusses für das deutsche Glockenwesen.



*Abb. 3 Südturm des Münsters.*

Hinzu kam der glückliche Umstand, dass der junge Glockengießer Rudolf Perner aus Passau mit einem interessanten Angebot das Vorhaben erleichterte. Er erinnerte sich wohl daran, dass sein Großvater 1919 in der Grüninger-Gießerei als Praktikant gearbeitet hatte. Perner sicherte zu, im Falle des Auftrags für das gesamte Glockenspiel auf die Kosten für den Schauguss zu verzichten. Als damaliger Geschäftsführer auch der Karlsruher Glocken- und Kunstgießerei führte er mit deren Mannschaft 1999 den spektakulären Schauguss durch, der mit Video-Kamera live auf eine Großleinwand projiziert wurde. Zusammen mit einem umfangreichen Begleitprogramm wie Präsentation des Münster-Hauptgeläutes, dessen Zusammenspiel mit der Münsterorgel und vielerlei Einzelaktionen wurde die Veranstaltung trotz heftigen Dauerregens zu einem riesigen Erfolg mit landesweiter Resonanz.

Die erste Etappe einer langen Strecke war geglückt. Das Ziel, ein Glockenspiel für Villingen zu errichten, fand viel bürgerschaftliche Aufmerk-

samkeit und Zustimmung, negative Reaktionen waren nicht zu vernehmen. Hubert Waldkircher als eigentlicher Initiator und Organisator konnte sofort mit den nächsten, wichtigsten Schritten beginnen.

Priorität hatte die Finanzierung des Projektes. Das Glockenspiel wurde von Beginn an als Instrument der Bürgerschaft konzipiert, und sehr bald wurde das untere Geschoss des Südturm-Oktogons des Münsters als besonders geeigneter Standort angesehen. Die Münsterpfarrei als Hausherr stimmte grundsätzlich dem Projekt zu und war bereit, nach dem Bau und der Übernahme des Instrumentes dieses bei entsprechend eigenverantwortlicher Unterhaltung für den bürgerschaftlichen Einsatz zur Verfügung zu stellen. Dies' setzte voraus, dass das Glockenspiel allein mit Spenden der Bürger, vorrangig in Form von Patenschaften für die Glocken, finanziert werden konnte. Um den erforderlichen Kostenrahmen rechtzeitig genau genug bestimmen zu können, holte Hubert Waldkircher in engem Kontakt mit dem Glockeninspektor Kurt Kramer Konstruktionsvorschläge und entsprechende Kostenangebote bei mehreren Gießereien ein und, um es an dieser Stelle vorwegzunehmen, dieser Kostenrahmen wurde auch nach der Abrechnung im Jahre 2006 eingehalten.

Einige Spenden gingen recht bald ein, größere Spenden wurden für den Zeitpunkt einer gesicherten Realisierung des Projektes zugesagt. Trotzdem verlangsamten sich die Aktivitäten. Das hatte einen sehr traurigen Grund: Der hoch motivierte Initiator Hubert Waldkircher erkrankte schwer. Über eine lange Zeit äußerte er sich selbst gegenüber seinen ihm nahe stehenden Freunden nicht über die Schwere seines Leidens, vielmehr versprach er wiederholt, sich nach der kurz bevorstehenden Versetzung in den Ruhestand mit umso stärkerer Kraft für das Glockenspiel einzusetzen. Man möchte hoffen, dass er bis zuletzt daran glauben konnte, vielleicht auch daran, dass andere sein begonnenes Werk ganz in seinem Sinne zu Ende führen würden. Im Oktober 2004 verstarb Hubert Waldkircher. Sein Vermächtnis war Verpflichtung für alle, die zu ihm und seiner Idee standen. Und so geschah es auch!

### **Nachfolger Ulrich Kolberg**

Dank Ulrich Kolberg erfuhr das Projekt „Glockenspiel für Villingen“ gegen Ende des Jahres 2005 einen rasanten Neustart. Wen wundert's? Niemanden! Gilt er doch als der entscheidende Initiator, Manager und Organisator des nach Kosten mehr als zwölf Mal größeren Projektes „Die Rekonstruktion der Johann-Andreas-Silbermann-Orgel“ in der Villingener Benediktinerkirche (Fertigstellung und Festwoche im September 2002). Auf Wunsch des Pfarrgemeinderates war Ulrich Kolberg bereit, auch dieses Projekt zu betreuen und zwar zusammen mit den Villingener Architekten Franz Blaser und Dieter Ehnes. Zunächst musste sich dieses Team mit den bisherigen Abläufen und Unterlagen vertraut machen sowie Kontakte mit bisherigen Spendern und mit möglichen neuen aufnehmen, wobei die diesbezüglichen Erfahrungen von Ulrich Kolberg besonders hilfreich waren.

Frau Waldkircher hatte Dieter Ehnes bereits die Akten des Projektes anvertraut. Blaser und Ehnes kümmerten sich vor allem um die technischen, planerischen und gestalterischen Fragen.

Der Gesamttenor zum Projekt war Anfang 2006 in den Gremien keineswegs optimistisch. Der vorhandene Spendenstock war noch zu gering, die Gesamtkostenschätzung war dagegen zu hoch und vor allem nicht gesichert. Orgelinspektor Kurt Kramer wurde gebeten, nochmals ein Leistungsverzeichnis über die Gesamtleistung Glocken, Glockenstuhl, Spieleinrichtung einschließlich kompletter Lieferung und betriebsfertiger Montage zu erstellen und von drei Gießereien die entsprechenden Angebote einzuholen. Das Submissionsergebnis ließ befürchten, dass trotz des recht günstigen Angebotes des späteren Auftragnehmers, der Gießerei Perner aus Passau, das Glockenspiel in mindestens drei Abschnitte hätte unterteilt werden müssen; eine problematische Lösung, da sich aufgrund der inzwischen eingetretenen drastischen Erhöhung der Materialpreise, der Verdoppelung der Nebenkosten für Umbau des Glockenstuhls, Kraneinsatz etc. die Gesamtkosten wesentlich verteuert hatten. Noch Ende März 2006 wurde daher im Stiftungsrat der Münsterpfarrei zunächst eine abschnittsweise Realisierung beschlossen.





Abb. 4 Glockenguss Gießerei Perner/Passau.

### Spendenfluss, Detailplanung, Glockenguss

Das war gut so, denn unterdessen hatte Ulrich Kolberg mit bewundernswerter Kreativität, Überzeugungskraft und Begeisterung für das Projekt beachtliche Spendeneingänge bzw. -zusagen erreicht, mit der Folge: Bereits Anfang April 2006 konnte Glockeninspektor Kramer dem erzbischöflichen Bauamt in Freiburg mitteilen, dass das Projekt komplett finanziell abgesichert sei und realisiert werden sollte! Wenige Tage später stimmte das Bauamt zu, und gegen Ende April 2006 erhielt die Gießerei den verbindlichen Gesamt-Auftrag, allerdings mit der Auflage, diverse technische Details noch bis zur Auftragsbestätigung zu klären. Zur gleichen Zeit wurde der Bauantrag für das Glockenspiel bei der Unteren Denkmalschutzbehörde (Amt für Stadtentwicklung der Stadt VS) gestellt, die Genehmigung erfolgte Ende Juli 2006. Und bereits im Juli konnten Spender und Initiatoren den Guss einiger Glocken in der Passauer Gießerei mit viel Freude erleben (Abb. 4+5).

Viele funktionelle, technische und terminliche Details mussten mit der Glockengießerei, den zusätzlich am Projekt beteiligten Firmen und Helfern sowie den zuständigen Ämtern abgesprochen und festgelegt werden. Hierzu gehörten die endgültige Konzeption des Glockenstuhls, dessen statische Auflagerung in der historischen Bausubstanz einschließlich der erforderlichen Maurerarbeiten, Fragen des Glocken- und Materialtransportes außerhalb und vor allem innerhalb des Turmes und die damit zusammenhängenden



Abb. 5 Rudolf Perner, Ulrich Kolberg.

Leistungen wie Öffnen eines Maßwerkfensters und des Bodens im Geschoss des Hauptgeläutes, die komplette Stark- und Schwachstromausrüstung einschließlich der langen Leitungszuführungen usw.

### Auslieferung und Montage

Alle erforderlichen Vorarbeiten vor Ort und in der Gießerei gingen zügig voran. Am Dienstag, den 12. September 2006 war es dann soweit: Das gesamte Glockenspiel konnte angeliefert werden. Gegen 7.00 Uhr ging ein Autokran zwischen dem südlichen Münster-Turm und der Bäckerei „Kutmühle“ in Position, knapp eine halbe Stunde später wurde der mit den Glocken und allem Zubehör beladene Transporter aus Passau per Funk ab Autobahnabfahrt zum Münsterplatz geleitet. Ein langer Sattelschlepper rangierte vor das Südportal des Münsters. Die Planen wurden hochgeschlagen und den früh erschienenen Beobachtern offenbarte sich das prächtige Bild in der Sonne blinkender Bronzeglocken. Sofort wurde mit dem Abladen begonnen.

Fast hatte man den Eindruck, als sei die Aufstellung der Einzelteile des Glockenstuhls, der Glocken selbst und der übrigen Materialien und Geräte geradezu generalstabsmäßig vorbereitet gewesen, jedenfalls entwickelte sich bei strahlendem Wetter ein imponierendes, unvergessliches Gesamtbild auf dem südlichen Münsterplatz. Bisweilen mehrere Gruppen interessierter Bürger, darunter natürlich auch zufriedene Spender, beobachteten den ganzen Tag über das spannende, inter-



Abb. 6 Kinder packen kleine Glocken aus.

essante Geschehen, das auch in allen Medien (Presse, Rundfunk und Fernsehen) weit über die Region hinaus einen lebhaften Nachhall fand. An liebevolle Einzelszenen erinnert man sich gerne immer wieder: Mit strahlenden Augen wühlten Kinder in den Holzkisten und befreiten kleinere bis kleinste Glocken von Stroh und Papier (Abb. 6+7). Die größeren Glocken wurden vor dem Hochziehen – über dem Boden schwebend – kräftig angeschlagen, jeder anwesende Spender konnte mit Freude seine Glocke erkennen und ihren Ton zum ersten Mal und dabei ganz nahe und deutlich hören.

Langsam und zentimetergenau ließ der erfahrene Kranführer jede einzelne Glocke und jeden einzelnen Träger des Glockenstuhls zum östlichen Maßwerkfenster der Glockenstube des Hauptgeläuts hinauf schweben (Abb. 8), ohne dass dabei auch nur ein einziges Mal die Engelsfigur über dem Wimperg des darunter liegenden Maßwerkfensters berührt, geschweige denn beschädigt worden wäre.

Was sich beim Transport aller Teile im Inneren des Turmes abspielte, war von außen nur zu erraten, denn in der drangvollen Enge bot die Perner-Mannschaft erneut eine wahre Glanzleistung, die deshalb genauer beschrieben werden muss.

Standort des Glockenspiels ist das erste Oktogongeschoss im Südturm (Plan 1). In diesem Geschoss können jedoch keine breiteren Teile, somit auch nicht die größeren Glocken, durch eines der Fenster eingeführt werden. Bereits beim Wiederaufbau des Turms vor 1909 wurde auf der Höhe des Hauptgeläuts die Mittelstütze des oberen



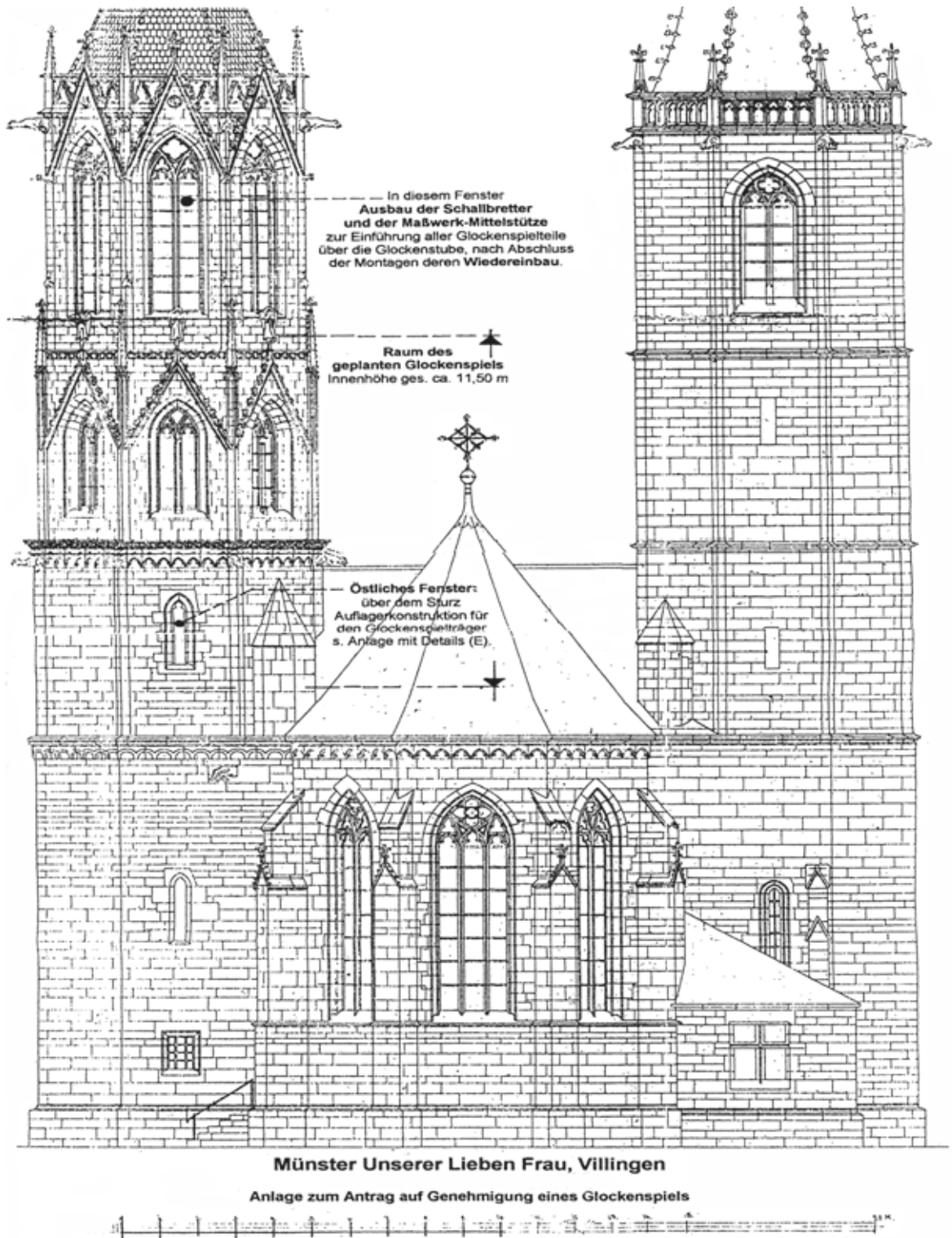
Abb. 7 Dekan Kurt Müller, Ulrich Kolberg.

östlichen Maßwerkfensters als demontierbares Steckelement ausgebildet, um bereits seinerzeit alle Teile und Glocken des Grüninger-Geläuts durch dieses Fenster einführen zu können. Der Vorgang wiederholte sich 1954 beim Einbau des Schilling-Geläuts, dessen Christkönigsglocke als größte Glocke 5,4 to wiegt. Um einen Eingriff in historische Bausubstanz zu vermeiden, dachte man sofort an dieses Fenster, nur, es liegt im Geschoss über dem Glockenspiel. Die clevere Perner-Mannschaft



Abb. 8 Aufzug einer Glocke.





Plan 1 Münster Ostansicht (Bestandsplan).



erdachte eine grandiose Lösung des Problems: Rechtzeitig vor der Anlieferung des Glockenspiels wurde erst einmal das Hauptgeläute stillgelegt. Die großen Glocken in der Mittelachse des Hauptgeläutes einschließlich der Christkönigsglocke wurden mit Flaschenzügen jeweils in der Jochachse um 180° nach oben gedreht und sicher verankert. Anschließend musste der Boden unter dem Hauptgeläute geöffnet werden. Nachdem schließlich die Schallbretter und die besagte Mittelstütze des Maßwerkfensters demontiert waren, konnten am 12. September 2006 alle Teile einschließlich der Glocken und schweren Träger für den Glockenstuhl durch dieses Fenster in den Turm eingeführt und danach sorgfältig mit Flaschenzügen durch die Bodenöffnung auf die zwei Ebenen des Glockenspielbereiches herabgelassen sowie dort sinnvoll entsprechend dem Montageablauf gelagert werden. Um 20.00 Uhr des gleichen Tages fuhr der Kranfahrer den Ausleger ein. Es war schon erstaunlich, in gerade einmal zwölf Stunden war das gesamte Glockenspiel montagebereit eingebracht. Auf gut bayerisch hörte man wiederholt: „Des basst scho!“

### **Feinarbeiten, Festvorbereitungen**

Zudem: schneller als geplant waren bereits zwei Wochen nach der Anlieferung die gesamte Montage des Glockenspiels einschließlich der Wieder-Ingangsetzung des Hauptgeläuts abgeschlossen. Jetzt konnten die vielen Feinarbeiten in Angriff genommen werden. Hierzu gehörten u. a. die Zuleitungen und die Einstellungen der Magnet-Schlaghämmer sowie vor allem das Einstimmen der Glocken. Glockeninspektor Kurt Kramer war zweimal aus Karlsruhe zur Prüfung und Abnahme des Glockenspiels angereist. Er attestierte der neuen Villingener Attraktion ein einzigartiges homogenes Klangbild. Auch die übrigen am Projekt beteiligten Firmen und Helfer waren mit ihren entsprechenden Abschlussleistungen fleißig befasst.

Intensiv liefen nun schon die Vorbereitungen für die feierliche Einweihung. Bezirkskantor Christian Schmitt und sein Assistent Andreas Rütshlin spielten für das geplante täglich dreimalige Glockenspiel viele Melodien auf dem Keyboard in den

Speicher ein. 99 Melodien können insgesamt gespeichert werden.

### **Einweihungsfeier**

Am 2. Dezember 2006 fanden sich um die 2000 Bürgerinnen und Bürger bei Abenddämmerung und frostigen Temperaturen auf dem Münsterplatz ein. Die zu dieser Feststunde eingeladene Villingener Stadt- und Bürgerwehrmusik spielte abwechselnd mit dem Glockenspiel und umrahmte die Festansprachen von Oberbürgermeister Dr. Kubon, Münsterpfarrer und Dekan Kurt Müller und Organisator Ulrich Kolberg. Glockengießer Rudolf Perner erläuterte das Glockenspiel. Alle freuten sich, dass Villingen, die Stadt der traditionsreichen Glockengießerei Grüninger, nach 200 Jahren wieder ein Glockenspiel hatte. Man betonte besonders, dass es ein Glockenspiel von Villingern für Villingen sei, und man gedachte Hubert Waldkirchers als des ursprünglichen Initiators des Glockenspiels.

### **Aufstieg zum Glockenspiel**

Auf der Ostseite des Südturms erreicht man über eine Außentreppe die vollständig erhaltene enge, mittelalterliche Wendeltreppe, deren Stufen über die Jahrhunderte teilweise beachtlich ausgetreten sind. Der erste Austritt führt in die ehemalige Läutestube. Diese liegt über der in den Turm integrierten Kapelle des südlichen Seitenschiffs. In der Holzdecke der Läutestube entdeckt man mehrere Durchführungen aus gegossenem Glas für die früheren Glockenseile. Über der Holzdecke ist eine besondere bautechnische Rarität versteckt: eine massive Kragkuppel mit sog. falscher Wölbung, d. h. horizontale Ringschichten wurden auskragend gemauert. An der Westwand steht ein hoher Schrank vermutlich aus der Zeit der frühen Renaissance, er wurde an anderer Stelle möglicherweise als Paramentschrank genutzt. Auf der rechten Seite des Schranks führt eine steile Differenz-  
treppe durch die mächtige Turmwand zum Dachraum des südlichen Seitenschiffes. In dieser ehemaligen Läutestube steht jetzt das Keyboard des Glockenspiels, und an der Nordwand wurde die Spiel- und Steuereinrichtung des Glockenspiels befestigt.

Beim weiteren Aufstieg passiert man die Abzweigung zu den baugeschichtlich bedeutenden mittelalterlichen Dachstühlen über dem Chor und dem Mittelschiff. Auch der Nordturm kann von hier aus erreicht werden. Die Wendeltreppe endet auf der mittleren, massiven Ebene des Turm- oktogons.

### Glockenspielraum, Glockenstuhl

Bis unter den Boden des Hauptgeläuts öffnet sich ein ca. 11,0 m hoher, achteckiger Raum mit nur zwei schmalen Lanzettfenstern im unteren Bereich, dagegen mit sieben großen Maßwerkfenstern in der oberen Zone. Ein achtes südwestliches Fenster ist lediglich mit Leibungen und Spitzbogen angedeutet, anstelle eines Maßwerkes ist hier das Zifferblatt der Uhr befestigt. Alle Fenster sind mit Butzenscheiben verglast. Bezogen auf die Architektur, die Höhenlage, die Lichtführung und die städtebauliche Situation zum Münsterplatz kann man sich keinen schöneren, idealeren Raum für dieses hochwertige Instrument eines Glockenspiels vorstellen.

Zwei Bauelemente mussten bei der Planung des Glockenspiels erhalten bleiben: Eine einläufige Holzterrasse zu einem Zwischenpodest und eine steile Stahlwendeltreppe zum Hauptgeläut. Das Podest und die Wendeltreppe werden von zwei quer durch den Raum gespannten Stahlträgern gestützt. Der achteckige Raum und der zylindrische Glockenstuhl mit einem Außendurchmesser von 2,60 m und einer Gesamthöhe von ca. 6,00 m haben den gleichen Mittelpunkt, wobei die fünf horizontalen, kreisförmig gebogenen Glockenträger im Bereich der Wendeltreppe unterbrochen sind und somit optisch diese in ein räumliches Spannungsfeld einbeziehen (Abb. 9 + 10). Ein besonderes Erlebnis ist der Blick von der Wendeltreppe aus unterschiedlichen Höhen in das Glockenspiel hinein, wobei sogar die einzelnen Beschriftungen der Glocken gelesen werden können, die jeder Glocken-Pate nach dem Gießen seiner Glocke aufbringen lassen konnte: Namen oder Sprüche. Alle tragenden und verzinkten Teile des Glockenspiels sind aus breitflanschigen Doppel-T-Stahlträgern hergestellt. Wegen der bereits



Abb. 9 Glockenspiel von unten nach oben.

beschriebenen Transportproblematik mussten lange Elemente vor Ort aus Einzelteilen verschraubt werden. Die jeweiligen Dimensionierungen erfolgten entsprechend den unterschiedlichen Belastungen. Das gesamte Glockenspiel einschließlich Glocken ruht auf zwei Trägern mit dem Querschnitt 240 x 240 mm. Deren vier Betonaufleger sind jeweils wandbündig in das historische Mauerwerk des Turms eingelassen. Die Gesamtlast des Glockenspiels einschließlich Glocken und Schlagtechnik beträgt über 5,0 to. Die Glocken sind fest verschraubt, folglich mussten bei der statischen Bemessung des Glockenspiels keine dynamischen Kräfte wie bei schwingenden Läuteglocken berücksichtigt werden.

### Glocken

Das 51-stimmige Glockenspiel hat im neuen Glockenstuhl 46 neue Glocken und eine histori-



Abb. 10 Glockenspiel von oben nach unten.

sche Glocke, die bereits erwähnte herrliche cis<sup>2</sup>-Franciscus-Seraphinus-Glocke, die einzige noch erhaltene Glocke des 1909 von den Gebrüdern Georg Adalbert und Josef Benjamin Grüninger gegossenen Geläutes.

Stimmlich in das Glockenspiel integriert wurden zudem vier Glocken des 1954 gegossenen Hauptgeläutes der Gießerei Schilling in Heidelberg, es sind dies: Die St. Josef Glocke (es<sup>1</sup>, die tiefste Stimme im Glockenspiel, 1.389 kg), die St. Petrus und Paulus Glocke (as<sup>1</sup>, 617 kg), die Bruder Klaus Glocke (b<sup>1</sup>, 508 kg) und die St. Pius Glocke (c<sup>2</sup>, 336 kg). Diese vier Glocken des Schilling-Geläutes werden somit dreifach geläutet: einmal als schwingende Glocken des Gesamtgeläutes, ferner als Glocken für den Schlag der Uhrzeiten und nunmehr als Stimmen des Glockenspiels. Der tiefste Ton der neuen Glocken ist a<sup>1</sup> und der höchste a<sup>3</sup>“. Das Villingener Glockenspiel stellt somit eine wohl einzigartige Glocken-Kombination dar.

Der Glockenguss erfolgte im traditionellen

Lehmformverfahren, in Handarbeit und mit der Metallmischung 78% Kupfer und 22% Zinn.

Die Stimmung des Glockenspiels wurde auf 435 Hz – 3/16-stel festgelegt, um es mit den integrierten Glocken des Schilling-Geläutes und der Glocke von 1909 zu harmonisieren.

Die Beschriftungen und Zeichen der Glocken sind nicht erhaben wie vielfach üblich, sondern sie wurden nach dem Guss in die erkalteten Glocken eingraviert.

Die 46 neuen Glocken sowie die alte Glocke von 1909 sind in der Reihenfolge ihrer Größe in den fünf Etagen des Glockenstuhls jeweils an der Unterseite der gebogenen Stahlträger angeschraubt. Zwischen dem Flansch und der Glockenoberplatte befindet sich jeweils eine Schalldämpfungsplatte, um die Körperschallübertragung auf die Stahlkonstruktion zu reduzieren. Nur die historische Grüningerglocke von 1909 hat eine Krone und ist dementsprechend befestigt. Das Gesamtgewicht der Glocken im neuen stählernen Glockenstuhl



einschließlich der Grüninger-Glocke jedoch ohne die Schlagwerkstechnik beträgt ca. 3.040 kg.

Die Glocken im Einzelnen, beginnend mit den größten Glocken in der unteren Etage (technische Angaben: Durchmesser/Gewicht – ca. cm/kg):

**1. Etage 5 Glocken:** a' (95/450) – h' (85/293) – cis'' (Grüninger-Glocke – 78/230) – d'' (73/180) – dis'' (69/150).

**2. Etage 6 Glocken:** e'' (63/135) – f'' (60/98) – fis'' (58/94) – g'' (52/88) – as'' (52/84) – a''' (52/65).

**3. Etage 9 Glocken:** b''' (46/55) – h''' (46/48) – c'''' (41/47) – cis'''' (41/45) – d'''' (39/42) – dis'''' (39/40) – e'''' (37/38) – f'''' (36/37) – fis'''' (36/35).

**4. Etage 12 Glocken:** g'''' (33/32) – as'''' (33/31) – a'''' (32/30) – b'''' (32/29) – h'''' (29/29) – c'''' (29/28) – cis'''' (29/28) – d'''' (29/26) – dis'''' (26/25) – e'''' (26/24) – f'''' (25/24) – fis'''' (25/24).

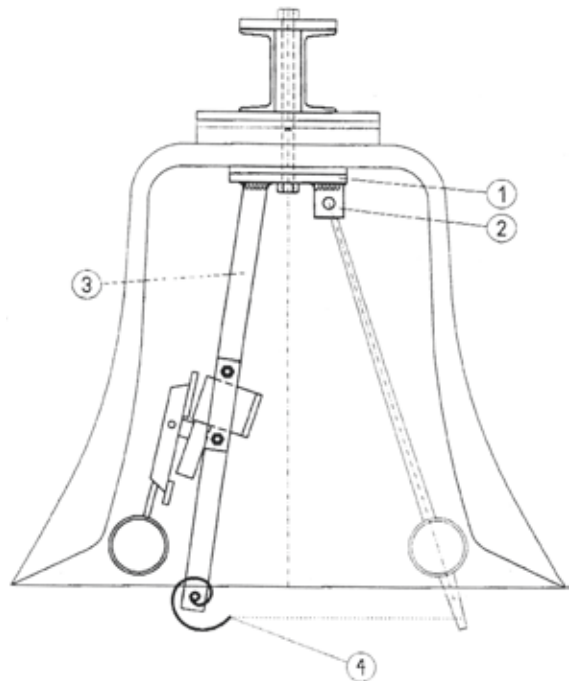
**5. Etage 15 Glocken:** g'''' (25/23) – as'''' (25/23) – a'''' (25/22) – b'''' (24/22) – h'''' (24/20) – c'''' (24/19) – cis'''' (22/17) – d'''' (22/14) – dis'''' (22/12) – e'''' (22/10) – f'''' (22/10) – fis'''' (22/10) – g'''' (22/10) – gis'''' (22/9) – a'''' (22/8).

### Schlagtechnik

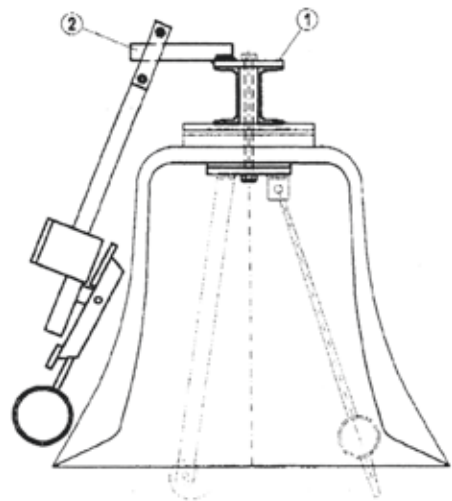
Alle Glocken des Glockenspiels, auch die vier in das Spiel integrierten Schilling-Glocken des Hauptgeläuts, sind mit elektromagnetischen Schlaghämmern ausgerüstet, wobei diese bei den größeren Glocken auf der Glockeninnenseite anschlagen und bei den kleineren Glocken (ab der Glocke c''', 3. Glocke der 3. Etage) auf der Außenseite, da die kleineren Glocken für diese Technik innen zu eng wären (Pläne 2+3). Die Anschlagstärke wird bei jeder Glocke dauerhaft eingestellt, variierende Stärken während des Spiels sind nicht möglich. Aus diesem Grunde ist der spätere Einbau von manuellen Klöppeln für ein sog. „Stokkenklavier“ (aus dem Niederländischen) bereits technisch vorbereitet.

### Elektronische Ausstattung

Für die Glockenspielsteuerung wurden eingebaut: Ein Glockenspielcomputer Typ Apollo II Midi und ein Keyboard (beide im ehemaligen Läuteraum) sowie ein Schaltschrank im Eingangsbereich des Glockenspielraumes mit der erforderlichen Anzahl



Plan 2, Schnitt: Alle Glocken von a' bis h'' mit innerem Magnethammer, später nachgerüstet mit manuellem Klöppel (1) Runde Stahlplatte an der die Mittelschraube, angeschweißt die beiden Gelenkklaschen (2) des manuell spielbaren Klöppels und die Flachstahlschiene (3) für die Befestigung des Magnethammers. An der Schiene (3) bei Nachrüstung ebenfalls Befestigung der Rückholfeder des manuellen Klöppels (4).



Plan 3, Schnitt: Die Glocken ab c'' und kleiner mit äußerem Magnethammer.

Spätere Nachrüstung mit manuellem Klöppel, dieser bei den kleinsten Glocken der 5. Etage voraussichtlich außen auf separatem Gestänge einschließlich Rückholfeder montiert.

(1) eckige Stahlplatte, (2) Klemmsteg aus Flachstahl  
Beide Schnitte und Textangaben:

Glockengießerei Pernerl/Passau.

an Leitungssteckplatinen für die Ansteuerung der Schlagwerkshämmer, Sicherungen, Verteilungen und sonstigen Installationen.

### **Tägliche Spielzeiten des Glockenspiels**

Das Glockenspiel erklingt jeweils mit mehreren Melodien und fünf Minuten nach dem Stunden-schlag zu den folgenden Zeiten:

10.05 Uhr – 12.05 Uhr – 15.05 Uhr – 18.05 Uhr  
(Änderungen vorbehalten)

### **Ein Wunschtraum für die Zukunft:**

#### **„Vom Glockenspiel zum Carillon!“**

Die im Inneren aller Glocken eingebauten Klöppel wären durch Drahtzüge über ein Wellenbrett und Winkeleisen mit der Klaviatur, dem Stokkenklavier, verbunden. Federn würden die Klöppel zurückziehen (modernste Anlagen verwenden statt Drahtzügen nahezu geräuschlose Kunststoffzüge). Vom Stokkenklavier aus würden die Glocken ohne elektronische Hilfe nur durch die Kraft des Carillonners – die korrekte Berufsbezeichnung des Spielers – zum Erklingen gebracht werden. Die Klaviatur des Stokkenklaviers bestünde aus zwei Reihen abgerundeter Holzhebel und einer Pedalklaviatur.

In Villingen würde das Stokkenklavier genau im Zentrum des Raumes, unterhalb des Instrumentes und in der Achse des Zugangs von der steinernen Wendeltreppe stehen. Nach wenigen baulichen Veränderungen (Ausbau der Holzterrasse und des Podestes und Verlängern der Stahl-Wendeltreppe) ergäbe sich mit überwältigender Wirkung die künstlerische Einheit von historischem Raum und modernem Instrument.

Darüber hinaus könnte mit dieser zusätzlich eingebauten Technik die künstlerische Qualität und Attraktivität des „Villinger Carillons“ erheblich gesteigert werden. Entsprechend ausgebildete und geübte Carillonner könnten die Stärke jedes einzelnen Anschlages selbst bestimmen, die Möglichkeiten differenzierter Dynamik und individueller Interpretationen auch und gerade zahlreich vorhandener spezieller historischer und moderner Musikkultur wären bei der Größe dieses Instrumentes mit 5 Oktaven eine außerordentlich span-

nende Perspektive. Mit diesem Artikel soll deshalb ein großer Kreis interessierter Bürgerinnen und Bürger auch auf die zusätzlichen Möglichkeiten des Glockenspiels aufmerksam gemacht werden. Als Carillon könnte es eine überregionale Bedeutung erreichen, auch und gerade im Kontext mit der allseits geschätzten und gern besuchten historischen Villingen Innenstadt. Der Gedanke an eine ergänzende Spendenaktion im kleineren Maßstab ist nahe liegend.

Hingewiesen sei bei dieser Gelegenheit auf ein ausgezeichnetes Beispiel in nicht allzu großer Entfernung von Villingen:

In Eppingen im Kraichgau wurde 1986 im Dachraum über dem Paradies (Haupteingang) der katholischen Pfarrkirche „Unsere Liebe Frau“ ein fast gleich großes Carillon mit 49 Glocken und Stokkenklavier errichtet. Die Bronzeglocken wurden in der Glockengießerei Metz in Karlsruhe gegossen, Vorbild waren Konstruktion und Rippenform des bedeutenden Glockengießers Friedrich Wilhelm Schilling (Heidelberg). Die technische Konzeption und der Klangumfang sind dem Villingen Instrument sehr ähnlich. Wesentlich vorteilhafter sind in Villingen die innenräumliche Situation und der städtebauliche Zusammenhang.

Häufige Carillonkonzerte finden in Eppingen großen Anklang. Regelmäßig spielen auch international renommierte Gast-Carillonner. Andreas Schmid, Kantor und Carillonner in Eppingen, wurde speziell an der belgischen Glockenspielschule in Mechelen ausgebildet. Eine zweite, international bekannte Ausbildungsstätte gibt es im niederländischen Amersfoort.

### **Glockenmuseum**

In erster Linie ist darunter die geeignete Präsentation der vorhandenen und bereits eingangs genannten drei Grüninger-Glocken zu verstehen, wobei jene von 1660 und 1857 von der Stadt als Dauerleihgaben zur Verfügung gestellt wurden. Ein Museum auf Zuwachs ist nur in geringem Maße denkbar, die räumlichen Möglichkeiten wären schnell erschöpft und wegen der geschilderten Transportprobleme kämen allenfalls kleine Glocken in Frage.

Die zwei Grüninger-Glocken von 1660 und 1857 hängen in der Eingangsebene des Glockenspielfraumes, die cis"-Glocke von 1909 ist in das Glockenspiel integriert, ihr Originalklöppel hängt darunter.

Ebenfalls im Eingangsbereich befindet sich eine gegossene Wandtafel zur Erinnerung an die Glockengießerei Grüninger und an Hubert Waldkircher als Initiator des Glockenspiels. Ferner sind die Namen aller Paten und Spender aufgeführt.

An der gegenüberliegenden Wandfläche hängt ein Ölgemälde des bekannten Villingener Kunstmalers Albert Säger mit dem Titel: „Die Glockengießerei Grüninger“. Das Bild wurde von Gerhard und Hanni Hirt zur Verfügung gestellt. Albert Säger war der Großonkel von Frau Hirt.

### Paten und Spender

Aluminium-Werke GmbH Villingen - Gerlinde und Dr. Walter Angele - Anonym - Traudel Arnold - Hermann Bachert - Karin und Prof. Wolfgang Bauer - J.B. - Ingrid und Dr. Wolfgang Berweck - Dr. Friedrich Bettecken - J. & E. Bisswurm GmbH - Anna Bode - Christa und Bruno Broghammer - Maria-Luise Brunner-Schwer - Bucher Stahlhandel GmbH - Gerd Bunjes - Margret Busch - Thea

und Hermann Colli - Cordes & Simon GmbH - Ursula und Fritz Dätwyler - Katharina und Eckart Dehmel - Deutsche Bank AG Villingen - Martin Dürrhammer - Dres Elsbeth und Klaus Dumkow - Hanne und Dieter Ehnes - Pfarrer Bernhard Eichkorn - Walter und Rita Faller - Münster-Firmanden 2006 - Ursula Flamm - Konrad Flöß - Elfriede Fromm - Else Gerlach - J. Griefshaber KG - Brigitte und Siegfried Güntert - Brunhilde Güntert - Hermann Güntert - Hermann Güntert und Gäste - Rudolf Haberstroh - Elli Häslar - Haller Industriebau GmbH - Frieda Heinzmann - Luitgard und Thomas Herzog-Singer - Hezel GmbH - Hanni und Gerhard Hirt - Ingrid und Werner Hock - Claudia Hoffmann und Gerhard Hauser - Werner Huger - Jahrgang 1946/47 - Hartmut Jung - Else Kaiser - Maria und Adolf Ketterer - Thomas Ketterer - Elisabeth und Paul Klemens - Dr. Rudolf Köberle - Maria Kofler - Relindis und Ulrich Kolberg - Gertrud und Dr. August Kroneisen - Rönnaug und Prof. Dr. Klaus Lang - Johanna und Helmut Link - LIONS-Club Villingen - Willibald Ludwig - Dr. Gisela Meinke-Wenzel - Ursula und Manfred Merz - Elfriede Meyer - Andrea Müller-Janson und Karsten Keudel - Manfred Müller - Elisabeth Neugart - Dr. Albrecht Neumann - Marta Obergfell - Marianne und Siegbert Reinsch - Ernst Revellio - Grit und Fritz Revellio - Gabi und Herbert Riegger - Hannelore und Dr. Werner Riegger - Julia und Franz Riegger - Viktor Riegger GmbH - Edith Riesterer - Maria Saier - Regina und Christian Schienle - Lotte Schmitt - Susanne Schneider - Margareta Smykala - Sparkasse Schwarzwald-Baar - Ingrid, Martina und Ralf Spendel - Dr. Christel Stahlberg - Irmgard Stenzel - Spomenka und Dr. Karsten Stern - Renate und Klaus Stetter - Gesine und Hanspeter Stoll - Christine und Harald The Losen - Andreas Turner - Turner St. Konrad - Volksbank eG Villingen - Sibylle Waldkircher - Helga Weidenhammer - Franz Wiebelt - Claudia und Dietmar Wildi - Brigitte und Heinrich-Josef Winker - Gisela Wittmer - Familie Zampolli-Lucchetta.

*Freude über das gelungene Werk ist diesen Herren anzusehen. Sie alle haben mitgewirkt, das Glockenspiel im Münsterturm zu realisieren. Von links: Glockengießmeister Rudolf Perner, Ulrich Kolberg, Dieter Ehnes, Franz Blaser, Altdekan Kurt Müller und der Freiburger Glockeninspektor Kurt Kramer.*





# 150 Jahre Treue zum Werk Kolpings

## Kolpingsfamilie, einer der ältesten Villingener Vereine

Hermann Colli



*Mitglieder des Vorstandes und des Organisationsteams des Jubiläumsvereins im Kolpingzimmer des Münsterzentrum mit der Büste Adolph Kolpings: (von links) Dieter Fischerkeller, Johann Buchholz, Barbara Weiss, Clemens Lang, Harry Meßmer, Clemens Colli, Christoph Müller und Roswitha Käfer. Nicht im Bild sind Präses Werner Neugart und Clemens Müller.*

Einer der ältesten Verein Villingens feierte 2008 sein 150jähriges Bestehen: Die Kolpingsfamilie, die bei ihrer Gründung noch Katholischer Gesellenverein hieß. Das war Anlass ein zünftiges Jubiläumsfest zu feiern. Das ging am 13. und 14. September in sehr harmonischer Weise über die Bühne. Höhepunkte des Jubiläums war der Festgottesdienst im Münster mit Altdekan Kurt Müller als Hauptzelebrant und Festprediger und ein Festakt im Münsterzentrum bei dem der langjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Erwin Teufel, eine beeindruckende Festrede hielt. Erwin Teufel ist selbst seit Jahrzehnten Kolpingmitglied, er hält seit seiner ersten Kandidatur für den Landtag Baden-Württemberg eine enge Verbindung zu den Villingener Kolpingsbrüdern und Kolpingeschwestern. Das Jubiläum ist Anlass, einen Blick in die Geschichte des Vereins zu werfen und den Gründer des großen internationalen Sozialwerkes, Adolph Kolping, in den Blickpunkt zu rücken.



*Zum Festgottesdienst im Münster zogen auswärtige Vereine mit ihren Bannern in das vollbesetzte Gotteshaus ein.*

*Erwin Teufel, langjähriger Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg war Festredner beim 150jährigen Jubiläum der Kolpingsfamilie Villingen.*



„Anfangen ist oft das Schwerste – Treu bleiben aber das Beste“. Diese Worte Adolph Kolpings (1813 bis 1865) sind für das Jubiläum der Villingener Kolpingsfamilie wie geschaffen. Sie könnten als Motto über der Geschichte des Jubiläumsverein stehen. Wer in die Historie dieser Bewegung hinschaut weiß, wie Recht der „Gesellenvater“ hatte als er diese Worte seinen „Söhnen“ ins Stammbuch schrieb.

1858, noch zu Lebzeiten Adolph Kolpings, rief der damalige Vorstand der höheren Bürgerschule,

Kaplan Reich, in Villingen den Katholischen Gesellenverein – so hieß die Kolpingsfamilie bis 1933 – ins Leben. Ihm stand als Senior ein junger Mann namens Wieder zur Seite. 26 Mitglieder zählte der Verein im Gründungsjahr.

Doch das Villingener Kolpingschiff kam nicht so richtig in Fahrt. Als der Präses andere berufliche Verpflichtungen übernehmen musste, und der Senior heiratete, kam die Vereinstätigkeit zum Erliegen. Auch einem Neuanfang 1867 war kein großer Erfolg beschieden. Erst als 1882 Kaplan Josef Scherer den dritten Versuch wagte, kam die Wende. Josef Scherer, der später Stadtpfarrer in Villingen war und hier 1912 starb, lenkte das Vereinsschiff ins richtige Fahrwasser. Ihm stand ein Gerbergeselle, dessen Name nicht mehr bekannt ist, als Senior zur Seite.

Die 18 Mitglieder trafen sich im Vereinslokal „Lilie“. Die Mitgliederzahl wuchs schnell. 42 Aktive und 40 Passive standen 1889 in der Liste. In dem Jahr bekamen die Kolpingbrüder ein eigenes Vereinshaus. Anton Faller hatte für 14.500 Mark den „Engel“ gekauft. Dort entwickelte sich ein



Das Gasthaus „Engel“ vor dem Riettor war einst das Vereinshaus des Katholischen Gesellenvereins, der sich später in Kolpingsfamilie umbenannte. 1917 wurde das Gebäude für 85.000 Mark an die Deutsche Hollerith Maschinen GmbH verkauft. Heute ist – nach einem umfassenden Umbau – die Dresdner Bank hier zu Hause. Die Kolpingsfamilie führte im großen Saal zahlreiche Theaterstücke auf. Die Villingener nutzen die Räumlichkeiten für Familien- und Vereinsfeste.

reges Vereinsleben mit vielen Höhe und Tiefen. Im Weltkrieg 1914/18 erloschen die Aktivitäten fast völlig. Viele Mitglieder, die als Soldaten an der Front waren, kehrten nicht in ihre Heimat zurück. Im Kriegsjahr 1917 war der Mitgliederstand auf acht Kolpingsöhne geschrumpft.

Ein Ereignis von weittragender Bedeutung war der Verkauf des Vereinshauses „Engel“ an die „Deutsche Hollerith-Maschinen GmbH“ in Berlin für 85.000 Mark. Der Chronist Ignaz Wiel, der die ersten hundert Jahre des Vereins, in dem er selbst äußerst aktiv war, detailliert aufgezeichnet hat, schreibt dazu: „Dieser unglückselige Beschluss wirbelte viel Staub auf, die Nachricht traf die Gesellen, welche als Soldat im Felde standen, wie ein Keulenschlag, denn sie hatten ihre Heimat verloren ...“

Im neu angemieteten Nebenzimmer des Hauses von Karl Wacker, der im Romäusring 18 ein Lokal mit einem „Alkoholfreien Restaurant“ betrieb, erlebte der Verein einen enormen Aufschwung, der über Jahrzehnte hinweg anhielt und das soziale, gesellschaftspolitische, kulturelle und religiöse



Auf eine beachtliche Zahl an Mitgliedern war die Kolpingsfamilie, die damals noch „Katholischer Gesellenverein“ hieß, Anfang der Zwanziger Jahre angewachsen. Im Ersten Weltkrieg war ihre Zahl auf knapp ein Dutzend geschrumpft. Vor dem „Alkoholfreien Restaurant“ von Karl Wacker im Romäusring 18 (gegenüber vom Gefängnis), stellten sich die Mitglieder von Gesellenverein und Lehrlingsverein dem Fotografen. Hier hatten sie, nachdem ihr Vereinshaus „Engel“ in der Vöhrenbacherstraße verkauft worden war, ein neues Zuhause gefunden.



*Erinnerung an das Jubiläum zum hundertjährigen Bestehen der Kolpingsfamilie Villingen im Jahr 1958: Ein großartiger Festzug mit zahlreichen Wagen, die an die alten Handwerkerzünfte erinnerten, oder in Motivwagen das Werk Kolpings würdigten, zogen mit rund 800 Kolpingern und fast hundert Fahnen und Bannern durch die festlich geschmückte Zähringerstadt. Hier präsentieren die Schmiede ihr Handwerk.*

Leben Villingens wesentlich beeinflusste. Mitglieder des Katholischen Gesellenvereins besetzten zahlreiche führende Positionen des Öffentlichen Lebens. Einen enormen Bruch brachte der Nationalsozialismus, der die Arbeit der Kolpingsfamilie fast völlig zum Erliegen brachte. Im Zweiten Weltkrieg waren aus der Reihe der Mitglieder, die fast alle als Soldaten eingezogen worden waren, sehr viele Opfer zu beklagen.

Einen Neuanfang gab es am 26. Oktober 1946. Im Gemeindehaus an der Waldstraße fand die erste Generalversammlung seit 1934 statt. Ein Jahr später etablierte sich in der Südstadtpfarrei St. Fidelis eine eigene Kolpingsfamilie, die aber mit der bisherigen, die sich jetzt „Kolpingsfamilie Münster“ nannte, im Sinne des Vereinsgründers, zusammenarbeitete. In beiden Gemeinschaften entwickelte sich ein sehr lebendiges Vereinsgeschehen. Das „Hundertjährige“ wurde am 19. und 20. Juli 1958 mit einem großen Festprogramm gemeinsam gefeiert. Im Juni 1970 schlossen sich die beiden Vereine wieder zur „Kolpingsfamilie Villingen“ zusammen. Sie bilden seither eine lebendige Gemeinschaft, die im Sinne Adolph Kolpings versucht, dessen immer noch aktuelles Gedankengut

in unsere Zeit zu tragen. Mitte der 70er Jahre öffnete sich die Gemeinschaft, die bis dahin nur männlichen Mitglieder vorbehalten war, auch für Frauen, die seither sehr aktiv im Kolpingwerk mitarbeiten. Drei Namen seien hier stellvertretend für die zahlreichen engagierten Kolpingmitglieder genannt, die sich auf lokal- und landespolitischer Ebene für das Wohl der Allgemeinheit besonders einsetzten: Der langjährige Landtagsabgeordnete Karl Brachat sowie Hans Heuft und Ehrenbürger Ewald Merkle, die viele Jahre die Geschicke der Stadt im Gemeinderat mitbestimmten.

Zur Kolpingsfamilie Schwenningen besteht ein sehr enger und herzlicher Kontakt und zahlreiche Veranstaltungen werden gemeinsam durchgeführt. Und das nicht erst seit dem Städtezusammenschluss 1972. Im Protokollbuch der Villingen ist vermerkt, dass sie im Jahre 1894 am ersten Stiftungsfest des Brudervereins Schwenningen teilnahmen. „Der Verein wohnte mit Fahne der Vesper bei und nachher ging's zum Bankett in den Württemberger Hof ...“ hat der Chronist notiert.

### **Gesellenvater und Sozialreformer**

Das Jubiläum der Kolpingsfamilie Villingen ist sicherlich ein Grund, den Gründer dieser katholischen Organisation, die sich inzwischen zum international anerkannten Sozialverband und zur geschätzten Bildungseinrichtung entwickelt hat, in den Blickpunkt zu rücken.

Adolph Kolping kommt 8. Dezember 1813 in Kerpen bei Köln als Sohn eines Schäfers zur Welt. Er wächst in bescheidenen Verhältnissen auf. Seinen Wunsch, Priester zu werden, kann er sich nicht erfüllen, weil seine Familie das Geld für Schule und Studium nicht aufbringen kann. Er macht eine Lehre als Schuhmacher und lernt in zehn Jahren als Geselle die Not der Handwerksgesellen zu Beginn des Industriezeitalters hautnah kennen.

Das weckt umso mehr seinen Wunsch, jungen Menschen als Seelsorger zu helfen. Mit einer enormen Energieleistung schafft er Gymnasium und Studium. Am 13. April 1845 empfängt er die Priesterweihe in der Minoritenkirche in Köln. Als Kaplan in Wuppertal-Elberfeld lernt er den dort von Johann Georg Breuer neugegründeten Ge-





sellenverein kennen, der sich besonders der jungen Menschen annimmt, die durch die aufstrebende Industriegesellschaft und den Zusammenbruch des Zunftwesens „heimatlos“ geworden sind.

Diesen Menschen zu helfen wird für ihn zur Lebensaufgabe. Er lässt sich als Domvikar nach

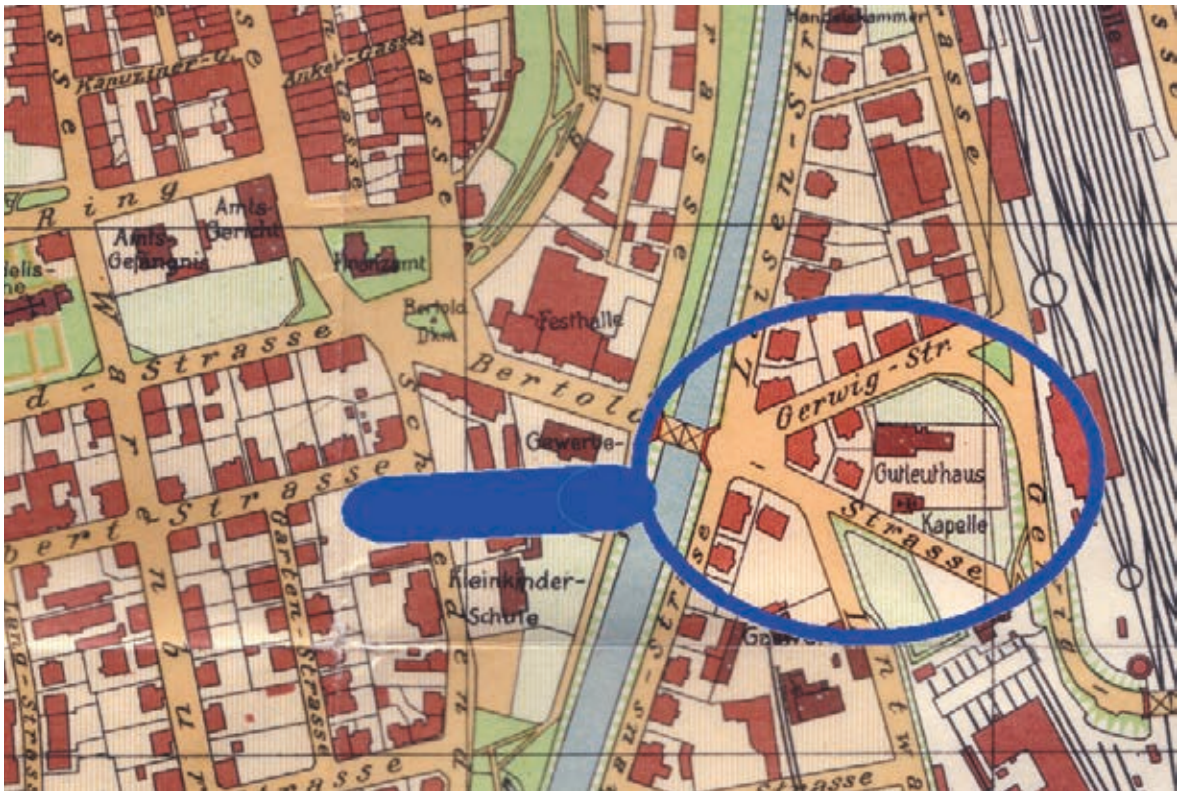
Köln versetzen und gründet dort am 6. Mai 1849 mit sieben Gesellen in der Kolumbaschule den Kölner Gesellenverein. Das war die Keimzelle für ein weltumspannendes Sozialwerk. Er wird für die jungen Menschen, denen er durch ein breites Angebot an Bildung und sozialer Hilfeleistung zu einer persönlichen Lebensgestaltung verhelfen will, zum verehrten „Gesellenvater“. In den Gesellenhäusern (später Kolpinghäusern) schafft er ihnen ein Dach über den Kopf und eine Stätte, wo sie Gemeinschaft und Solidarität erleben. Diese Idee breitet sich rasch aus. In ganz Deutschland und auch in anderen europäischen Ländern, entstehen Gesellenvereine und Häuser, die jungen Menschen Heimat und Bildung bieten. Durch sein Wirken wird Adolph Kolping zum Mitbegründer der katholischen Sozialbewegung und zugleich Wegbereiter der katholischen Soziallehre. Er stirbt am 4. Dezember 1865 in Köln und findet in der Minoritenkirche seine letzte Ruhestätte. Generationen von Kolpingsöhnen und Kolpingschwestern erfüllen an dieser Stätte ihrem Gesellenvater und Vereinsgründer seinen letzten bescheidenen Wunsch: „Ich bitte um das Almosen des Gebetes.“

Am 27. Oktober 1991 wird Adolph Kolping, dessen Lebenswerk sich inzwischen in mehr als 50 Ländern auf allen Kontinenten verbreitet hat, in Rom durch Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Eine große Delegation der Kolpingsfamilie Villingen nimmt an diesem Ereignis teil.

# Wohlfahrtspflege in Villingen

## Das Gutleuthaus

Lambert Hermle



Das Gutleuthaus oder Leprosorium war südöstlich vor der Stadt über dem linken Brigachufer erbaut worden.

Das Haus ist auch als „die Siechen am Feld“ in der Zeit um 1322 erstmals genannt. In dem „Leprosorio“ oder Krankenspital wurden Aussätziges beiderlei Geschlechts ganz verpflegt. Nach dem Erlöschen des Aussatzes im Jahre 1480 wurde das Leprosorium weiterhin für Kranke benützt.

Für Aussätziges waren im Mittelalter, wegen der Langwierigkeit und Ansteckungsgefahr ihrer Krankheiten, vor den Toren der Stadt Spitäler und Gutleuthöfe erbaut worden. Von Zeit zu Zeit durften die Kranken in die Stadt, um Almosen zu sammeln. Laut einem Bericht im Buch: „Villingen, ein

Führer durch die Stadt“ von Karl Kretz war ihnen später der Zutritt jedoch nur einmal während des Jahres gestattet, meist am Karfreitag.

Ein Bericht aus dem Jahre 1785 (Paul Revellio: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Seite 440) bekundet, dass damals „13 Köpfe, beiderlei Geschlechts ganz verpflegt mit Abreicherung von Mehl, Brot, Salz und Schmalz, 3 Köpfe und weitere Personen mit Mehl und Geldalmosen, je nach Bedürfnis“. Dazu kommen noch weitere zum Teil bestimmte, teils unbestimmte Almosenauslagen.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Gutleuthaus 1633 abgebrochen und aus Sicherheitsgründen in die Stadt verlegt. Man fand für diese Stiftung ein Haus, an dessen Stelle errichtete man





*Das Gutleuthaus stand einst westlich der heutigen Shell-Tankstelle „Am Bahnhof“ im Gewann Lantwatten.*



*Am 27. Dezember 1944 wurde das Gutleuthaus samt der Kapelle durch einen Bombenangriff zerstört.*

das Kapuzinerkloster. Das Siechenhaus wurde 1665 dann in die Färbergasse (Glunckenhaus) verlegt und erst nach dem „Spanischen Erbfolgekrieg“ 1718 an alter Stelle, draußen vor der Stadt, neu errichtet zusammen mit der St.-Vitus-Kapelle, dessen Altarbild Johann Anton Schilling gemalt hatte.

Im Adressbuch von 1882 ist geschrieben:  
 Leprosorium  
 Anstalt für Kranke, welche mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, sowie für arme durchreisende Kranke.  
 Anstaltsarzt: Dr. Heinrich Würtenau, Bezirksarzt  
 Krankenwärter: Gustav Görlacher



# Der Arbeitskreis Frauengeschichte(n) Villingen-Schwenningen

Ute Schulze  
Christel Pache †

Der Arbeitskreis entstand im Frühjahr 2000 auf Anregung von Frauen aus dem Schwenninger Heimatverein (Frau Mutschler, Frau Krüger) in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule (Frau Dr. Pache) und dem Stadtarchiv (damals noch Frau Kottmann) mit dem Ziel, Frauengeschichte(n) aus Schwenningen und Villingen zu sammeln, zu dokumentieren und ins öffentliche Bewusstsein zu bringen.

Das Selbstverständnis des Arbeitskreises als Geschichtswerkstatt wurde bei den ersten Zusammenkünften mehrfach diskutiert und am 17.10.2000 so zusammengefasst:

„Der Arbeitskreis soll und will:

- Material sammeln für evtl. Benennung von künftigen Straßen, Plätzen etc.
- den Erfahrungsaustausch ermöglichen und Informationen darüber bieten, wer sich womit beschäftigt, sowie gegenseitige Hilfe durch Hinweise auf Personen, auf Materialien bieten
- Stadtführung unter dem Gesichtspunkt ‘Frauen’ für Villingen und Schwenningen fördern und beratend begleiten
- Kooperation (eigenen Interessen nachgehen; gemeinsam arbeiten; sich gegenseitig den Rücken stärken; Spaß am Ausprobieren)
- Austausch von Erfahrungen und Überlegungen in einem vertrauten Kreis
- Publikations- und Umsetzungsmöglichkeiten, fachliche und organisatorische Unterstützung durch Stadtarchiv, VHS, Heimatverein.“

Der Arbeitskreis ist kein geschlossener Club. Mitmachen können alle an regionaler Frauengeschichte interessierte Frauen. Es gibt einen ‘harten Kern’ von derzeit ca. zehn Frauen. Manch andere kommen, wenn das in der Presse angekündigte Thema sie besonders interessiert, oder wenn sie selbst einschlägige Fragen haben. Die Frauen

kommen aus verschiedenen Stadtbezirken und aus Unterkirnach und Bad Dürkheim.

Aus dem Kreis der ursprünglich drei Trägerinstitutionen des Arbeitskreises: Stadtarchiv, Volkshochschule und Schwenninger Heimatverein sind die beiden ersten geblieben. Das Stadtarchiv (Lantwattenstraße 4 im Stadtbezirk Villingen) bietet den Raum für die Treffen, einen Handapparat zum Thema ‘Frauengeschichte(n)’, Materialien und Hilfsmittel für Forschungsarbeiten; die Volkshochschule veröffentlicht Termine und Themen im VHS-Programm.

In der Regel kommen die Frauen einmal im Monat zusammen. Themen und Termine werden gemeinsam festgelegt. Neben allgemeinem Erfahrungsaustausch mit Hinweis auf interessante Veranstaltungen und Publikationen beschäftigt sich der Arbeitskreis u.a. mit dem, was das Stadtarchiv bietet (Bestände; Verzeichnisse; Unterstützung beim Suchen und Finden; Hilfsmittel; Reproduktions- und Arbeitsmöglichkeiten). Es werden konkrete Projekte vorgestellt und besprochen. Wichtig ist auch der Gedanken- und Meinungsaustausch auf der Suche nach interessanten neuen Themen. Auch Exkursionen z.B. eine Frauenführung in Rottweil, die zusammen mit der VHS organisiert wurde, oder Museumsbesuche werden durchgeführt. Am 6. Mai 2008 nahm eine Anzahl Mitglieder der Gruppe am Rundgang „Erinnerung an jüdisches Leben in Villingen“ mit Dr. Heinz Lörcher teil. Das zeitliche Spektrum reicht dabei vom Mittelalter bis in die Gegenwart.

Es entstanden und entstehen immer wieder Veröffentlichungen<sup>1</sup>, eine ‘Frauenführung’ durch die Villingener Innenstadt, eine Materialsammlung im Archiv zum Thema „Frauengeschichte“ auch über den lokalen Bezug hinaus, eine Ausstellung zur Schwenninger Charlottenpflege in Zusammenarbeit mit dem Heimat- und Uhrenmuseum.

Vorträge und Werkstattberichte bilden den Schwerpunkt. Hier kann nur eine Auswahl aus dem reichen Fundus der bereits besprochenen Themen aus allen Zeiten geboten werden. Lisa Bührlen berichtete z.B. spannend über ihre Ausbildungszeit und Berufstätigkeit im Lebensmittelgroßhandel. Dr. Annemarie Conradt-Mach gab einen Einblick in ihre Forschungen, die zwar nicht nur auf Frauen zielen, diese jedoch immer auch mit in den Blick nehmen. Karin Schinke nahm u.a. das Thema „Älter werden“ in den Blick und berichtete aus ihrer beruflichen Tätigkeit als Inhaberin einer Werbeagentur. Die Schwenninger Künstlerin Elfi Schmidt stellte ihr Projekt „Badeszenen“ vor, das in den Hallenbädern in Schweningen und Villingen sowie im Schwenninger Rathaus zu sehen war. Gesine Bammert informierte uns über ihre Gespräche mit Paula Straub, deren Ergebnisse in einem Almanach-Artikel im Druck vorliegen.<sup>2</sup> Monika Dold geht den Spuren Uta Baumanns, ehemalige Stadträtin und Ehrenmitglied des Geschichts- und Heimatvereins nach, worüber sie auch berichtete. Helga Heinichen beschäftigte sich mit ihren Großeltern und trug uns Auszüge aus ihrem Buch vor.<sup>3</sup> Immer wieder eingestreut sind auch Berichte aus dem Archiv, z.B. wenn Unterlagen neu entdeckt oder für die Benutzung erschlossen wurden. Auch die Präsentation von Originalen gehört dazu. Dr. Edith Boewe-Koob berichtete schon einige Male über ihre intensiven Arbeiten zu den Villingen Klosterfrauen und ihren verschiedenen Gemeinschaften, so z.B. über Xaveria Ditz (1806–1899), die als Superiorin 49 Jahre lang dem Ursulinenkonvent in Villingen vorstand oder den Chronikbericht Juliane Ernstins (seit 1637 Priorin, ab 1658 Äbtissin des Villingen Klarissenklosters) aus dem 30-jährigen Krieg.<sup>4</sup> Auch Annemarie Walz sprach schon mehrfach im Kreis u.a. über die Erinnerungen der Diakonieschwester Frida Reiniger über deren Arbeit in der Wilhelmspflege von 1956–1980. Auslandserfahrungen gaben Beate Müller-Uhending über ihre Zeit in England und Ellen Nübel über ihre Aufenthalte in Genf und England wieder. Dr. Marianne Kriesche gab einen Überblick über die Mädchenbildung in Villingen und Schwen-

ningen und stellte Zittauer Frauen vor.

Am 8. März 2006 präsentierte die Gruppe sich und ihre Arbeiten im Café des Kulturzentrums Franziskaner bei einer Podiumsdiskussion anlässlich der Frauenwoche einer breiteren Öffentlichkeit.

### Veröffentlichungen

Bammert, Gesine: Paula Straub. Eine engagierte Pädagogin und bekannte Kommunalpolitikerin in Villingen, in: Der Almanach 2007. Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreis, S. 64–66.

Boewe-Koob, Edith: Juliana Ernstin. Äbtissin des Klosters St. Klara in Villingen von 1655 bis 1665 (Blätter zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen 2/2001).

Boewe-Koob, Edith: Die Vetersammlung in Villingen. Unter Berücksichtigung der Konvente, die der Augustiner-Regel unterstellt waren, in: Schriften der Baar 47 (2004), S. 28–50.

Boewe-Koob, Edith, Ute Schulze: „Allen, die diesen Brief lesen und hören lesen, tue ich kund ...“. Urkunden Villingen Frauen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, Villingen-Schwenningen 2005 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Bd. 31).

Boewe-Koob, Edith: Juliana Ernstin: Eine Chronik aus dem 30-jährigen Krieg. Priorin 1637–1655, Äbtissin 1655–1665, in: Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXXI / 2008, S. 40–52.

Heinichen, Helga: Gedeutete Bilder – s' Soalers vum Oberdoaf, Selbstverlag, 2007.

Kriesche, Marianne: Von Suomi in den Schwarzwald – Finnische Frauen im Schwarzwald-Baar-Kreis, in: Almanach 2003. Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, S. 218–223.

Walz, Annemarie: Emma Rauber (1913–1977) genannt Tante Emma. Versuch einer Lebensbeschreibung, in: Das Heimatblättle. Eine Schwenninger Monatsschrift für Heimat und Volksleben 50. Jg. 2002, Heft 5, S. 3–7, Heft 6, S. 3–6.

Walz, Annemarie: 90 Jahre Charlottenpflege, Villingen-Schwenningen 2002.

<sup>1</sup> s. Veröffentlichungsliste.

<sup>2</sup> s. ebd. <sup>3</sup> s. ebd. <sup>4</sup> s. ebd.

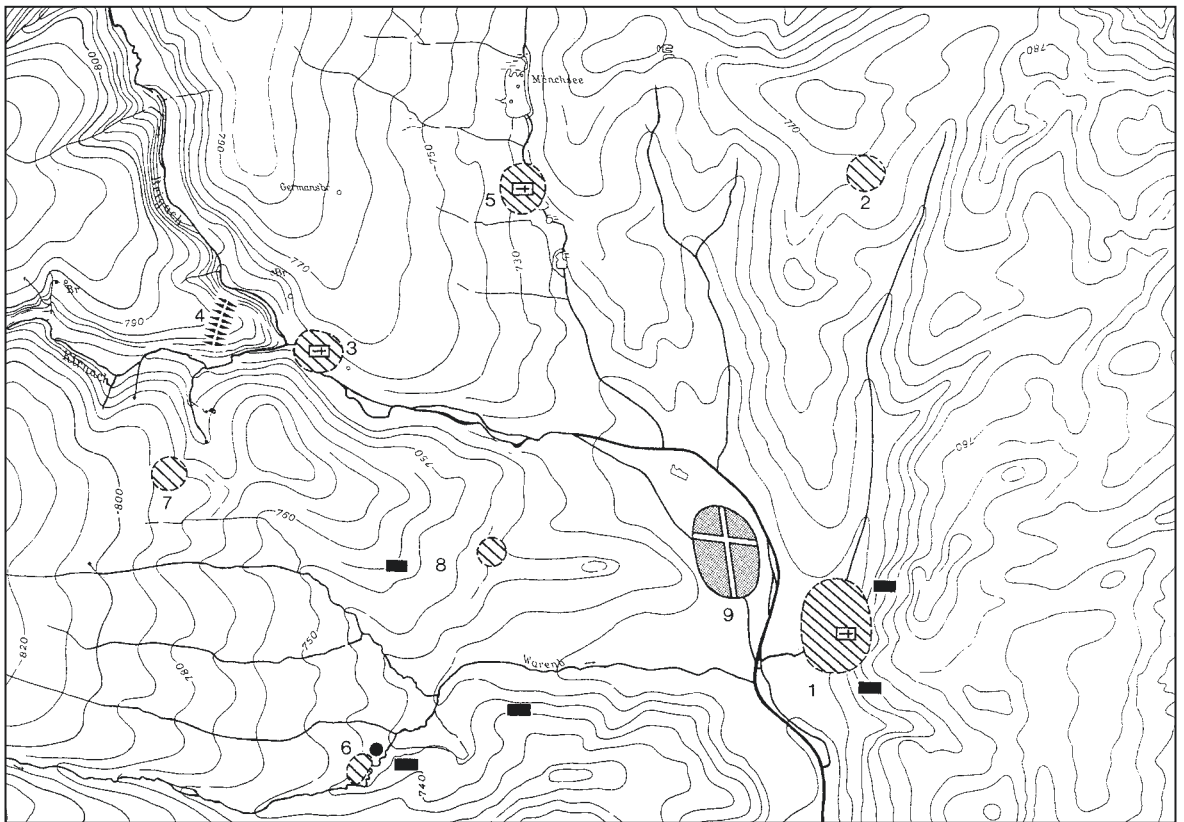
# Der Kreuzfahrer Conrad von Schwarzenberg

Andreas Haasis-Berner

Unweit des heutigen Villingen befinden sich als geschütztes Denkmal die Reste der Niederungsburg Runstal. Im frühen 13. Jahrhundert wird diese Burg von ihren Besitzern und mutmaßlichen Erbauern, den Herren von Schwarzenberg, Vögte des Reichsklosters St. Margarethen bei Waldkirch, an das Kloster Salem verkauft, was zu einer erstaunlichen Reihe von Urkunden führt. Anhand dieser Urkunden lassen sich eine Vielzahl von Entwicklungen und Entscheidungen ablesen, die nicht nur

regional-, sondern auch reichspolitische Bedeutung haben. Da sich dieser Verkauf in den Zusammenhang mit den Kreuzzügen fügt, und Conrad von Schwarzenberg einer der wenigen süddeutschen Adligen ist, von dessen drei Orientfahrten etwas mehr bekannt ist, muss dem besseren Verständnis wegen auch auf diese eingegangen werden.

Die Kreuzzüge stehen als historisches Phänomen weitgehend einzigartig in der Geschichte Europas da. Von dem Ende des 11. Jahrhunderts bis ans



Die früh- und hochmittelalterliche Besiedlung der Villingen Gemarkung aufgrund archäologischer und historischer Befunde. Merowingerzeitliche Fundstellen sind mit einem Balken markiert, das Jahr der ersten urkundlichen Nennung der Siedlungen ist in Klammern angegeben: 1 Ailstadt (817), 2 Nordstetten (762), 3 Waldhausen (769), 4 Kapf, 5 Vockenhausen (1138), 6 Runstal (1111), 7 Volkertsweiler (1091), 8 Affenberg (1274 als Wüstung), 9 Hochmittelalterliche Stadt Villingen. M 1:25.000 (Kartengrundlage OHL 7916 Villingen-Schweningen). Quelle: Bertram Jenisch: Die Entstehung der Stadt Villingen. Stuttgart 1999, S. 34.



Ende des 13. Jahrhunderts zogen bewaffnete und unbewaffnete Gruppen, aber auch Einzelpersonen, in das Heilige Land, um die christlichen Stätten – vornehmlich Jerusalem – von den Muslimen zu „befreien“. Diese Züge konnten ihr Ziel nur in den seltensten Fällen erreichen. Sie scheiterten an der miserablen Moral der Teilnehmer, an der mangelnden Organisation, an dem Mißbrauch ihrer Inbrunst oder schlicht auch an ihrer Naivität. In der älteren Literatur überwiegt ein positives, christenfreundliches Bild dieser Züge. Vom Ansatz her lauter, in der Durchführung gerecht und in den Zielen häufig erfolgreich. Doch bei immer besserer Kenntnis wird deutlich, dass es sich um ein sehr vielschichtiges und häufig zutiefst unmoralisches und letztlich erfolgloses Unterfangen handelte. Allein schon die Vorstellung, dass Christen den Glauben mit dem Schwert verteidigen oder verbreiten könnten, widerspricht an sich der christlichen Lehre. Die Vorstellung der Heidenmission geht auf Augustinus zurück, der die Verteidigung als Grund für einen gerechten Krieg ansah. Von hier war es nur ein kleiner Schritt, den Krieg gegen Heiden zur Mission als gerechtfertigt anzusehen, wie die Sachsenfeldzüge Karls des Großen erstmals zeigten und den Grundstein für eine Denkweise legte, unter der noch heute zahllose Menschen zu leiden haben. Die Ermordung von Juden, um mit ihrem Vermögen den Kreuzzug finanzieren zu können, die Eroberung und Plünderung des christlichen Konstantinopel oder die Exkommunikation Friedrich II. durch den Papst, weil er das Ziel, die „Befreiung“ Jerusalems erreicht hatte, sind nur Stichworte, die den Wahnsinn und die unsägliche Inkonsequenz in diesen Unternehmen und dem Versuch ihrer Rechtfertigung erahnen lassen.

Unter welchem Gesichtspunkt der im Folgenden maßgeblich erwähnte Conrad von Schwarzenberg, der Besitzer des Gutes Runstal bei Villingen, zu betrachten ist, muss mangels Quellen unbeantwortet bleiben. Wo der Historiker mangels Quellen aufhören muss, kann der Leser mittels Phantasie weitere Überlegungen anstellen.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stehen die Schwarzenberger eindeutig auf der Seite der Staufer und in Opposition zu den Zähringern.

Der letzte Vertreter der älteren Linie der Schwarzenberger tritt uns ab 1189 in der schriftlichen Überlieferung als treuer Anhänger von Friedrich Barbarossa (1152–1190), Heinrich VI. (1190–1197) und Philipp II. (1197–1198) entgegen. Sein Geburtsdatum ist, wie zu dieser Zeit üblich, nicht bekannt. Unter der Annahme, dass er 1289 mindestens Mitte Zwanzig war, dürfte er etwa 1165 geboren worden und 1212/1213 im Alter von etwa 48 Jahren gestorben sein. Seine Motive dürften inbrünstige Frömmigkeit und der Wunsch nach Vergebung der Sünden durch fromme Taten, wie die Befreiung des Heiligen Landes durch die Eigenschaft als Ritter, gewesen sein. Sie führen dazu, dass er innerhalb von 18 Jahren drei-viermal das Kreuz nimmt.

#### **Teilnahme am dritten Kreuzzug (1189–1191)**

Nachdem im Herbst 1187 Saladin von Ägypten ausgehend Jerusalem und die meisten christlichen Städte und Burgen des Königreiches Jerusalem wieder erobert hatte, entschloss sich Friedrich Barbarossa im Herbst 1288 dazu, einen neuen Kreuzzug zusammenzustellen. Der Aufbruchstermin in Regensburg wurde auf April 1189 festgelegt. Gleichzeitig zogen auch französische und englische Ritter nach Outremer, wie die Kreuzfahrerstaaten zu dieser Zeit genannt werden.

Bei dem Aufruf an alle Ritter seines Reiches, ihm ins Heilige Land zu folgen, berücksichtigt Friedrich Barbarossa die beim zweiten Kreuzzug (1147–49) seinem Onkel Konrad III. unterlaufenen Fehler. Die teilnehmenden Ritter haben die Pflicht, genügend Geld mitzunehmen, um sich und ihr Pferd zwei Jahre lang zu versorgen. Mittellose und Pilger dürfen nicht mitziehen. Im Frühjahr 1189 hält sich Friedrich Barbarossa noch im Elsaß (Straßburg, Hagenau) auf und zieht dann eilig nach Regensburg. Es dürfte sehr wahrscheinlich sein, dass einige der später erwähnten breisgauischen Adeligen sich schon jetzt dem Kaiser angeschlossen haben, um ihn nach Regensburg zu begleiten. Das Heer in Regensburg besteht aus etwa 3000 Rittern, was enttäuschend wenig war. Es handelt sich hier um einen rein militärischen Heereszug und keine bewaffnete Pilgerfahrt, die von Bauern, Pilgern,



Kaiser Friedrich I. (Barbarossa)

Kriminellen und mittellosen Rittern unternommen wurde.

Einige der teilnehmenden Ritter (*de nobilibus meliores aus Suevia et Alsatia*) werden namentlich genannt: Bischof Rudolf von Lüttich aus dem Hause Zähringen, Markgraf Hermann IV. von Baden, Vogt Conrad von Schwarzenberg, Graf Berthold von Nimburg.<sup>1</sup> Der Zug beginnt am 11. Mai in Regensburg und folgt der Donau bis Belgrad. Bei Nisch im heutigen Serbien wird das Heer neu aufgestellt und in fünf Haufen aufgeteilt. Der erste Haufen wird von Herzog Friedrich V. von Schwaben befehligt, die Fahne darf als besondere Auszeichnung Berthold III. von Nimburg tragen.<sup>2</sup> Höchstwahrscheinlich befindet sich Conrad von Schwarzenberg auch in diesem Haufen. Stellenweise müssen sich die Ritter den Weg freikämpfen. Seuchen und Hitze setzen ihnen schwer zu. In Thrazien ist aufgrund zäher Verhandlungen mit dem oströmischen Kaiser abzusehen, dass sie hier

überwintern müssen. Chronisten berichten von der Not der Teilnehmer, die vor Hunger ihre Saumtiere schlachten und essen und teilweise das mitgebrachte hölzerne Belagerungsgerät verfeuern. Erst Ende März 1190 kann das Kreuzfahrerheer über den Hellespont übersetzen. Nun beginnt der schwierige Teil des Zuges, da bald das seldschukische Reich betreten wurde. Kurz vor Seleukia springt der 68jährige Kaiser am 10. Juni 1190 trotz der Warnungen seiner Getreuen in den kalten Saleph, versinkt und wird später tot aus dem Wasser gezogen. Der Schwung der Deutschen erlahmt sichtlich. Ein größerer Teil der Ritter kehrt nun um und zieht in die Heimat zurück. Die übrigen Ritter ziehen trotz zahlreicher Widrigkeiten unter der Führung von Herzog Friedrich V. weiter nach Süden. Viele von ihnen fallen einer Seuche zum Opfer. Das im Oktober 1190 in Akkon ankommende Heer ist gerade noch einige Hundert Mann stark und stark geschwächt. Hier stirbt am 20. Januar 1191 auch Friedrich V. von Schwaben.

Akkon ist eine Weltstadt am Mittelmeer mit vielen Tausend Einwohnern. Sie war nach ihrer Eroberung einer der wichtigsten Stützpunkte der Kreuzritter im Heiligen Land und gewissermaßen die Hauptstadt von Outremer. Hier ließen sich viele von ihnen nieder und kamen so in den Kontakt mit der arabischen Welt. Es gibt Viertel der Genuesen, der Venezianer und der Pisaner. Akkon bleibt für viele Jahre die einzige Stellung der Christen in Palästina.

Man muss sich die Verhältnisse vor Augen führen: Von April 1189 bis zum Herbst 1190 sitzen die deutschen Ritter im Sattel ihrer Pferde, kämpfen sich die Hälfte der Strecke den Weg frei, widerstehen Hitze und Kälte, Staub, Unwettern und Krankheiten. Die Nächte verbringen sie in Zelten. Essen gibt es aus der Feldküche – wenn die Versorgung klappt. Sie dürften nur selten ein festes Haus betreten haben. Diese Entbehrungen, Stunden der Angst und Verzweiflung hält sie nicht davon ab, das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren: Die Befreiung der Heiligen Stätten.

Vor Akkon hatten sich Franzosen und Engländer verschanzt, um die Stadt zu erobern, was ihnen aber noch nicht gelungen war. Im April 1191 errei-

chen fünf Schiffe mit Rittern und Ausrüstung unter der Führung von König Philipp von Frankreich die Hafenstadt. Anfang Juni dieses Jahres landet König Richard Löwenherz mit fünf- undzwanzig Schiffen, auf denen sich etwa 1000 Ritter und ebenso viele Fußsoldaten befinden. Nun brechen die auch in Europa vorhandenen Zwistigkeiten zwischen Franzosen und Engländern deutlich hervor. Da der Nachschub für die in Akkon eingeschlossenen muslimischen Verteidiger abgeschnitten wird, geben sie schließlich am 12. Juli 1191 auf.

Da die Versorgung der Kranken und Verletzten nicht ausreichend geregelt ist, und sich die Johanniter weigern, die Deutschen zu behandeln, schließen sich Bremer und Lübecker Kaufleute zu einer Gemeinschaft zusammen, um den Kranken zu helfen. Hier, am Strand vor Akkon, liegt der Ursprung des Deutschen Ordens, der einer der größten Ritterorden des Mittelalters werden sollte und durch die Missionierung und Eroberung großer Teile Osteuropas deutliche Spuren hinterlassen hat.

Vor Akkon stirbt trotz dieser karitativen Organisationen der Ministeriale des Berthold von Nimburg Nibelung (oder Wolfram) von Kündringen. Sein Bruder war schon im November 1189 im Kampf umgekommen. Sie verfügt eine Schenkung an das Kloster Tennenbach, die von Berthold III., der somit ebenfalls hier in Akkon ist, nach seiner Rückkehr bestätigt wird.<sup>3</sup> Sie sind unter den wenigen, die nach dem Tod Barbarossas trotzdem weiter ins Heilige Land gezogen sind. Unter diesem Gesichtspunkt kann man vermuten, daß auch Conrad von Schwarzenberg an der Eroberung Akkons teilgenommen hat und anschließend zusammen mit Berthold III. von Nimburg (1292/1293?) in den Breisgau zurückgekehrt ist. Quellen gibt es hierfür allerdings nicht.

Auf seinem Heimweg wird Richard Löwenherz gefangengenommen und muss sich für 150.000 Mark Silber von dem deutschen König Heinrich VI. freikaufen. Dieser finanziert mit diesem Geld seinen Kreuzzug.

### **Teilnahme am Kreuzzug Heinrich VI. (1197)**

Conrad von Schwarzenberg scheint 1195/96 alle seine Güter – und dazu gehörte auch Runstal, wie aus einer jüngeren Urkunde hervorgeht, dem König Heinrich VI. abzugeben zu haben, um von ihm als Lehen wieder zurückzuerhalten.<sup>4</sup> Welche Beweggründe hinter dieser Handlung standen, ist derzeit nicht zu erhellen. Es spricht allerdings einiges dafür, wie bei Berthold III. von Nimburg, die Kreuzzugspläne von Heinrich VI. mit diesem Schritt in Verbindung zu bringen.

Etwa zur gleichen Zeit (1195/96?, sicher vor Mai 1198) übergibt Conrad von Schwarzenberg Berthold III. von Nimburg ein Gut in Mundingen.<sup>5</sup> Weshalb Conrad von Schwarzenberg das Gut, das wenig später für immerhin 150 Mark den Besitzer wechselt, Berthold III. schenkt, geht aus den Quellen leider nicht hervor. Möglicherweise hat Berthold III. Conrad auf dem Kreuzzug finanziell geholfen und erhält seine Auslagen auf diesem Wege wieder zurück. Ebenso ist unbekannt, weshalb Berthold III. dieses Gut den Johannitern übergibt. Allerdings kommt hier ein erneuter Bezug zum Kreuzzug zum Tragen, sind doch die Johanniter einer der großen Ritterorden, die im Verlauf der Kreuzzüge entstanden sind. Die Johanniter wiederum haben das Gut um 150 Mark an das Kloster Tennenbach verkauft. Dem stolzen Kaufpreis zufolge muss es sich um ein ansehnliches Gut gehandelt haben. Die Johanniter hatten zu dieser Zeit noch keine Niederlassung im Breisgau. Deshalb wird sich der Orden schnell von dem Besitz wieder getrennt haben. Diese Übertragung dürfte eine der ersten Besitzübertragungen an diesen Orden im Breisgau sein.

Als Grund Bertold III. für die Übertragung des Gutes an den Ritterorden wird „für sein und der Seinen Seelenheil“ genannt. Wir können vermuten, dass sich die Johanniter um Bertold III. im Heiligen Land verdient gemacht haben, und dass er somit seine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen wollte.

Wenn sich Conrad von Schwarzenberg tatsächlich dem Kreuzzug von Heinrich VI. angeschlossen hat – und dies ist mangels Quellen reine Spekulation – muss er im Frühjahr 1197 nach Italien auf-



gebrochen sein. Dass er tatsächlich auf diesem Zug dabei war, könnte durch die spätere Beziehung zu Otto von Botenlauben bestätigt werden, der sicher bei diesem Kreuzzug teilgenommen hat.<sup>6</sup> Dieser entstammt der mächtigen fränkisch-thüringischen Familie von Henneberg und nennt sich ab dem frühen 13. Jahrhundert nach der bei Bad Kissingen erbauten Burg. Er gehört zum engeren Beraterkreis Heinrich VI. und ist am 9. Juli 1197 als Zeuge in Linaria (Sizilien) erwähnt.<sup>7</sup> Im August/September schiffen sich die Ritter in Richtung Akkon ein. Sie erobern Sidon und Beirut und sichern die Küste für die Kreuzfahrer. Die Eroberung Jerusalems scheitert jedoch schon im Vorfeld an der Festung Toron. Dauerhafter Erfolg des Unternehmens ist der Friedensschluss bis Februar 1204 und die Institutionalisierung des Deutschen Ordens am 5. März 1198. Heinrich VI. erlebt den Erfolg seines Kreuzzuges allerdings nicht mehr. Er stirbt an den Folgen der Malaria am 28. September 1197 in Messina und wird in Palermo beigesetzt. Trotz der beachtlichen militärischen Erfolge wird dieser Zug in der offiziellen Zählung der Kreuzzüge nicht mitgezählt.

#### **Teilnahme am vierten Kreuzzug (1202–1204)**

Die nächste Erwähnung von Conrad zeigt, dass er sich 1201 im Breisgau befindet.<sup>8</sup> Denn in diesem Jahr predigt der Abt Martin von Pairis den Kreuzzug.<sup>9</sup> Eine seiner wichtigen Predigten findet in der Marienkirche in Basel statt.<sup>10</sup> Angeblich soll Abt Martin von Kardinal Petrus Capuanus die Führerschaft des deutschen Teils des Kreuzfahrerheeres übertragen bekommen haben. Den Rittern, die das Kreuz nehmen und ein Jahr lang zur Eroberung des Heiligen Landes beitragen, war schon 1199 vom Papst die Vergebung aller geachteten Sünden versprochen worden. Dieser Aufruf trifft vor allem in Frankreich auf offene Ohren, aber auch ein weiteres deutsches Ritterheer sammelt sich, um ins Heilige Land zu ziehen. Allerdings führt sie der Weg dieses Mal nicht über den Balkan, sondern über Venedig, wo sich die meisten Ritter einschiffen. Abt Martin von Pairis ist im Juni/Juli 1202 in Verona, wo sich zur gleichen Zeit der byzantinische Thronprätendent Alexios IV. aufhält und von hier aus Kontakt mit

den Kreuzfahrern in Venedig aufnimmt. Er bittet sie, ihm bei der Erlangung der oströmischen Kaiserkrone zu helfen.<sup>11</sup>

Der Termin der Abfahrt des Kreuzfahrerheeres war auf den April 1202 festgelegt worden. Conrad von Schwarzenberg (und Abt Martin?) dürften somit im März 1202 im Breisgau/Elsaß aufgebrochen sein, um im April 1202 in Venedig anzukommen.

Die Venezianer hatten im Vorfeld des Kreuzzuges versprochen, den Transport der Ritter und ihrem Gefolge gegen die Zahlung von 85.000 Mark zu übernehmen. Nachdem allenfalls ein Drittel der erwarteten Zahl dem Ruf gefolgt war, die Venezianer auf die Zahlung der gesamten Summe bestanden, und das Geld trotz heftiger Bemühungen nicht aufgebracht werden konnte, zwingen die Venezianer die Ritter dazu, die ehemals zur Lagunenstadt gehörende Stadt Zara in Dalmatien zu erobern. Diese Belagerung beginnt am 11. November 1202 und endet nach drei Tagen mit der Kapitulation der Stadt. Sie wird geplündert und hälftig zwischen den Venezianern und den Kreuzfahrern aufgeteilt. Es folgen blutige Kämpfe zwischen beiden Parteien. Abt Martin ist unter den wenigen, die gegen die Eroberung der Stadt opponieren.<sup>12</sup>

Der Papst verhängt über die Kreuzritter die Exkommunikation, da sie gegen Christen Krieg geführt haben. Dies wird wenig später aufgehoben. Eine Weiterreise verschiebt sich nicht zuletzt durch den Einfluss der Venezianer. Es wird deutlich, dass nicht Jerusalem das Ziel des Zuges sein soll, sondern eine andere Stadt. Schließlich wird der Beschluss gefasst, Konstantinopel zu erobern. Daraufhin verlassen zahlreiche Kreuzfahrer das Heer – u. a. Abt Martin – und machen sich auf den Weg nach Hause oder segeln nach Akkon.

„Am Ostermontag (7. April) waren alle Schiffe beladen“, so berichtet Gotfried von Villehardouin, einer der Chronisten des Zuges.<sup>13</sup> Im Juni 1203 sind sie vor Konstantinopel, das Ende Juli eingenommen wird. Doch auch nun wird von dem neuen Kaiser Alexios, der die Kreuzfahrer zu der Eroberung eingespannt hatte, die Weiterfahrt ins Heilige Land erneut verzögert. Bald schlägt der alte Kaiser zurück, vertreibt die Kreuzfahrer aus der

Stadt, verhaftet Alexios und erwürgt ihn schließlich (Februar 1204). Am 9. April 1204 beginnt die erneute Belagerung der Stadt. Diese wird drei Tage darauf erobert und geplündert.

Abt Martin hatte sich am Karfreitag (4. April) des Jahres 1203 dazu entschlossen, das Kreuzfahrerheer zu verlassen und direkt ins Heilige Land zu segeln.<sup>14</sup> Er konnte oder wollte sich nicht an der Fahrt nach Konstantinopel beteiligen. Dies dürfte auch für Conrad von Schwarzenberg gelten. Sie kamen Ende April in Akkon an.<sup>15</sup> Hier werden sie Zeuge einer verheerenden Seuche. Zudem steht das Ende des 1197 geschlossenen Waffenstillstandes bevor (Februar 1204).<sup>16</sup> Am Ende des Jahres 1203 wird beschlossen, eine Delegation zu dem Kreuzfahrerheer nach Konstantinopel zu schicken um sie zur Eile zu drängen. Dort treffen sie am 1. Januar 1204 ein. Doch sie treffen auf ein Heer, das sich anschickt, Konstantinopel zum zweiten Male zu erobern. Ob Conrad von Schwarzenberg an der Eroberung und Plünderung der Stadt teilgenommen hat, ist nicht bekannt. Es dürfte jedoch sehr wahrscheinlich sein, dass er sich tatsächlich beteiligt hat. Denn wenn einer Skrupel gehabt hätte, die christliche Metropole am Goldenen Horn zu schänden, so müsste das auf seinen Begleiter Martin von Pairis zugetragen haben. Doch von ihm berichtet die Chronik:

*„Als die Sieger voll Begierde die Stadt plünderten, begab sich Abt Martin in eine Kirche, der große Verehrung entgegengebracht wurde. Hier fand er einen alten Mann. Der Abt schrie ihn laut an: „Nun, verruchter alter Mann, komme und zeige mir, wo du die wirkräftigsten Reliquien aufbewahrst, oder sei dir gewiß, dass du sonst unverzüglich mit dem Tode bestraft wirst“. Der alte Mann öffnete einen eisernen Kasten. Als der Abt dies sah, griff er schnell und gierig mit beiden Händen hinein. Er und der Kaplan schürzten flink ihre Kutten auf und füllten sie mit dem heiligen Kirchengut. Als er zu seinem Schiff zurückeilte, wurde er von Männern gesehen, die ihn kannten. Sie fragten ihn freudig, ob er etwas wegtrage. Er antwortete wie gewöhnlich mit einem Lächeln und den fröhlichen Worten: „Gut haben wir getan“. Sie antworteten: „Dank sei Gott“.<sup>17</sup>*

Damit war der Kreuzzug beendet.



*Luftbild der Motte Runstal, Gemarkung Villingen, 1983, Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, L 7916/13.*

Conrad dürfte nach diesem Erlebnis wieder in den Breisgau gezogen sein. Sollte er zusammen mit Martin von Pairis wieder zurückgekehrt sein, wird seine Ankunft in den Sommer des Jahres 1205 fallen, da Abt Martin sein Kloster Pairis am 24. Juni 1205 wiedersah. Dessen Reise verlief von Konstantinopel aus über Palästina nach Venedig und Basel schließlich nach Pairis.<sup>18</sup> Doch mit dem schändlichen Ende des Kreuzzuges in Konstantinopel ist für Conrad von Schwarzenberg der dritte Versuch gescheitert, an der erhofften Befreiung Jerusalems teilnehmen zu können.

Abgesehen von den Eindrücken bei der Eroberung von Konstantinopel wird der Kontakt mit dem Zisterzienserabt Conrad von Schwarzenberg tief geprägt haben. Denn die beiden Verkäufe seiner Güter Vörstetten und Runstal gehen beide ebenfalls an Zisterzienserklöster (Tennenbach und Salem). Hier wird man auch eine religiöse Prägung durch und eine Hinwendung zum Zisterzienserorden wahrnehmen dürfen.<sup>19</sup>

### **Verkauf von Runstal und endgültiger Wegzug ins Heilige Land 1207**

Conrad von Schwarzenberg wird nun die kommenden 1 1/2 Jahre dazu genutzt haben, seine Angelegenheiten zu regeln und Besitz zu veräußern, um sich den erneuten Kreuzzug ins Heilige Land leisten zu können. In diesem Zusammenhang wird nun auch das Gut Runstal erwähnt. Dieses Gut dürfte eines der ältesten Besitzungen der Schwarzenberger gewesen sein.

Am 28. Mai 1207 bestätigt König Philipp II. dem Kloster Tennenbach, Güter zu tauschen und von seinen Dienstmännern Schenkungen anzunehmen.<sup>20</sup> Diese Urkunde wurde in Salem vorgefertigt und dem König zur Unterzeichnung vorgelegt. Wo dies geschah, ist nicht vermerkt. Da jedoch eine große Anzahl breisgauischer Adelige – u. a. Conrad von Schwarzenberg – als Zeugen aufgeführt werden, dürfte dies am Oberrhein, wahrscheinlich im Elsaß erfolgt sein. Zu diesem Zeitpunkt weilte er offenbar noch im Breisgau.

Im selben Jahr verkaufen Conrad und seine Frau Mathilde<sup>21</sup> das Gut in Vörstetten um 60 Mark an das Kloster Tennenbach und im selben Jahr auch das große Gut Runstal bei Villingen mit allem Zubehör für 200 Mark an das Kloster Salem, dem Mutterkloster von Tennenbach.<sup>22</sup> Der Verkauf des Gutes in Vörstetten wird am 6. Dezember 1207 in Augsburg durch König Philipp II. bestätigt.<sup>23</sup> Die Übertragung des Gutes war offenbar nicht unumstritten, wenn das Kloster Tennenbach sich derart beeilt, eine königliche Bestätigung einzuholen. Denn durch den Verkauf seiner Güter an Tennenbach und Salem wurden sie dem Zugriff der Zähringer entzogen und die Stellung der königstreuen Klöster gegen den Zähringer Berthold V. gestärkt.

Unter den zahlreichen Zeugen in der Urkunde vom 6. Dezember 1207 fehlt der Name Conrads. Wahrscheinlich darf man dies als Hinweis seines bereits erfolgten Zuges ins Heilige Land bewerten. Daraus kann geschlossen werden, dass er die Güter im Hinblick auf seinen endgültigen Zug ins Heilige Land veräußert hat.<sup>24</sup> Warum der Verkauf von Runstal zu diesem Zeitpunkt nicht ebenfalls bestätigt wird, sondern erst zwei Monate später am 6. Februar 1208 durch Philipp II. in Straßburg, ist unbekannt.<sup>25</sup>

Noch ungewöhnlich viele Bestätigungen durch Friedrich II. folgen. Dazu kam es wie folgt:

Wohl schon im Sommer oder Herbst 1209 hatte sich eine Delegation von Salemer Mönchen auf den 1300 km langen Weg nach Sizilien gemacht, um einen noch nicht zum deutschen König gewählten, gerade erst mündig gewordenen Jüngling als Herzog von Schwaben um die Bestätigung dieses Verkaufes zu bitten.<sup>26</sup> Die erste wurde von

dem erst 15-jährigen Friedrich, König von Sizilien, im Januar 1210 in Catania (Sizilien) ausgestellt. Friedrich II. war zwar schon als Zweijähriger auf Betreiben seines Vaters Heinrich VI. zum König gewählt worden, doch als Heinrich VI. verstarb ist er noch zu jung, um das Amt anzutreten. Aus diesem Grunde wird der Staufer Philipp II. zum König gewählt. Dies führt zu jahrelangen Thronstreitigkeiten, die mit dem Tod von Philipp II. im Jahre 1208 enden. Friedrich II. wurde erst im September 1211 von den deutschen Fürsten zum König gewählt.

Diese Besitzbestätigung macht in mehrfacher Hinsicht stutzig. Denn es handelt sich 1210 nicht nur um die ersten Urkunden, die Friedrich für Angelegenheiten im Deutschen Reich ausstellt. Auch die rechtliche Bedeutung dieser Besitzbestätigung ist zu diesem Zeitpunkt mehr als fraglich. Die drei 1210 für die Gesandtschaft ausgestellten Urkunden betreffen das Gut Mundingen, das aus dem Besitz von Conrad von Schwarzenberg über Berthold III. von Nimburg auf die Johanniter und schließlich an das Kloster Tennenbach gekommen ist, sowie das Gut in Vörstetten, das Conrad von Schwarzenberg dem Kloster Tennenbach direkt verkauft hat. Die dritte Urkunde behandelte das Gut Runstal. Es ist schon erstaunlich, dass es sich bei diesen Bestätigungen nur um die aus der Hand von Conrad von Schwarzenberg gekommenen Güter handelt. War die Güterübertragung des Conrad von Schwarzenberg an Heinrich VI. so umstritten gewesen (vom Herzog von Zähringen?), dass eine derart aufwendige Aktion durchgeführt werden musste? Was waren die Hintergründe für diese Aktion? Offenbar bestand eine Opposition gegen den Welfen Otto IV. als potentiellen Gegenkönig, die ihr Sprachrohr in dem schon immer stauferfreundlichen Abt Eberhard von Salem hatte. Mit der Aktion sollte offenbar dem jungen Staufer in Sizilien gezeigt werden, dass sie seinen erblichen Anspruch auf die Nachfolge Philipp II. als deutscher König anerkennen. Und der Aufhänger für diese Loyalitätsbekundung sind die von Conrad von Schwarzenberg verkauften Güter. Möglicherweise gingen die Überlegungen in folgende Richtung: Conrad von Schwarzenberg hat 1195/96



dem König Heinrich VI. seine Güter übertragen, als Lehen zurückerhalten und nun verkauft. Und trotz der Bestätigung durch Philipp II. soll nun auch die des zukünftigen Königs – was zu diesem Zeitpunkt alles andere als sicher war – eingeholt werden.

Die durch die Delegation angeknüpften Verbindungen richten sich nicht nur gegen den Welfen Otto IV., sondern auch gegen Bertold V. von Zähringen, der einerseits vom Papst gebeten wurde, Otto IV. zu unterstützen und andererseits des öfteren gegen die Zisterzienser – nicht zuletzt auch im Umfeld von Villingen – restriktiv vorgegangen war. Schließlich wird der Erwerb von Runstal durch das Kloster Salem von Friedrich II. am 31. März 1213 in Konstanz erneut bestätigt.<sup>27</sup> Conrad von Schwarzenberg wird in dieser Urkunde als verstorben erwähnt.<sup>28</sup>

Abgesehen von diesen reichspolitisch bedeutsamen Vorgängen, gibt es auch noch regionale Aspekte. Denn das Gut Runstal, das aus der Niederungsburg und einem Dorf, sowie aus Besitz in Herzogenweiler, Überauchen, Rietheim und Dürrheim bestand, umfasst somit Besitz im unmittelbaren Umfeld von Villingen. Dem Kloster steht als Besitzer von Runstal wie den Bürgern von Villingen das Recht zu, im Gemeindewald Holz zu schlagen.<sup>29</sup>

Die Entwicklung von Villingen zur Stadt ist im 12. Jahrhundert durch die Zähringer massiv gefördert worden. 1209 begann die Errichtung der Stadtmauer, womit der Prozess der Stadtwerdung sichtbar zu einem Abschluss kommt. Durch diese Maßnahme fühlen sich die Zisterzienser von Salem in ihren Besitzungen in und um Villingen bedrängt. Das Gut Runstal hat für das Kloster Salem auch eine hohe wirtschaftliche Bedeutung. Dies ist schon aus dem Kaufpreis von 200 Mark abzulesen. Die Konflikte zwischen den Zähringern und den Zisterziensern sind natürlich nicht erst mit dem Verkauf von Runstal aufgebrochen, sondern bestanden schon zuvor. Dieser Sachverhalt muss auch dem Conrad von Schwarzenberg wohl bekannt gewesen sein. Er wird den Verkauf an Salem in dem Bewusstsein durchgeführt haben, um dem Zähringer Bertold V. zu schaden. Denn hiermit wurde nicht nur die Stellung des Klosters im Umfeld der

aufstrebenden Stadt Villingen massiv gestärkt, sondern auch die Möglichkeit der Stadt zur Expansion eingeschränkt. Nicht zuletzt gehen dem Stadtherren Bertold V. auch die Einkünfte des Gutes Runstal verloren. Denn dass dieser das Gut selbst gerne erworben hätte, steht außer Frage und geht aus den jüngeren Urkunden auch deutlich hervor. Die weitere Geschichte des Besitzes Runstal braucht in diesem Zusammenhang nicht weiter verfolgt zu werden.

Conrad scheint sich nun 1207/08 – mit gefülltem Portemonnaie und geregelter Nachfolge – endgültig auf den Weg ins Gelobte Land aufgemacht zu haben. Wenn man liest, dass der Verkauf des Hauses in Akkon wenige Jahre später 400 Mark Silber erbringt, kann man erahnen, wie stark die Reisekasse gefüllt war. Wenn man davon ausgeht, dass Conrad bei seinem ersten Kreuzzug 1289 Mitte 20 war, wird er jetzt etwa 42 Jahre sein. Wenn man weiter davon ausgeht, dass seine Frau etwa gleich alt ist, dürfte sich die Hoffnung auf Kinder und somit auf Nachfolger in der Zwischenzeit zerschlagen haben.

### **In Akkon (1207/08–1213)**

Im Oktober 1208 tritt uns Conrad von Schwarzenberg, wie oben schon erwähnt, als Zeuge für Otto IV. von Botenlauben und dessen Frau Beatrix von Courtenay, Alleinerbin des Joscelin III. von Courtenay in Akkon bei einem Verkauf des Casal Blanc an das Hospital in Jerusalem entgegen. Die Familie de Courtenay hatte es verstanden, aus der Eroberung des Heiligen Landes Gewinn zu schlagen und hatte sich eine große Seigneurie aufgebaut.<sup>30</sup> Otto von Botenlauben hat Beatrix von Courtenay wahrscheinlich im Zuge des Kreuzzuges Heinrich VI. (1197) kennen- und liebgelernt. Seit dieser Zeit müssen engere Beziehungen zwischen den Schwarzenbergern und den von Courtenay sowie den Hennebergern bestanden haben. Beatrix von Courtenay ist somit eine der reichsten Erbinnen von Outremer. Die Tatsache der Erwähnung von Conrad von Schwarzenberg geht hier wie bei der Urkunde von 1215 darauf zurück, dass der Deutsche Orden sein Archiv bis in die jüngste Zeit hinein retten konnte.



*Graf Otto von Botenlauben, Quelle: Manesse-Handschrift*

Conrad von Schwarzenberg hat zu einem unbekanntem Zeitpunkt – vermutlich 1207/1208 – von Beatrix von Courtenay ein stattliches Haus in Akkon erworben. Wo sich dieses Haus befand, ist nicht bekannt. Möglicherweise lag es im französischen Viertel.

Da seine Frau Mathilde am 9. April 1215 in Akkon über ihr gemeinsames Haus urkundet, wird sie ihn mit Sicherheit begleitet haben. In dieser Urkunde wird Conrad als verstorben erwähnt. Offenbar ist er schon vor dem März 1213 verstorben.<sup>31</sup> Sie verkauft das von Joscelinus III. erworbene Stadthaus dem Großmeister des Deutschen Ordens, Heinrich von Salza, der ihr verspricht, dafür 14 Tage nach Pfingsten 1216 in Straßburg 400 Mark Silber auszuzahlen. Für diese Summe wollte sie ein Gut bei Straßburg erwerben.<sup>32</sup> Auch hier wird wieder die Organisation der Ritterorden genutzt, um große Summen sicher zwischen dem

Heiligen Land und der deutschen Heimat zu transferieren.

Das Haus ist der erste Teil der Seigneurie des Joscelin von Courtenay, die auf den Deutschen Orden übergeht. 1220 erwirbt der Orden von Beatrix von Botenlauben im Namen ihres Mannes, der sich seit 1217 wieder in Franken befindet, den gesamten Rest der riesigen Herrschaft für 7.000 Mark Silber und 5.250 Byzantiner. Der Orden selbst hat dieses Geld im Jahr zuvor von Herzog Leopold VI. von Österreich erhalten. Daraus kann gefolgert werden, dass Otto von Botenlauben und seine Frau das Geschäft zwischen Mathilde von Schwarzenberg und Heinrich von Salza eingefädelt hatten, um den Orden zu fördern. Daraus kann man – wie schon aufgrund der Schenkung von einem Haus in Saphet mit 100 Hektar Land – auf eine große Sympathie zwischen Otto von Botenlauben und dem Deutschen Orden schließen – eine Sympathie, die mit großer Wahrscheinlichkeit von Conrad von Schwarzenberg geteilt wurde.<sup>33</sup> Conrad von Schwarzenberg wird mit Sicherheit in Akkon bestattet worden sein und ruht somit in der Heiligen Erde, in der er das Jüngste Gericht erwarten wollte. Akkon wurde 1291 endgültig wieder von den Muslim erobert.

Somit spannt sich der Bogen von einer heute unscheinbaren Burgruine in der Nähe Villingens bis an die Levanteküste und Runstal erweist sich als Ort, an dem lokal- aber auch reichspolitische Interessen zusammentrafen.

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> HISTORIA DE EXPEDITIONE FRIDERICI IMPERATORIS MGH NS 5, S. 18, 19, 22.
- <sup>2</sup> ULRICH PARLOW, Die Grafen von Nimburg. – In: P. SCHMIDT (Hrsg.) Teningen. Ein Heimatbuch (1990), S. 45-74, 54 f.
- <sup>3</sup> PARLOW (1990), wie Anm. 2, S. 55.
- <sup>4</sup> VOLKHARD HUTH, Kaiser Friedrich II. und Villingen. Beobachtungen zur Rolle der Stadt in reichs- und territorialpolitischen Konflikten der spätstaufischen Zeit, in: HEINRICH MAULHARDT / THOMAS ZOTZ (Hrsg.), Villingen 999-1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen Band 27, zugleich Veröffentlichung des Alemannisches Instituts Freiburg i. Br. Nr. 70, 2003), S. 199-234, bes. S. 218, Anm. 58. – MAX WETZEL (1912), Waldkirch im Elztal Band 1, S. 69. – PARLOW (1990) wie Anm.<sup>2</sup>, S. 57.

- <sup>5</sup> PARLOW (1990), wie Anm. 2, S. 56. - Aus der Urkunde von 1207 geht hervor, dass Kloster Tennenbach das Gut seit über 8 Jahren besitzt. Das heißt, der Erwerb von den Johannitern muss vor dem 28. Mai 1198 stattgefunden haben. Wann diese es von Bertold II. bekommen haben ist ebenso unbekannt, wie die Übertragung des Gutes von Conrad von Schwarzenberg an Bertold II.
- <sup>6</sup> Graf Otto von Henneberg ist identisch mit dem Minnesänger Otto von Botenlauben: BECHSTEIN (1845), *Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben*, Nr. 2. – PETER WEIDISCH, *Otto von Botenlauben. Minnesänger-Kreuzfahrer-Klostergründer*. – In: DERS. (Hrsg., 1994), *Otto von Botenlauben. Minnesänger-Kreuzfahrer-Klostergründer*. (Bad Kissinger Archiv-Schriften Bd. 1), S. 17-56.
- <sup>7</sup> BERND-ULRICH HUCKER, *Regesten des Grafen Otto von Botenlauben 1197-1244*, in: PETER WEIDISCH (1994, Hrsg.), wie Anm. 6, S. 471-498, Nr. 2.
- <sup>8</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), Pr. 10, 25 ff. – Werkmann 1868 (wie Anm. 1), 161 f.
- <sup>9</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 9 und Anm. 18-21, 81 f, 10 Sp. 26. Zur Predigtstätigkeit von Martin: ebd. 82, bes. Anm. 20.
- <sup>10</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 110.
- <sup>11</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 86, Anm. 14.
- <sup>12</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 77, 92.
- <sup>13</sup> PETER MILGER (1988), *Die Kreuzzüge. Krieg im Namen Gottes*, S. 288.
- <sup>14</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 87, Anm. 15.
- <sup>15</sup> Conrad von Schwarzenberg ist nicht namentlich erwähnt, da die Begleiter (socii) nur summarisch aufgezählt werden. Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 131.
- <sup>16</sup> BERND-ULRICH HUCKER, *Otto Graf von Henneberg-Botenlauben und die imperiale Politik in Europa und Outremer (1196-1244)*, in: WEIDISCH (1994, Hrsg.), wie Anm. 6, 89-116, bes. 90.
- <sup>17</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 158-160. – Zitiert nach: JONATHAN RILEY-SMITH (1992, Hrsg.), *Großer Bildatlas der Kreuzzüge*, S. 84.
- <sup>18</sup> Gunther von Pairis 1994 (wie Anm. 1), 90.
- <sup>19</sup> Diese Hinwendung zu den Zisterziensern dürfte auch schon bei seinem Vater Conrad und seinem Onkel Werner vorhanden gewesen sein, die unter den Begründern des Zisterzienserklosters Tennenbach aufgeführt werden. Die anderen Adeligen waren u.a. Markgraf Hermann III. von Baden, Graf Berthold von Nimburg, Burchard von Üsenberg, ferner die von Falkenstein, Werner von Roggenbach, Gottfried von Staufen und der herzogliche Marschall Bertold von Schopfheim bei Lahr.: BERENT SCHWINEKÖPER, *Das Zisterzienserkloster Tennenbach und die Herzöge von Zähringen*, in: HEINRICH LEHMANN, WILLI THOMA (1983, Hrsg.), *Forschen und Bewahren, Festschrift Hermann Rambach*, S. 95-157, 123 ff.
- <sup>20</sup> BÖHNER, *Reg. Imp.* Band V, 1, Nr. 147. – SCHWINEKÖPER (1983), wie Anm. 19, 129 f., Anm. 162.
- <sup>21</sup> ALLGEIER (2000), wie Anm. 1, 119. Der Ansicht von R. Allgeier, Mathilde habe nach Conrads Tod den Bruder von Otto von Botenlauben, den Burggrafen von Würzburg Bertold II. geheiratet, kann nicht gefolgt werden. Denn dieser ist nachweislich im Jahre 1212 verstorben. Zu diesem Zeitpunkt wird Conrad noch gelebt haben. Auf jeden Fall ist Mathilde ab 1207/08 im Heiligen Land, während Bertold II. dort nicht nachweisbar ist. Ein Kontakt zwischen den beiden ist demnach kaum wahrscheinlich. – WEIDISCH (1994, Hrsg.), wie Anm. 6, *Stammtafel der Grafen von Henneberg*. – HEINRICH WAGNER, *Genealogie der Grafen von Henneberg bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts*, in: WEIDISCH (1994, Hrsg.), wie Anm. 6, S. 401-470, bes. 445 f.
- <sup>22</sup> WERKMANN (1868), wie Anm. 1, 162. – WETZEL (1912), wie Anm. 4, 70.
- <sup>23</sup> UB FÜRSTENBERG, Bd. 1, Nr. 112b, S. 345.
- <sup>24</sup> „Die Kreuzfahrer vertrauten daher dem Orden ihre Besitzungen bis zu ihrer Heimkehr an. Wo es die finanzielle Lage der Klöster zuließ, nahm man sogar Kredite von ihnen für die kostspielige Reise auf.“ SCHWINEKÖPER (1983), wie Anm. 19, 111 f.
- <sup>25</sup> HUTH (2003), wie Anm. 4, 217.
- <sup>26</sup> HUTH (2003), wie Anm. 4, 199-234, 204 ff.
- <sup>27</sup> UB SALEM, Bd. 1, Nr. 86, S. 124.
- <sup>28</sup> Gunther von Pairis (1994), wie Anm. 1, 9.
- <sup>29</sup> HUTH (2003), wie Anm. 4, 218.
- <sup>30</sup> HANS EBERHARD MAYER (1980), *Die Seigneurie de Joscelin und der Deutsche Orden*. – In: *Die geistlichen Ritterorden Europas*, hrsg. JOSEF FLECKENSTEIN und MANFRED HELLMANN (Vorträge und Forschungen XXVI), S. 171-216.
- <sup>31</sup> Angeblich soll er noch 1213 als Zeuge aufgetreten sein: HUTH (2003), wie Anm. 4, 221, Anm. 69, was allerdings nicht stimmt.
- <sup>32</sup> WETZEL (1912), wie Anm. 4, 70. – ALLGEIER (2000), wie Anm. 1, 118 f. Allerdings kann sie nicht identisch sein mit der Frau des Sohnes von Otto von Botenlauben, da dieser – Bertold II. mit Namen – 1212 schon verstorben ist, als Conrad von Schwarzenberg höchstwahrscheinlich noch lebt: Heinrich Wagner, *Genealogie der Grafen von Henneberg bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts*, in: WEIDISCH (1994, Hrsg.), wie Anm. 6, S. 401-470, 445-447.
- <sup>33</sup> ENNO BÜNZ, *Der Besitz Ottos von Botenlauben im Königreich Jerusalem*. – In: WEIDISCH (1994, Hrsg.), wie Anm. 6, S. 71-88, bes. 73 f.



## Kreuzweg und Höllenhund

Glaube und Aberglaube sind dem Menschen wesenhaft und was den Aberglauben betrifft, eine verborgene Erscheinung die man nicht zu Markte trägt. Aufklärerische Vernunft und moderne elektronische Kommunikation wie Fernsehen und Internet vermochten wenig zu ändern. So ergab eine repräsentative Forsa-Umfrage<sup>1</sup>, dass eine Mehrheit von Frauen und Männern in Deutschland an übersinnliche Kräfte und Erscheinungen glaubt, zu denen auch Geisterkontakte gehören. Wir entfernen uns also nicht aus der Zeit, wenn wir die schicksalsträchtigen Legenden, Mythen und düstere Phantasien als realen Teil des Volksglaubens zur Kenntnis nehmen. Auch heute noch gibt es Bevölkerungskreise die sich als Eingeweihte in vermeintliche Geheimlehren verstehen.

Das Spezifische des Aberglaubens ist vor allem sein pseudoreligiöser Bezug, bei dem neben bösen Geistern, wie dem leibhaftigen Teufel und Hexen, manchmal auch göttliche Wesen, wie Engel, aber auch Fluch und Segen eine Rolle spielen. In Verbindung mit dem christlichen Glauben hat der Aberglaube offiziell als überholt zu gelten oder er widerspricht der kirchlichen Lehrmeinung. Mögen die Grenzen auch fließend sein, es ändert sich nichts an der Festgefügteit des Aberglaubens, wie uns beispielhaft schon die Akten der Villinger Hexenprozesse lehren. Das zehnbändige „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ liefert uns davon eine unübersehbare Fülle. So heißt es hier u. a. vom Kreuzweg „Unter den Orten, an denen nach dem Volksglauben das Übernatürliche am mächtigsten wirkt und die daher zu allerhand schützendem oder aber bösem Zauber geeignet sind, stehen die Kreuzwege in besonderem Ansehen. Zu ihnen gehören nicht nur die Stellen, wo sich zwei oder mehrere Wege kreuzen<sup>2</sup> (Wegkreuzungen) sondern auch Weggabelungen (Wegscheiden)“. Als Aufenthaltsort der Geister sind sie

magische Orte, wo unter bestimmten Bedingungen, z. B. um Mitternacht oder nach beschwörenden Ritualen, der Zauber obwaltet, sei es, dass man hier durch Belauschen der Geister Verborgenes oder Zukünftiges erkennt, Glück und Liebe erlangt oder Unglück und Tod erfährt oder den Geistern Verstorbener begegnet. Andererseits findet man hier Heilung von Krankheiten, Schutz vor Gefahren die Mensch und Tier drohen oder von diesen ausgehen und man vermag übernatürliche Kräfte zu gewinnen.

Die Bücher mit Sagen, Legenden und die vom Volksleben, bis hin zur spätmittelalterlichen Chronik der Grafen von Zimmerns von kulturgeschichtlichem Rang, sind gespickt mit derartigen Geschichten. Gleiches gilt bis heute von mündlich weiter gegebenen Erzählungen, seien sie ernstgemeint oder sarkastisch. Um konkret zu werden: Eines Tages stand ich mit einem Arbeiter aus dem Steinbruch im Groppertal beim Gasthof „Forelle“ auf heimatlicher Flur am Straßenrand. Mit ausgestrecktem Arm zeigte er auf die gegenüberliegende Höhe, Richtung Breitbrunnen/Unterkirnach, wo sich der Stadtwald ausbreitet, und sagte den mir unvergessenen Satz: „Dort droben, auf'm Kreuzweg, nachts um Zwölfe, no kommt ER und no muscht unterschreibe, mit Blut“. Er meinte damit, man müsse dem Teufel Leib und Seele verschreiben.

Wir wollen in der Heimat verbleiben, auch wenn wir uns „ins Tal“ entfernen, d. h. hinunter nach Haslach, wo einst der Volksschriftsteller Pfarrer Hansjakob in seinen „Schneeballen“ dem „Wendel auf der Schanz“ auf dem hochgelegenen Fehrenbacher Hof ein literarisches Denkmal gesetzt hat.

Wenngleich es in der nachstehend geschilderten Geschichte vom Kreuzweg bzw. „Höllenhund“ zu Verwechslungen der Familiengeschichte von Vater



*Einst soll im alten Haus des Fehrenbacher Hofes (vor 1888) ein böser Geist, der „Höllenhund“, umgegangen sein. Als das Haus um 1890 abbrannte erstand es an einstiger Stelle neu und war zeitweilig ein Gasthof. Heute steht es leer und wird nur zeitweilig bewohnt.*

und Sohn und einigen Ungereimtheiten kommt, ist in ihr nichtsdestoweniger der Aberglaube erhalten geblieben, der bei der Gründung der närrischen „Höllenhundzunft Hofstetten e.V.“<sup>3</sup> Pate stand. Und so erzählt die „Höllenhundzunft“ die Geschichte: Die Sage vom Höllenhund in Hofstetten.

Oberhalb vom Fehrenbacher Hof, an der Gemarkungsgrenze zwischen Hofstetten (*Anm.: Ortsteil von Haslach*) und Welschensteinach, der sogenannten Teufelsküche, erhebt sich das Fehrenbacher Kreuz, welches 1872 von Wendelin und Genoveva Fehrenbacher gestiftet wurde. Unweit des Kreuzes (*Anm.: nördlich davon bei der gegenüber liegenden Wegseite*) soll ein „Höllenhund“ begraben sein, der einst auf dem Fehrenbacher Hof sein Unwesen getrieben habe. Nach dem Tode des als Prozesskrämer verschrieenen ehemaligen Bürgermeisters von Hofstetten und Besitzer des Fehrenbacher Hofes, Josef Fehrenbacher, im Jahr

1863, soll auf dem Hof ein böser Geist in Gestalt eines abscheulichen schwarzen Hundes umgegangen sein. Eines Abends hatten sich die Bewohner der umliegenden Höfe auf dem Fehrenbacher Hof zu einem Lichtergang zusammengefunden. Plötzlich klopfte es an die Tür. Nichts Gutes ahnend öffnete die Bäuerin und rief: „Rie was rie mueß!“. Da sprang unter die erschrockenen Gäste ein furchterregender schwarzer Hund.

Seit jenem Abend ließ er sich nicht mehr aus dem Haus vertreiben. Der Sage nach nahm das Gespenst mitunter verschiedene Gestalten an. Einmal soll es eine Maus, das andere Mal eine Schlange gewesen sein, die sich um den Ofen herumwand und bis zum Fenster reichte. Die Bewohner des Fehrenbacher Hofes und mit ihnen viele Hofstetter Bürger waren durch den Geist in Angst und Schrecken versetzt. In der Not holte der damalige Hofbesitzer, Wendelin Fehrenbacher,



*Vom Fehrenbacher Hof geht der Blick hinab ins Altersbacher Tal bei Hofstetten/Haslach und hinüber zu den östlichen Schwarzwaldhöhen beim Farrenkopf (789 m).*

*(Anm.: der Sohn des oben genannten Josef F.)* einen Haslacher Kapuziner, der den hartnäckig im Haus herumspukenden Hund bannen sollte. Auf die Frage des Kapuziners, wer er denn sei, antwortete der Hund, er sei der böse Geist des verstorbenen Josef Fehrenbacher, der zur Strafe für sein ständiges Prozessieren und seine andauernden Streitigkeiten keine Ruhe finde und nun als „Höllenhund“ umherirre. Der Geist bat den Kapuziner, ihn nicht ins Freie zu bannen, wo er den Unbilden der Witterung ausgesetzt wäre. Um dieser Bitte zu entsprechen, bannte der Kapuziner den Höllenhund unter einem Sautrog und ließ ihn oberhalb des Fehrenbacher Hofes auf einer Wiese begraben. Wenige Meter daneben errichtete einige Jahre später Wendelin Fehrenbacher ein schönes Steinkreuz mit dem Bildnis des gekreuzigten Heilands, in der Hoffnung, dass der „Höllenhund“ für immer von seinem Hof verbannt sein und die arme Seele seines Vaters endlich die Ewige Ruhe finden möge.

Das alte Haus des Fehrenbacher Hofes brannte vor mehr als hundert Jahren ab.

Der Wendelin und seine Genoveva waren davor schon in den wirtschaftlichen Ruin geraten und lebten damals armselig in einer Behausung der Stadt Haslach. Man hat ihn zunächst sogar der Brandstiftung verdächtig. An der Stelle des alten Hofgebäudes wurde das heutige Haus gebaut, das zeitweilig auch als Gasthaus diente. Es wechselte

wiederholt den Eigentümer und gehört heute einer Berliner Familie, die es nur zeitweilig bewohnt. Der übrige Grundbesitz geriet in eine Erbteilung und ist für die Besitzer mehr Last als Nutzen. Vom Haus führt ein ansteigender befestigter Weg rund 150 Meter zum Höhenrücken im Norden. Am Scheitelpunkt treffen sich der von Haslach heraufziehende sowie der von Nordwesten aus dem Welschensteinacher Tal ansteigende und der südwestlich aus 720 Meter vom Hesseneck herabführende Weg. Wo die Scheidewege aufeinander treffen, an ihrem Schnittpunkt, ist der magische Ort, der sich mit dem Begriff „Kreuzweg“ verbindet. Hier soll, wie man mir aus der Bevölkerung berichtet hat, der vom Kapuziner unter einen Sautrog gebannte Höllenhund verborgen sein. Wenige



*An der nördlichen Hofgrenze steht das Fehrenbacher Kreuz. Seine Inschrift lautet: Gestiftet von Wendelin Fehrenbacher und dessen Ehefrau Genovefa anno 1872.*





*Ein magischer Ort: Der Kreuzweg nördlich oberhalb des Fehrenbacher Hofes. Auf der dem Hofkreuz diagonal gegenüber liegenden Ecke (links) soll der Höllenhund gebannt sein.*

Meter gegenüber, dort wo man den Privatweg zum Fehrenbacher Hof betritt, steht am Wiesenrand auf dem Hofgrund das erwähnte Sandsteinkreuz des Wendelin Fehrenbacher und seiner Ehefrau Genoveva aus dem Jahr 1872.

Frömmigkeitsgeschichtlich ist, neben anderen religiösen Funktionen, das Kreuz zunächst ein Zeichen des lebendigen Gottes und wird als Auferstehungssymbol zum Heilszeichen. So ist sein Standort stets ein geheiligter Ort. Das Kreuz bietet sowohl Schutz als auch Segen und mahnt gleichzeitig zur Andacht. Im Volksglauben (Herrgottswinkel, Wegkreuz) „werden ans christliche Symbol oft magische Erwartungen geknüpft“<sup>4</sup>.

In diesem Zusammenhang ist das Feldkreuz des Wendelin und der Genoveva Fehrenbacher zu sehen. Es steht an keinem zufälligen Standort. Es ist exakt auf den Schnittpunkt des Kreuzweges bzw. der Scheidewege ausgerichtet und es steht am Rande des Fehrenbacher Grundbesitzes, ja es liegt genau der Stelle gegenüber, wo dem Aberglauben nach der Höllenhund verborgen liegt. Auf diese

Weise wird man in dem Flurkreuz auch ein Bannungszeichen sehen dürfen, das die bösen Geister, die Höllmächte, nicht zuletzt den Höllenhund, von Haus und Hof fernhalten soll.

Als 1872 das Kreuz vom Wendelin und seiner Genoveva errichtet wurde, lebte man in dieser Weltabgeschiedenheit noch ganz mit den magischen Zeichen der Natur, die vermeintlich bestimmend ihren Zugriff auf den Menschen ausübten und ihn, verbunden mit dem Glauben und dem Aberglauben, beherrschten.

#### Literatur und Quellen:

Meyer Elard Hugo, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, 1990 Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Gruyter Verlag, Berlin 1986, Band 5, Spalte 516 ff.

<sup>1</sup> Forsa-Umfrage für „Die Woche“, April 1997.

<sup>2</sup> Handwörterbuch d. D. A., a.a.O., Bd. 5, Spalte 516.

<sup>3</sup> Computerausdruck aus der Homepage der „Höllenhundzunft Hofstetten e.V.“

<sup>4</sup> Lurker Manfred, Wörterbuch der Symbolik, Kröner Verlag Stuttgart, 1991, S. 406, Stichwort: Kreuz.

# 800 Jahre Herzogenweiler

Festvortrag vom 25. Juli 2008

Bertram Jenisch

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Kubon, sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete und Stadträte, liebe Herzogenweiler und Gäste!

Als mich Herr Dr. Maulhardt vor etwa einem Jahr fragte, ob ich an einer geplanten Ortschronik Herzogenweiler mitwirken würde, habe ich aus zwei Gründen spontan zugesagt. Zum einen wegen meiner seit vielen Jahren engen Verbundenheit zur Stadt Villingen-Schwenningen – ich habe allein 8 Jahre in Villingen ausgegraben, darüber meine Doktorarbeit verfasst und auch bei der Neu-einrichtung des Franziskanermuseums mitgewirkt. Dabei entstanden natürlich auch enge persönliche Bindungen. Zum anderen reizte mich die Aufgabe, auch weil sie gleich zwei meiner Forschungsschwerpunkte berührt: die Erforschung der Siedlungsentwicklung im Mittelalter und die Geschichte der Schwarzwälder Glashütten.

Mit Herzogenweiler habe ich mich daher schon seit 1995 immer wieder wissenschaftlich befasst, freilich nicht in der Tiefenschärfe, die jetzt durch die gemeinsame Arbeit erreicht wurde. Für mich war während der Zeit der Vorbereitung auf das heutige Ereignis besonders die Begegnung mit Herrn Wekenmann wichtig, den ich zuvor nicht kannte. 30 Jahre seiner Freizeit widmete er dem Sammeln von Schwarzwälder Glas mit einem Schwerpunkt Herzogenweiler. Man darf wohl sagen, dass er eine mehr als bemerkenswerte Sammlung zusammengetragen hat. Bei der Beschäftigung mit diesem faszinierenden Produkt der Region hat er sich ein Kenntnis erworben, die weit über die des Amateurs, des Laienforschers hinausgeht. Seine Erkenntnisse flossen in die Ortschronik ein und er bestreitet auch einen Großteil der Ausstellung, die ab morgen im Rathaus und später im Franziskanermuseum zu sehen sein wird. Für seine offene Zusammenarbeit und dafür, dass er



*Das Wappen von Herzogenweiler zeigt einen ... Kelch. ... In der Homepage der Stadt Villingen-Schwenningen heißt es über den Stadtbezirk: „Von Wäldern umschlossene, kleine bäuerliche Wohnsiedlung, südwestlich von Villingen. 1208 zum erstenmal urkundlich erwähnt. Bis ins 12. Jahrhundert wurde die Gemarkung zusammen mit Pfaffenweiler „Wiler“ genannt. Wie der Name sagt, Weiler der Herzöge von Zähringen. Später zur Fürstenbergischen Landgrafschaft Baar gehörend. Am 1. April 1972 freiwillige Eingliederung in die Stadt Villingen-Schwenningen.“*

bereitwillig seine Sammlungsstücke zur Verfügung stellt, gebührt ihm unser aller Dank.

Der Siedlungsbeginn von Herzogenweiler ist bislang nicht bekannt. Nicht einmal dessen genaue Lage und Größe ist uns überliefert. Bei den ersten urkundlichen Erwähnungen 1208 und 1221 ist eine Marktgemeinschaft mit dem unweit östlich gelegenen, älteren Ort Pfaffenweiler belegt. Die beiden benachbarten Weiler-Orte bildeten bereits selbständige Kirchorte des späten 12. Jahrhunderts, deren Entstehung eng mit den Zähringern verbunden ist. Die Pfarrei Herzogenweiler trägt den Namen des Herzogs (von Zähringen) zur Unterscheidung von Pfaffenweiler, das der klösterlichen Grundherrschaft von Salem unterstand. Der Na-

menszusatz „Weiler“ kennzeichnet beide Ansiedlungen als Orte des mittelalterlichen Landesausbaus.

Das mittelalterliche Herzogenweiler lag nicht an der Stelle des heutigen Dorfes, sondern etwa 1 km nordöstlich davon. Die archäologische Überlieferung weist auf eine Lage des alten Ortes am Rand der westlich des Bregtals liegenden Hochfläche im Waldbezirk Schlossberg/Pfeifer. Nordwestlich des Wolfbachbrunnens finden sich dort Hinweise auf die hochmittelalterliche Siedlungswüstung Herzogenweiler. Unweit dieser Siedlung lag am Abstieg in das Bregtal, im Gewinn Schlossermatte, eine schon früh abgegangene mittelalterliche Burg. Von der einstigen Anlage hat sich lediglich die mächtige Aufschüttung des Burghügels mit dem darum führenden, weitgehend verfüllten Graben erhalten. Aufgrund der Form ist die Burg dem im 11. und 12. Jahrhundert weit verbreiteten Burgentyp der Turmhügelburg/Motte zuzurechnen. Zur Struktur dieses abgegangenen Dorfes Herzogenweiler kann kaum etwas gesagt werden. Es wurde wohl im Zusammenhang mit der Gründung von Vöhrenbach im 14. Jahrhundert verlassen.

Das Dorf wurde aber nicht ganz verlassen, der ehemalige herrschaftliche Maierhof blieb weiter bestehen. Dass wir dies mit Funden belegen können, verdanken wir wiederum Herrn Wekenmann. Dieser später den Fürstenbergern gehörende Hof war Anknüpfungspunkt für die zweite Gründung des Ortes.

Am 31. Oktober 1721 schloss Fürst Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg mit den sechs Glasmachermeistern Philipp Mahler, Hans Georg Mahler, Hans Michael Eckmann, Balthasar Krieger, Peter Sigwarth und Christian Steinhardt einen Vertrag, der es ihnen gestattete, 51 Jahre lang auf der Gemarkung Herzogenweiler am Wolfbach eine Glashütte zu errichten und zu betreiben.

Es sind nicht zufällig sechs Glasmacher, die als Gruppe Vertragspartner des Fürstenbergers wurden. Diese Zahl begegnet uns immer wieder in Verträgen mit Glasmachern und ist darauf zurückzuführen, dass die in unserer Region üblichen Glasöfen sechs Arbeitsöffnungen aufwiesen, somit eine volle Ausnutzung der Anlage möglich war. Die

Gründer der Glashütte sind auch keine Unbekannten – über die gesamte Neuzeit wird das Gewerbe der Glasmacher im Schwarzwald und Schweizer Jura von den Familien Mahler, Sigwart und Greiner geprägt. Es hat sogar den Anschein, dass man innerhalb der vielfach durch Heirat verbundenen Sippen die Rezepturen und Technologien zur Herstellung von Glas als Betriebsgeheimnis hütete und nicht weitergab.

Die genannten Glasmacher von der Glashütte Rotwasser bei Lenzkirch gründeten 1723 das Dorf Herzogenweiler. Bei der Gründung ließ sich auch der Glasschneider, Maler und Schraubenmacher Andreas Thoma in Herzogenweiler nieder. Nach einer Einwohnerliste von 1772, als die Pacht in eine Erbleihe umgewandelt wurde, wuchs der Ort rasch auf zwanzig Haushalte mit 138 Einwohnern. Sie betätigten sich neben der Glasbläserei und Nebenerwerbslandwirtschaft als Glasträger. Die Meister bildeten ab 1818 eine Genossenschaft. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellte man in der Hütte nur noch einige Monate im Jahr Glas her. Die Hütte wurde zuletzt von Josef Faller als Teilhaber der Firma Josef Faller & Cie. Lenzkirch geleitet. Nach deren Auflösung 1880 stellte man die Produktion ein. Die 1723 gegründete Glashütte Herzogenweiler wurde insgesamt 157 Jahre lang an einem Ort betrieben und gehörte somit zu den am längsten an einem Ort arbeitenden Hütten im Schwarzwald.

Nach diesem Schnelldurchlauf durch die Geschichte des Ortes stellt sich natürlich die Frage, warum sich die Glaser ausgerechnet in Herzogenweiler niederlassen wollten.

Zur Herstellung von Glas in vorindustrieller Zeit wurde in einem Schmelzhafen ein Gemenge von (Quarz-) Sand und Asche erhitzt. Reiner Quarzsand würde erst bei 1600° C schmelzen, durch die Zugabe eines sogenannten Flussmittels schmilzt das Gemenge bei etwa 1200° C zu Glas, das dann zwischen 800 und 550° C noch verformbar ist. Als Flussmittel wurde bis in das 19. Jahrhundert Holzasche, insbesondere die gereinigte Pottasche, verwendet. Später ersetzte man sie durch chemische Zuschlagstoffe, u. a. das Mineralsalz Soda (Natriumcarbonat).



Der wichtigste Rohstoff für die traditionellen Glasmacher war daher das Holz. Nicht nur für den Betrieb der Öfen wurde es als Brennmaterial benötigt, sondern vor allem zur Gewinnung der Holzasche wurden große Waldflächen in Anspruch genommen. Um 100 kg Glas herzustellen benötigt man etwa 10 t (20 Ster) Holz. Das Gewerbe entwickelte sich daher vor allem in den abgelegenen Tälern, aus denen das Holz nicht durch Flößerei, Verarbeitung vor Ort oder den Bedarf von Bergwerken einer anderweitigen Verwendung zugeführt werden konnte. Herzogenweiler war demzufolge für die Glasmacher nahezu ideal.

In Herzogenweiler finden sich an verschiedenen Stellen Hinweise auf die Wohn- und Produktionsstätten der Glasmacher, die man auf unterschiedlichen Wegen lokalisieren kann. Die Werkstätten selbst sind nicht mehr, oder zumindest nur in geringen Resten im Untergrund vorhanden. Teilweise lassen sie sich aufgrund historischer Karten, Abbildungen, Schriftquellen und archäologischer Spuren lokalisieren und beschreiben.

Die eigentliche Glashütte, im 19. Jahrhundert als Glasfabrik bezeichnet, bestand ursprünglich inmitten des Dorfes. Das heute abgegangene Gebäude ist in Lageplänen des 19. Jahrhunderts südlich des heutigen Anwesens Greiner am Mattenweg 4 zu lokalisieren und wird heute als Streuobstwiese genutzt.

Auf der Gemarkung Herzogenweiler finden sich immer wieder markante Ansammlungen von Produktionsabfällen, die unmittelbar auf die ehemalige Glashütte hinweisen und uns Auskunft über deren Produktionsverfahren geben. Auf den

Halden unweit der ehemaligen Glasöfen finden sich zahllose Bruchstücke verschiedener Formen und Farben, welche die ganze Produktpalette des Wirtschaftsbetriebs widerspiegeln. In der Ausstellung können Sie sich von diesen faszinierenden kunsthandwerklichen Objekten bezaubern lassen.

Sie fragen sich vielleicht, warum ausgerechnet der Herr Wekenmann kommen musste, um diese Dinge zu finden, haben sich die Wissenschaftler dafür vorher nicht interessiert? Doch sie haben, aber wir – mich eingeschlossen – haben immer an der falschen Stelle gesucht! Wir schauten immer um den ehemaligen Standort der Glasfabrik und fanden so gut wie nichts. Herr Wekenmann lief aber die gesamte Gemarkung ab und fand die Abfallhalden in den Feldfluren. Vermutlich hat man die Kehrwoche in Herzogenweiler bereits früher eingeführt wie andernorts.

Wenn man sich einige Zeit mit einer Sache intensiv befasst, kommt man an den Punkt, an dem man sich fragt: Was ist hier anders als sonst, was ist hier besonders?

Zum einen ist es mehr als ungewöhnlich, dass ein Ort gleich zwei mal gegründet wurde: im Fall von Herzogenweiler zum ersten mal im 12. Jahrhundert und dann erneut 1721.

Herzogenweiler ist aber auch der seltene Beleg einer in der frühen Neuzeit gegründeten, spezialisierten Gewerbesiedlung. Die aus archäologischer Sicht gute Erhaltung von Produktions- und Wohnplätzen macht den Ort zu einem herausragenden Beispiel der frühen Wirtschaftsgeschichte unseres Landes.

Unsere Veranstaltungen begannen im Januar 2008 mit einem Auftakt nach Maß beim Besuch der **Goya-Ausstellung** in der **Städtischen Galerie in Schwenningen**. Ursula Köhler gelang es sehr gut, auch komplizierte und schwierige Einblicke in das Werk des spanischen Künstlers darzustellen und es zu würdigen. Ebenfalls im Januar stellte Heinrich Maulhardt die **Bibliothek des Stadtarchivs** vor und im Februar rezitierte unser Ehrenmitglied Werner Huger zur **Villinger Mund-**

**art**. Begeistert von den Plänen der Narrozunft, die **Zehntscheuer** zu renovieren und umzubauen waren mehr als 60 Geschichtsfreunde unter der Führung von Karl-Heinz Fischer. Etwas Besseres hätte dem Haus, der Zunft und der Stadt nicht passieren können, war die einhellige Meinung, als Zunftmeister und GHV-Mitglied Joachim Wöhrle das Vorhaben umriss. Die **Jahreshauptversammlung** bestätigte das bewährte Führungsteam mit dem Zweiten Vorsitzenden Helmut Kury, der Schriftführerin



*Als hervorragende fachkundige Führerin durch die Goya-Ausstellung in der Städtischen Galerie erwies sich wieder einmal die Historikerin Ursula Köhler. Die zahlreichen GHV-Mitglieder dankten mit herzlichem Beifall.*



*Zum Ehrenmitglied wurde Altdekan Kurt Müller in der Jahreshauptversammlung 2008 durch den GHV-Vorsitzenden Günter Rath (Mitte) ernannt. Agnes Asal durfte sich über einen Blumenstrauß freuen.*

Claudia Wildi und den Beiräten. Gleichzeitig wurde Dekan i.R. und Pfarrer Kurt Müller für seine Verdienste um den Verein zum Ehrenmitglied ernannt. Angekündigt wurde dabei auch ein Bildband von Kurt Müller über Wegkreuze, den der Geschichts- und Heimatverein im Herbst als Dank für das große Engagement des langjährigen und verdienstvollen Münsterpfarrers herausgeben wird.

Ein großer Erfolg war die **Exkursion nach Prag**, das die 50 Teilnehmer rundum begeisterte. Neben der Geschichte der Stadt war man ebenso beeindruckt vom Besuch der Oper und der berühmten *Laterna magica*.

Am 3. April weihte Pfarrer Müller das **Wegkreuz in der Kalkofenstraße**, das vom GHV unter Federführung seines Mitglieds Architekt Konrad Flöß renoviert wurde. Der Dank des Vorstands galt insbesondere Medi Zimmermann, auf deren Grundstück das Herrgottszeichen früher stand und nun wieder aufgestellt wurde. In seine Segensworte band Dekan i.R. Kurt Müller den Wunsch ein, dass von dem Symbol christlichen Glaubens Segen, Heil und Frieden für die Stadt und ihre Bewohner ausgehen möge.

Unter dem Bild **Kaiser Konstantins des Großen** referierte Ignaz Bender bei seinem Vortrag über diesen nicht unumstrittenen Herrscher und berei-



*Einen Fremdenführer par Excellence hatte der Geschichts- und Heimatverein Villingen beim ihrer Jahres-exkursion in Trier. Der langjährige Kanzler der Uni Trier, Ignaz Bender, richtet hier den Blick seiner einstigen Landsleute auf die Fassade der Jesuitenkirche, eines der zahlreichen Gotteshäuser der alten Römischen Kaiserstadt Augusta Treverorum (Bild links). Im Übungssaal der Trierer Domsingschule (rechtes Bild) gab Domkapellemeister Stephan Rommelspacher einen Einblick in seine Arbeit an dieser Einrichtung.*





tete gleichzeitig auf die **Jahresexkursion nach Trier** vor. Mit Ignaz Bender stellte sich nicht nur ein kompetenter Kenner der Geschichte des einstigen römischen Reiches vor, sondern auch ein Mann, der enge Verbindungen zur heimischen Historie hat. Die erwähnte Exkursion in Deutschlands älteste Stadt begeisterte die Geschichtsfreunde ebenso wie der eingefügte Tagesausflug nach Luxemburg. Bei Stadtrundgängen lernten die Villingener die jeweils wichtigsten Sehenswürdigkeiten beider Städte kennen und in Trier traf man auch Stephan Rommelspacher, der sich Zeit nahm, viele Bekannte zu begrüßen und einen Einblick gab in seine Arbeit als Domkapellmeister in Trier.

Eberhard Härle führte bei gutem Wetter durch den **Villinger Stadtwald** und beantwortete gleichzeitig die Frage, ob sich zwischen Ökonomie und Ökologie ein Gegensatz auftritt mit einem klaren Nein.

Auf die **Spuren der Benediktiner am Oberrhein** begaben sich wieder über 50 Teilnehmer unter der sachkundigen und humorigen Führung von Pfarrer i.R. Alfons Weißer, der mit der Geschichte der Klöster in Rheinau, Säcking und Reichenau bestens vertraut war. So lehrreich wie die Klostergeschichte, so vergnüglich war anschließend die Schifffahrt auf dem Oberrhein an den Rheinfall bei Schaffhausen.



*Wetterkapriolen konnten den Mitgliedern des Geschichts- und Heimatvereins Villingen bei ihrer Halbtagesexkursion nach Rheinau nichts anhaben. Unter schützendem Dach schipperten sie nach der Klosterbesichtigung Richtung Rheinfall.*



*Gestenreich erklärte Altdekan Kurt Müller Bilder, Statuen und Architektur im Konstanzer Marien-Münster. Besonders die aussagestarken Szenen am sogenannten Heiligen Grab in der Mauritiusrotunde rückt er in den Blickpunkt der Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, die eine Exkursion in die Bodenseemetropole unternommen hatten.*

Großer Andrang herrschte in der Städtischen Galerie zum zweiten Mal in diesem Jahr beim **Besuch der Zille-Ausstellung** und wiederum erhielt auch Ursula Köhler großes Lob, der es wiederum meisterhaft gelang, die sehr große Zahl der Besucher aufmerksam und zielsicher Zille vorzustellen.

Im September führte Pfarrer Müller rund 50 Mitglieder durch das **Münster und die Dreifaltigkeitskirche in Konstanz**. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Heiligen Grab in der Mauritiusrotunde geschenkt, das als eine einzigartige Kostbarkeit der Kunst- und Liturgiegeschichte angesehen werden kann. Kurt Müller erklärte gewohnt anschaulich die einzelnen Darstellungen des Figurenzyklus, der rundum das Kunstwerk zielt. Beeindruckt waren alle auch von der ehemaligen Klosterkirche der Augustiner-Eremiten, die nach einer kostspieligen und umfangreichen Renovation ein wahres Juwel der Stadt Konstanz geworden ist.

Auf den Weg nach **Santiago di Compostella** entführte Adolf Schleicher viele Interessierte bei seinem Lichtbildervortrag, bevor die Koffer für die große Sonderexkursion nach Kastilien gepackt



*An historischer Stelle stellten sich die Mitglieder des Geschichts- und Heimatverein Villingen, die an der Exkursion nach Kastilien teilnahmen, zum Erinnerungsbild auf: An der alten Stadtmauer die völlig erhalten ist und die Altstadt von Avila umschließt.*

wurden. Klaus Weiß war in Spanien auch in diesem Jahr ein ausgezeichnete sachkundiger Führer, dem weder Geschichte noch Kunst, Architektur und Landschaft fremd zu sein schienen. Angenehm war es auch für die Teilnehmer, dass neben dem vielen Wissen, das vermittelt wurde, auch die persönliche Spurensuche Zeit und Raum erhielt.

Horst Spormann referierte über die **Historische Bürgerwehr** zu Villingen und gab einen geschichtlichen Rückblick über die aus dem Bild der Stadt nicht wegzudenkende „Institution“.

In den Geniewinkel Badens spähten die Mitglieder bei einer Halbtagesfahrt in die tausendjährige badische **Residenzstadt Meßkirch**. Unter Führung von Beiratsmitglied Hans-Georg Enzenroß wurden insbesondere Schloss und Kirche bewundert.

Beeindruckender Abschluss der Vorträge und Exkursionen war schließlich im November der **Lichtbildervortrag von Pfarrer Kurt Müller zu den Wegkreuzen**, bei dem gleichzeitig auch das „Kreuzbuch“ vorgestellt wurde. Dies wird den Mitgliedern

nach Hause gebracht, mit der Bitte, die Herstellung mit einem kleinen Beitrag von 10 € auf das Konto des GHV zu unterstützen. Für Nichtmitglieder ist es bei den Villingen Buchhandlungen und den katholischen Pfarrämtern zu erhalten.



*„Kreuze in der Feldflur, am Wegrand und an Hausfassaden“ ist der Titel einer Schrift, die der Geschichts- und Heimatverein herausgegeben hat. Text und Bilder sind von unserem Ehren- und Beiratsmitglied Pfarrer Kurt Müller, dem die Wertschätzung und Pflege der Kreuze von je her ein persönliches Anliegen ist.*

## JANUAR

Weihnachtsferien bis 11. 01. 2009

15. 01. 2009 um 20.00 Uhr

*Anita Auer*

Die Spiegelhalter Sammlung – Führung

28. 01. 2009 um 20.00 Uhr

*Michael Buhlmann*

Habsburgerisches Villingen

## FEBRUAR

Fasnet vom 19. 02. (Do) bis 24. 02. (Di)

## MÄRZ

03. 03. 2009 um 20.00 Uhr

Jahreshauptversammlung

17. 03. 2009 um 20.00 Uhr

*Kurt Müller*

Die Wallfahrten unserer Heimat

## APRIL

Osterferien vom 09. 04. bis 19. 04. 2009

## MAI

21.05. Himmelfahrt

25. 05. bis 07. 06. 2009 Pfingstferien

07. 05. 2009 um 18.00 Uhr

*Werner Huger*

Der Riese Romäus – Vortrag mit Führung

15. bis 17. 05. 2009

Jahresexkursion evtl. Aschaffenburg

## JUNI

Pfingstferien bis 07. 06. 2009

11. Juni Fronleichnam

08. 06. 2009

*Adolf Schleicher*

Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg

13. 06. 2009 um 13.30 Uhr

*Jürgen Muff*

Historische Radtour für Kinder, Eltern und Großeltern rund um Villingen

## JULI

06. 07. bis 11. 07. 2009

*Günter Rath*

Jahresexkursion Verona, Vicenza, Sirmione mit Möglichkeit des Besuchs der Arena (Carmen)

30. 07. bis 13. 09. 2009 Sommerferien

## AUGUST

Sommerferien

## SEPTEMBER

bis 13. 09. 2009 Sommerferien

15. bis 24. 09.

*Klaus Weiß*

Sonderexkursion Griechenland

29. 09. 2009

*Gotthard Glitsch*

Richard Ackermann (k)ein Heimatmaler

## OKTOBER

26. bis 31. 10. Herbstferien

10.10.2009

*Alfons Weißer*

Halbtagesexkursion Kloster Hirsau

22. 10. 2009

*Josef Fischer*

Der Villingener Münsterschatz

## NOVEMBER

12. 11. 2009

*Michael Buhlmann*

Die Zähringer im deutschen Südwesten

## DEZEMBER

11. 12. 2009 18.00 Uhr

Besinnlicher Abend

Bitte beachten Sie die Hinweise in der Tagespresse und im Internet unter [www.gbv-villingen.de](http://www.gbv-villingen.de).

Veranstaltungsort der Vorträge ist das Münsterzentrum.

Beginn, wenn nicht anders angegeben: 20.00 Uhr. Änderungen vorbehalten.



# Die Autoren

**Evi Blaser**, geb. 1957 in Villingen, Sekretärin, verheiratet seit 1985 mit Franz Blaser, freier Architekt, Mitglied des GHV, in dessen Architekturbüro seit 1987 tätig. Eintritt bei den Alte Jungfere im Jahr 1996. Seit 2004 Vorsitzende des Villingen Oratorienchores.

**Dr. Edith Boewe-Koob**, geboren in Frankfurt/Main, größtenteils in Villingen aufgewachsen, studierte in Trossingen und Zürich Klavier und Gesang und schloss beide Studiengänge jeweils mit einem Staatsexamen ab. Nach langjähriger Konzerttätigkeit studierte sie an der Universität Freiburg Musikwissenschaft, lateinische Philologie des Mittelalters und Geschichte und promovierte 1994 über ein Antiphonar aus dem frühen 10. Jahrhundert. Edith Boewe-Koob ist Mitglied der internationalen Forschungsgruppe Cantus planus und ihre Forschungsergebnisse werden in Fachbüchern veröffentlicht. Mitglied im GHV.

**Michael Buhlmann**, Jahrgang 1957, Diplom-Mathematiker. Studium Mathematik, Wirtschaftswissenschaften, Geschichte und Erziehungswissenschaften mit den Abschlüssen Diplom und Lehramt. Von 1989 bis 1997 Dozent für mittelalterliche Geschichte an der Universität Essen. Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen zur mittelalterlichen Geschichte.

**Hermann Colli**, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Boten. Seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter bei verschiedenen Medien. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein. Seit 2003 Ehrenmitglied.

**Dieter Ehnes**, Dipl.-Ing., geboren 1939 in Frankfurt am Main, Architekturstudium TH Darmstadt,

seit 1970 als freier Architekt und Stadtplaner in Villingen tätig. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins. Seit dem Studium Beschäftigung mit Kunst- und Baugeschichte.

**Barbara Eichholtz**, geboren 1943 in Berlin, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft u.a. in München, Göttingen und Freiburg.

**Dr. Andreas Haasis-Berner** ist Archäologe und beschäftigt sich seit 1995 intensiv mit der Geschichte von Waldkirch und dem Elztal. Darüber hinaus hat er die Keramik der Kaiserpfalz von Paderborn ausgewertet sowie die Grabung auf Schloß Horst bei Gelsenkirchen. Er arbeitet im Regierungspräsidium Freiburg, Fachbereich Archäologie an der Inventarisierung der archäologischen Kulturdenkmale des Regierungsbezirks Freiburg.

**Lambert Hermle**, geboren 1946 in Villingen. Stadtführer, Ehrenratsherr der Historischen Narrenzunft Villingen. Mitglied im GHV.

**Werner Huger**, geboren und aufgewachsen in Villingen, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i. R., bis 1990 Erster Vorsitzender des GHV, seit 1993 Ehrenmitglied.

**Dr. Michael Hütt**, geboren 1959 in Wuppertal, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie in Marburg und Berlin. Seit 1992 am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen, seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Anita Auer, seit 2004 Abteilungsleiter der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen.

**Bertram Jenisch M.A.**, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Studium der Ur- und Frühgeschichte, Geschichtliche Landeskunde, Klassische Archäologie und Geologie an den Universitäten Heidelberg, Freiburg und Tübingen; 1986 ff. örtliche Grabungsleitung der verschiedenen mittelalterlichen Ausgrabungen in Villingen.

**Ursula Köhler** (geb. 1958 in Haan/Rhld.) studierte in Marburg und London Kunstgeschichte, Literaturwissenschaften und Philosophie. Sie lebt und arbeitet seit 1990 in Stuttgart und Villingen-Schwenningen. Schwerpunkte ihrer kunsthistorischen Arbeit liegen im Bereich der Kunstvermittlung sowie der frühneuzeitlichen Theater- und Festforschung.

**Dr. Marianne Kriesche-Karuth**, geboren in Oppeln/Oberschlesien, lebt seit 1963 in Villingen. Studium der Philologie: Englisch, Latein und Geschichte an den Universitäten Bamberg, München und Freiburg. 1. und 2. Staatsexamen, Promotion 1964 in Freiburg, Lehrtätigkeit am Seminar für Studienreferendare in Rottweil, danach am Gymnasium am Hopfbühl in Villingen, Oberstudiendirektorin i.R., Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins, Vorsitzende des Freundeskreises Zittau.

**Dr. Heinrich Maulhardt**, Stadtarchivar, Leiter des Amtes für Archiv, Galerie und Museen der Stadt Villingen-Schwenningen.

**Dr. Christel Pache †**, war über viele Jahre hnweg Leiterin der VHS Villingen-Schwenningen, die sie wesentlich prägte. Sie verstarb im Oktober 2008.

**Dr. Bernd Riedel**, geboren 1942 und aufgewachsen in Villingen. 1962 Abitur, Medizinstudium in München und Freiburg. Approbation und Promo-

tion 1970 nach Medizinalassistentenzeit in Singen, Villingen und Hamburg. Seit 1970 in Hamburg als Kinderarzt; Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

**Bernd Schenkel**, Jahrgang 1941, wuchs in den 40er Jahren in Gengenbach, in den 50er Jahren in Stuttgart auf. Nach dem Abitur studierte er die Fächer Geschichte, Politik und Englisch in München, Berlin, Exeter und Freiburg. Seit 1968 unterrichtete er seine Fächer am Gymnasium am Romäusring bis zum Jahr 2006. Geschichte war ihm seit Schulzeiten Lieblingsfach und Hobby. Seit den 1980er Jahren kam die Kommunalpolitik als zweites, zeitaufwendiges Hobby hinzu. Schon als Lehrer hat Bernd Schenkel – zusammen mit Schülerinnen und Schülern – immer wieder kleine Schriften zur Lokalgeschichte herausgegeben, etwa zur Altstadtkirche und zum Alten Rathaus. Seit vielen Jahren Mitglied im GHV sowie im Schwenninger Heimatverein.

**Ute Schulze M.A.**, geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

**Alfons Weißer**, geboren 1935 in Villingen, Abitur 1954 am Gymnasium am Romäusring, Theologiestudium, seit 1961 Priester (Vikar, Pfarrer, 1982–2005 auf der Reichenau, seit 2005 Pfarrer i.R. in Villingen (Betreutes Wohnen St. Lioba). Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

**Claudia Wildi**, geboren 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS, Studium der Betriebswirtschaft, seit 1998 Schriftführerin unseres Vereins.



## Partner der Kultur

 Sparkasse  
Schwarzwald-Baar

Wir engagieren uns für die Region, wenn es um Soziales, Sport, Kunst und Kultur geht. Zum Beispiel auch bei den Projekten des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Denn unser Standort ist hier: **Wenn´s um Geld geht - Sparkasse Schwarzwald-Baar.**